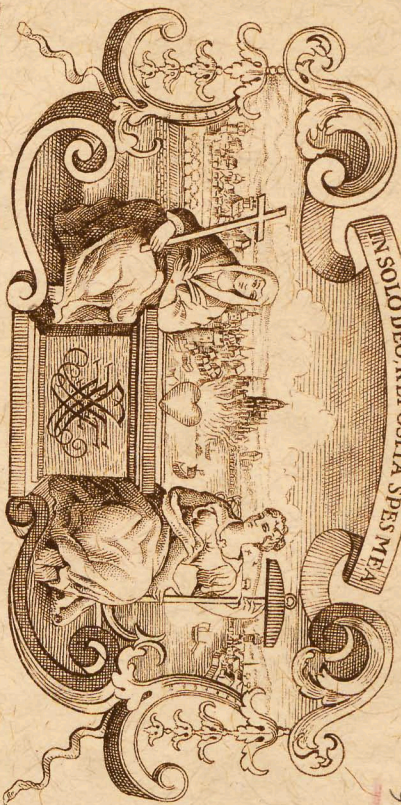


IN SOLO DEO REPOSITA SPES MEA



FRANCOFVRTI AD MOENVM.
Ex libr. RUDOLF A. FLEISCHER. MCMLXXXIII.

200

EA
VON
1820

Obi Kāman

Seebeß 1159 = 3. Aufl. 1835

30. -





H. Roemborg. del.

A. W. Böhm. sc.

Die Söhne der Quelle.

D A S

BUCH DER MÄHRCHEN

für

KINDHEIT UND JUGEND

nebst

etzlichen Schnaken und Schnurren;

anmuthig und lehrhaftig

von

J. A. C. LÖHR.

Zweytes Bändchen.

Mit 6 Kupfern.

LEIPZIG

bei Gerhard Fleischer d. Jüng.

H/5 116750

INTERNATIONALE
JUGEND
BIBLIOTHEK
München

Gleichsam als Vorrede.

Daß das Märchenbuch Beifall bei der Jugend und deren verständigen Freunden, so wie in öffentlichen Blättern gefunden hat, kann dem Verf. schon der ernstern Zwecke wegen nicht gleichgültig sein, welche er bei dieser Arbeit hatte, und die ja auch in diesem Theile wohl sichtlich genug hervortreten. Unter mehreren Beurtheilern, wäre er namentlich dem ihm unbekannten in der H. A. L. Z. der klaren und wahren Ansicht des Büchleins wegen, Verbindlichkeit schuldig, nur daß er sich hier derselben nicht wohl füglich entledigen kann. Einen Irrthum aber, welcher jedoch sehr nahe lag, hat Verf. zu berichtigen, den, daß in der von dem Hrn. Rec. ausgehobenen Stelle der Vorrede des 1sten Theils, keineswegs Recensenten, sondern gar andere Leute gemeint waren, — nämlich jene verrosteten, vertrockneten Seelen, die den Sitz und Quell des geistigen Lebens nicht kennen, und es dem lieben Gott als einen Mißgriff zeihen, daß er dem Menschen auch ein Bißchen Phantasie mit schönen bunten, flammenden, strahlenden und flatternden Lichtern und Bildern mitgetheilt hat, von welchen freilich aber die Schatten — oft recht finstere, unzertrennlich sind. Solcher Gottesbeserer sind bis auf den heutigen Tag eben nicht wenige, und was sich bei ihnen nicht mit ihrer strohenen, saft und kraftlosen Vernunft vertragen will, der eben nichts weiter fehlt, als ein wenig Verstand —

ja das ist verdammliche Waare und muß verbrannt werden! — Alles Land der Erde muß mit Kartoffeln und Kraut bebaut werden, aber Blumen werden nicht gelitten. Der Verf. hatte diese Art, zum Theil wenigstens, wie er glaubte, in der Note S. IV der Vorrede bezeichnet, und rathet noch sich vor ihrem Brummen und Murren, Schelten, Toben und Wüthen zu hüten. — Uebrigens kann der Verf. gegen Recensenten, zumal gegen solche, welche wie die Seinigen, und insonderheit wie der Erwähnte, eine Einsicht in die Sache haben, über welche sie sprechen, und Billigkeit genug ihre eigene Ansicht nicht so ganz und gar und allemal für infallibel zu halten, — gegen solche kann er um so weniger hadern, da er mit ihnen, o seit vielen Jahren schon, an vielerlei Orten und Enden in ordentlicher Collegenschaft steht, obwohl er leider einige Zeit daher sich auf die Altmeister und Faulbank ausstrakelt, und nun zusieht, wie es Andere treiben, worüber er freilich mitunter seine eigenen Gedanken hat.

Ueber Vieles, was auch bei diesem Büchlein noch sonst in Rede gestellt werden könnte, scheint es dem Verf. dieses noch nicht an der Zeit, sich näher herauszugeben. Vielleicht daß Rath und Zeit, eben mit der Zeit wird. Der Himmel wolle indeßen vorerst nur aller Saalbaderei steuern und dazu alle braven und tüchtigen Recensenten und pädagogischen Männer sich lassen berufen fühlen. — Ach, es ist zuviel Land mit tauben Saamen besäet!

Den 11. Febr. 1820.

Inhaltsverzeichnis.

1) Das Glückskind	Seite 3
2) Das gutmüthige Mäuschen	— 16
3) Rothkäppchen	— 25
4) Das Röslein	— 28
5) Martin und Ilse	— 50
6) Die Schlange	— 54
7) Der tapfere Schneider	— 57
8) Die goldene Gans	— 63
9) Hans mein Igel	— 67
10) Der ganz kleine Däumeling	— 73
11) Das kluge Schneiderlein	— 78
12) Die sechs Diener	— 82
13) Hauptmann Felsenschneider und seine Gefährten	— 91
14) Prinz Krummbuckel und Prinzess Murmeltthierchen	— 108
15) Die Zauberflöte	— 126
16) Das Goldvögelein	— 148
17) Die drei Federn	— 152
18) Die Nelke	— 155
19) Das Wasser des Lebens	— 160
20) Der dumme Kailun	— 165
21) Einige Stückerhen von Rübezahl	— 190
22) Mograby	— 213
23) Der Goldvogel, das Goldpferd und die Prinzessin	— 248
24) Die Edhne der Quelle	— 257
25) Viola und Goldherz	— 280

26)	Prinz Beder	Seite 297
27)	Die Brunnennixe	— 317
28)	Sieben kalmlückische Mährchen	— 339
29)	Kobadab	— 372
30)	Das Zauberpferd	— 389
31)	Ahmed und Paribanu	— 404
32)	Der gelbe Zwerg	— 430
33)	Dornröschen	— 446
34)	Der glückliche Holzhacker	— 451
35)	Der Eisenofen	— 458
36)	Der Jäger	— 464

Das Buch der Mährchen.

Zweytes Bändchen.

Q u e r e n d o t u o m e n t e

o m e n t e t u o m e n t e

1. Das Glückskind.

Ein armer Bauersmann, welcher Martin hieß, hatte zwei Kinder, die er gar herzlich liebte. Es waren ein Sohn und eine Tochter.

Als er nun auf seinem Todtenbette lag, da rufte er sie Beide zu sich und sagte:

„Ihr herzlichsten Kinder, ich muß nun von Euch scheiden; aber obgleich ich sterben muß, so lebt doch der liebe Gott immerfort, und wenn Ihr Euch recht lieb haben werdet, und Du W a n s t recht ordentlich wirst arbeiten lernen, so wird Alles schon gut gehen!“ W a n s t aber war sein Sohn.

Der Vater sagte weiter: „Daß ich Euch nicht viel hinterlassen kann, wißt Ihr ja. Als ich Eure seelige Mutter heirathete, brachte sie mir ein Paar alte Holz: Schemel und einen Strohsack mit ins Haus. So hab ich auch noch meine Henne, meinen Nockenstock, und diesen Silberring hier. Den Topf aber mit dem schönen Nockenstock und den Silberring, die ich beide schon so manche Jahre aufbewahrt habe, hat mir eine vornehme Frau geschenkt, welche in meiner Hütte einmal zur Nacht blieb, und von welcher ich heutiges

Tage nicht weiß, wer sie war, oder woher sie kam, und wohin sie zog. Denn es schickte sich nicht darnach zu fragen.

Sie sagte, ich möchte des Melkenstocks gar fleißig warten und ihn begießen, den Ring aber aufs beste bewahren; sie sollten aber alle beide Dir, liebe Tochter, zugehören, und Dich einmal trösten, wenn Du recht arm und verlassen sein würdest. Dennoch sollte ich Dich „Glückskindchen“ nennen, welches ich auch gethan habe. — Da hier! Glückskind, nimm was dein ist, Ring und Melkenstock; das Uebrige gehört dem Wanst.

Der Vater starb nach einigen Tagen; die Kinder nahmen, Jeß des was ihm gehörte, und blieben beisammen.

Glückskindchen hatte den Bruder Wanst gar sehr lieb, und dachte er würde sie auch recht lieb haben, welches aber nicht geschah, denn, als sie sich einmal auf einen von Wanstens zwei Schemeln setzen wollte, jagte er sie davon weg, setzte sich selbst ganz hochmüthig auf den Einen Schemel, und auf dem andern strakelte er tölpisch seine Strampel- und Pampelfüße aus, die gar dick und stämmig waren.

„Die Schemel sind mein“, sagte er übermüthig und vornehm; Du kannst Deinen Ring behalten und Deine Melken!“

Das Glückskind weinte im Stillen seine bitterlichen Thränen, und wußte nun nicht einmal, wo es sich hinsetzen sollte. Ach! daß der Wanst so garstig sein könnte, das hätte sie ja nimmerdar geglaubt; um desto weher that es ihr denn.

Stehend hatte sie bis zum Abendessen ein wenig genäht, aber Wanst hatte grobthuisch und nichtschuig auf seinen Schemeln geruht, und als Abendessenszeit kam, holte er sich ein Paar Eier von denen, welche die Henne seit einigen Tagen gelegt hatte, kochte sie, und aß sie nebst einem großen Stück Brodt, wovon noch etwas Vorrath da war. Aber der Schwester gab er weder Brodt noch Ei.

„Das ist für mich, sagte er, und ist mein. Du magst zusehen, woher Du etwas zu essen willst nehmen. Versuche das hier, sagte er, indem er ihr die Eierschalen zuwarf; ich habe nicht mehr für Dich. Doch gibt es noch Frösche im Sumpfe genug, die magst Du dir holen.“

Da ging das arme Kind still weinend in sein Kämmerlein und klagte dem lieben Gott seine Noth. Im Kämmerlein aber düftete es mit gar lieblichem Geruch. Das thaten die Nelken, die frisch und herrlich da standen, und über welche das Mädchen sich so herzlich freute, daß es den Bruder und den Hunger vergaß und aufhörte zu weinen.

Da sah es nun seinen Nelkenstock an. Der aber war ziemlich trocken. Da sagte Glückskindchen:

„Ihr lieben, süßen, holden Nelkenblumen, wie sollt ich denn Euer vergessen. So schön riecht ihr, und habt so prächtige Farben! Mein ihr sollt mir nicht dürsten!“

Drauf nahm sie den Krug und eilte im Mondenschein zum Brunnen, Wasser zu schöpfen, und die Blumen zu erfrischen. Der Brunnen war aber weit, und sie hatte sich müde gelaufen, als sie hinkam, und setzte sich an dem kühlen Brunnen nieder, um erst ein wenig auszuruhen. Sie hatte ja daheim ohnedieß nichts zu schaffen und zu essen.

Als sie so da saß, da kam ein großes Wesen und Gethue daher, mit großer Pracht und Herrlichkeit, und eine vornehme Frau war darunter, mit einer Krone auf dem Haupte, die glänzte im Silberlicht des Mondenscheins gar wunderherrlich, wie Diamanten und Perlen, aus welchen denn eben die Krone bestand, und viele hochgeputzte Frauen und Herren begleiteten die vornehme Frau mit großer Ehrfurcht.

Die Vornehme ließ sich an der Quelle des Brunnens nieder, wo liebliche und lustige Bäume standen. Ein Armstuhl wurde ihr hingesezt, mit weichen Kissen belegt und überzogen mit Goldbrokat; ein Schenktisch wurde ihr hingestellt mit goldenen und krystallhellen Gefäßen und auf einem andern Tische, unfern davon, ward eine köstliche Mahlzeit aufgetragen, und eine Musik von Hörnern und Saitenspielen begann sanft und süß.

Das war aber Alles in einem einzigen Augenblicke da, so als ob es schon längst dagewesen wäre.

Das Glückskind hatte sich während das Alles vorging, blöde und schüchtern und gleichsam wie vor Angst, hinter einen Gliederstrauch versteckt, indem es dachte, es gehöre nicht zu den vornehmen und glänzenden Leuten. Da ging es ihm wie vielen erwachsenen Leuten, welche sich auch vor den Vornehmen und Glänzenden gern verbergen, oder wenn sie hervor müssen, vor ihnen kriechen, als wären sie Würmer und keine Menschen, jene aber wären es, und müßten Alles allein gelten. So etwa mocht es dem armen Kinde sein.

Glückskind hatte sich versteckt, aber die vornehme Frau, welche eine Königin war, und daher wie die Königinnen meistens, ein rechtes großes scharfes Auge für kleine Dinge hatte, — die Königin sahe sie doch, und ließ sie durch einen ihrer vornehmen Diener heran rufen.

Dehmüthig und sanft und sittig schämig stand das schüchterne Mägdelein mit gesenkten Augen vor der Königin, der es gar aus dermaßen gefiel.

„Was machst Du denn hier, Du liebes holdes Kind? fragte die Königin gütig, weil sie selbst recht sehr gut war; fürchtest Du Dich denn nicht, so allein am Abend?“

„Fürchten? antwortete das holde Kind; gar nicht! Ist doch der liebe Gott bei mir und seine heiligen Engel sind auch da. Und ich habe ja auch nichts, was mir Einer nehmen könnte. Ich habe nur diese Kleider von Leinwand, und einen Nelkenstock und einen Silberring, die sind aber zu Hause, und den Nelkenstock, der so gar schön riecht, den wollt ich begießen und mir Wasser dazu aus dem Brunnen holen.“

„Hast Du denn schon Abendbrod geßen?“ fragte die Königin. Ach nein, noch nicht, antwortete Glückskind. Es war nicht viel da — nur zwei Eier und ein Stück Brodt, das hat der Bruder geßen.“

Da mußte sich Glückskind an der Königin Tisch setzen, und wurde ihm das beste aufgetragen, und mußte es eßen. Es aß aber nur ein wenig, denn es war so blöde.

„Worin denn, fragte die Königin nun, wolltest Du das Wasser schöpfen, die Nelken zu tränken? Du hast ja keinen Krug mit Dir?“

„O doch! sagte das Mädchen; ich hab ihn hier unten auf die Erde heimlich hingeseßt.“ Da griff es darnach und wollt ihn der Königin zeigen. Da war wohl ein Krug da, aber der war von Gold und so schwer, daß er sich kaum ließ erheben, und war besetzt mit funkelnden Edelsteinen.

„So einen schönen Krug hast du?“ fragte die Königin: „Ach nein! antwortete das Mädchen betrübt, der ist nicht mein; meiner war nur ein irdener Krug, und der ist nun fort und ich habe keinen andern. O! meine armen Nelken; sie dürsteten so sehr.“

„Nun, sagte die Königin, so nimm diesen da, und sei nur getrost. Schöpfe Du nun!“ Aber als das Mädchen schöpfen wollte, war der Krug schon voll von Wasser, welches köstlich und erquickend roch.

„Daraus sollst du Deine Blumen begießen, sagte die Königin freundlich, so werden sie recht wunderschön blühen und riechen. Geh hin und komm wieder, ich werde hier noch eine kleine Weile bleiben.“

Da lief das Mädchen eiligst nach Haus und wollte der gütigen Königin den schönen Nelkenstock aus Dankbarkeit bringen, wenn es ihn erst würde getränkt haben.

Als das arme Kind aber in sein Kämmerlein kam, wo der Nelkenstock im Fenster gestanden, da war er fort, denn der garstige Wanst hatte ihn fortgenommen und versteckt, und statt desselben einen Kohlkopf hingestellt. Da wurde das Mädchen recht tief betrübt, denn es hatte sich so recht herzlich drauf gefreut der gütigen Königin auch Etwas zu schenken.

Da es nun nichts Besseres hatte, nahm es den Silberring, und sagte der Königin, wie es mit dem Nelkenstock so gar übel ergangen sei.

Die Königin nahm den Ring an, und steckte denselben an ihren Finger, indem sie sagte: „Ich nehme den Ring von Dir, Du gutes Kind; und bleibe Du nur so sanft und fromm, und habe Geduld, nur noch eine kleine Weile, so wird schon Alles gut werden!“ Hierauf setzte sich die Königin in ihren prächtigen Wagen, und sechs schneeweiße Pferde flogen mit ihr so schnell davon, als ob sie Vögel wären.

Als nun das Mädchen wieder in sein Kämmerchen kam und den Kohlkopf noch im Fenster sahe, wurde sie auch einmal böse, weil ihm der garstige Wanst die Freude mit dem Nelkenstocke verderbt hatte, und warf recht unwillig den Kopf zum Fenster hinaus.

Da schrie es mit kläglichem Stimm: „Ach mir sind ja alle Rippen im Leibe zerbrochen — Ich bin ein Kind des Todes!“

Glückskindchen dachte nicht, daß es der Kohlkopf sein könne, von dem die Wehklage käme, sondern ging hinaus zu sehen, wer es denn wäre? da war ihm der Kohlkopf im Wege und es stieß denselben mit dem Fuße fort und sagte: „Geh, Du garstiges Ding, das die Stelle meines lieben Melkenstocks vertreten wollte!“

„Thue mir doch nicht unrecht, antwortete der Kopf: Du solltest mich nicht an der Stelle gefunden haben, hätte mich nicht Jemand ins Fenster gestellt. Setze mich nur wieder zu meinen Kameraden hinaus, so will ich Dir auch sagen, daß der hämische Wanst Deine Melken in seinen Strohsack versteckt hat.“

Das Mädchen erschrak anfangs ein bißchen über den sprechenden Kohlkopf, denn es wußte noch nicht, daß es der Kohlköpfe recht viel in der Welt gibt, welchen die Sprache gar nicht fehlt, wohl aber fehlen die Gedanken; aber bald hatte es sich von dem Schrecken erholt und trug mitleidig den Kohlkopf an seine Stelle. Aber dann trauerte es wieder, weil es nicht wußte, wie es den Melkenstock aus dem Strohsack bekäme, denn der garstige Wanst würde es doch nicht erlauben, denselben hervorzuholen.

Indem das Glückskind so trauerte, sah es die Henne des Bruders so eifrig auf dem Hofe krähen, daß der Staub davon weit umherflog. „Das Mädchen griff nach der Henne und erhaschte sie und sagte: Wart! du sollst mir den Melkenstock bezahlen.“

„Sei doch barmherzig, flehte die Henne; ich bin ja nicht schuld; wie kann ich denn für den Melkenstock büßen?“ — Da war des Glückskindes Aerger gleich verfliegen und es ließ die Henne frei.

Zur Dankbarkeit, sagte nun diese, will ich Dir Etwas offenbaren, zumal ich das Kalkern und Pappern gar zu sehr lieb habe. Du denkst, Du seist des alten Martins, des gestorbenen Bauers, Kind und Wanst sei Dein Bruder, dem ist aber gar nicht also, son-

dem Du bist eine Prinzessin und Deine Mutter ist eine Königin. Die hatte schon sechs schöne Töchter geboren, aber der König war wunderbarlich und sehr schlimm und vermaß sich hoch und sehr, wenn die Königin wieder in die Wochen käme und brächte ihm keinen Prinzen, so wolle er sie erstechen, und da die Königin eben wieder schwanger war, so ließ er sie sogleich in einen festen Thurm stecken und gab ihr Wächter und befahl denselben im grimmen Zorn, die Königin und ihr Kind gleich umzubringen, wenn sie eine Prinzessin brächte.“

Die unglückliche Königin ängstete sich fast halb todt, ehe sie noch niederkam, und als sie nun niederkam, da hatte sie eine Prinzessin, und das warst Du. Sie entfloß mit Dir aus dem Thurm, denn sie hatte sich schon lange vorher eine Strickleiter gemacht. Sie lief so weit als sie nur Kraft hatte, und kam zu uns in dieses kleine Häuschen, wo sie nicht weiter konnte. Sie erzählte uns ihr grausames Unglück, und bat mich ihr Kind groß zu säugen, nämlich Dich. Ich aber war damals Martins Frau, und that das gern, und bin also Deine Amme. Deine Mutter starb wenige Tage nachher, denn sie hatte gar zu viel ausgestanden; wir aber, Martin und ich, behielten Dich bei uns, und hatten Dich so lieb, als ob Du unsere Leibliche Tochter wärst.“

Da ich nun immer gern schwatzte und plauderte, so erzählte ich auch einmal diese ganze Geschichte einer schönen Frau, die prächtig gekleidet war, und wohl etwas Großes sein mochte. Diese aber berührte mich mit einer kleinen Gerte und da wurde ich auf einmal zur Henne. „Nun, sagte sie, plaudere und schwatze so viel du willst!“ „Das hab ich denn auch ordentlich gethan und unaufhörlich gekritelt, kratzt und gekackert.“

„Als nun der arme Martin von seiner Arbeit nach Hause kam, fand er mich nicht. Er suchte mich mehrere Tage lang, aber das war ja alles vergeblich. Da dacht er denn endlich, ich möchte vielleicht in den Wald gegangen sein und wäre von den Wölfen gefressen worden, oder sei im Flusse ertrunken und von dem Strome fortgeführt worden.“

„Nach einiger Zeit kam die vornehme Frau noch einmal und gab Deinem Pflegevater den Ring und den Melkenstock, da ich eben auf dem Hofe war und Würmerchen suchte; sie befahl ihm auch, wie Du heißen solltest. Indem sie aber noch da war, kamen zwanzig grimmige Trabanten, die hatte Dein wirklicher Vater, der König, ausgesendet, Dich zu suchen und umzubringen. Das ist aber gar nicht geschehen, wie Du wohl weißt, sondern die vornehme Frau sagte leise nur ein Paar Worte, da waren die Trabanten allzumal in Kohlköpfe verwandelt. — Siehe, nun weißt Du, daß Du eine Prinzessin bist.“ „Ich wundere mich nur, daß ich auf einmal wieder sprechen kann, was ich vorher gar nicht gekonnt habe, und der Kohlkopf, den Du aus dem Fenster warfdest, konnte es auch. Ich denke das hat Etwas zu bedeuten.“

Also plauderte die Henne, und zwar froh, daß sie es konnte, weil sie so lange den Sprechschnabel hatte halten müssen.

Glücksfind sann allen diesen Wunderdingen nach, aber es konnte sich nicht daraus finden. „Wenn ich nun auch eine Prinzessin wäre, wäre ich denn nun glücklich? Wenns allen Prinzessinnen so zu Muth ist, wie mir, so steht es mit ihnen sehr übel. Ich wollt, ich wäre das Gänsemädchen im Dorfe, das hat doch sein Stück Brod, springt lustig auf der Wiese herum, sucht Blumen, windet Kränze daraus, und singt sich sein fröhliches Liedchen.“

Jetzt fiel dem Glücksfnde der Melkenstock wieder ein, und als

es in die Stube trat, war zum Glücke Wanse nicht da, sondern war in den Wald gegangen. So wollte es denn den Strohsack aufmachen und den Nelkenstock herausholen; aber da kam ein großes Heer von großen garstigen Ratten mit häßlichen langen Schwänzen aus dem Sacke hervorgeschossen, grimmig und bößig auf Glückskind zu.

„Ach, ihr lieben, lieben Nelken, rief es, wie soll ich euch nun erretten!“

Als aber die Ratten nicht aufhörten auf das Mädchen zuzufahren, verfolgten es in der Stube und wollten in sein Gesicht hinaufspringen, lief es in der Angst zu dem Kruge von Gold und sprengte Wasser auf die Ratten, die alsbald mit hastiger Angst davon liefen und sich in ihre Löcher verkrochen.

Jetzt holte Glückskind seine lieben Nelken aus dem Strohsack, aber die trauerten mit hängenden Köpfchen und waren beinahe verschnachtet.

„O ihr lieben schönen Blumen, sagte Glückskind, indem es den Stock mit dem Wasser aus dem Goldkrüge begoß, erholt euch doch wieder!“ Das thaten die Blumen, sobald sie begoßen waren, und richteten die Köpfchen frisch in die Höhe und dufteten einen wunderlieblichen Geruch, und das Mädchen freuete sich sehr. Und aus dem Nelkenstock kam eine angenehme Stimme, die sprach ganz leise.

„O Glückskindchen, wie bist Du so sanft und so gut und auch so schön; und ich bin Dir auch so gut, so sehr gut!“ Mehr sagte die Stimme des Nelkenstocks nicht, aber das war schon genug, um das Glückskind beinahe in Ohnmacht zu bringen. Es hatte zwar den Kohlkopf und die Henne sprechen gehört, aber die Stimme aus dem Nelkenstock kam ihm zu bedenklich und wunderbarlich vor.

Indem es darüber noch nachsann, kam Wanst aus dem Walde nach Hause, und wurde wild und grimmig, da er sah, daß der Neltkenstock gefunden war und wieder so schön blühet und so herrlich roth. Er packte mit seinen Fäusten die Schwester beim Arm, riß sie in der Stube umher, gab ihr einige Püffe, und schleppte sie mit Schimpfen zum Hüttchen hinaus, bis fast an den Wald: Da! sagte er, siehe zu, wie du durchkommst, oder laß dich von den Bären aufessen, aber zu mir komm nicht wieder, sonst schlag ich dich todt auf dem Flecke!"

Das arme Glückskind war recht unglücklich und hatte beinahe alle Besinnung verloren. Erst hatte es so hübsche Worte vom Neltkenstock gehört, und nun so fürchterliche von Wanst, und sollte nun in den wilden Wald voll wilder reißender Thiere.

Als Glückskind aus der Betäubung zu sich selbst kam, stand die hohe schöne Frau wieder da, die ihm den goldenen Krug geschenkt hatte. Sie sprach:

„Ich bin die Königin dieser Wälder, und weiß Alles, was vorgegangen ist, denn ich bin eine Fee. Ich habe gesehen, wie übel dich Wanst hat behandelt, der doch dein Bruder sein will. Soll ich ihn dafür züchtigen?“

„Ach nein! antwortete Glückskind, das kann mir ja nichts helfen, und er wird drum wohl nicht anders, als er nun einmal ist, und ist doch immer mein Bruder. Wenn ich nur wüßte wohin? so verlangte mich gar nie mehr nach dem Hüttchen, wo doch keine Liebe ist und kein Friede.“

„Dein Bruder sollte er sein, sagte die Waldkönigin, dein wirklicher Bruder? der tölpische rohe Mensch, der dir so übel thun konnte? Das glaub ich nimmermehr.“ Hat man denn dir nicht gesagt, wer du bist?“

„Eine Henne, antwortete es, hat mir davon Etwas gesagt, aber das war so wunderliches Zeug. Wer weiß daraus klug zu werden? Was ich nach ihrem Gefrakel sein soll, ist viel zu hoch für ein armes Bauernkind, als daß ich mirs einbilden sollte? Wankst ist doch wohl mein Bruder!“

„Er ist es nicht, du liebes bescheidenes Mädchen, sagte die Königin, und du bist wirklich eine Prinzessin, und bist das Kind meiner eigenen lieben Schwester. Ich hätte dir auch gern eher geholfen, aber ich hatte noch nicht die Macht dazu; dir aber ist es vielleicht gut gewesen, daß du so niedrig und arm bist erzogen worden, so bist du bescheiden und dehmüthig geblieben, und weißt wie Armuth und Noth thue. Könnt ich es machen, so sollten mir alle Prinzen und Prinzessinnen also erzogen werden — die Zeit deiner Prüfung ist aber vorüber.“

Indem sie noch also sprachen, trat ein Jüngling daher, heiter und schön wie ein Engel, einen Kranz von schönen Nelken auf dem goldenen Lockenhaar; der grüßte die Königin sitzig und lieblich, indem er sich auf die Kniee vor ihr niederließ, und ihre Hand küßte.

„Willkommen, mein Sohn, mein geliebter Sohn! sagte die Königin liebreich; jetzt ist deine Bezauberung vorüber! und du und das Glückskind, dem du deine Erlösung verdankst, werdet von nun an recht glücklich sein.“

„Meine Leute, fuhr sie fort, die dich in deiner ersten Kindheit warten sollten, hatten dich an eine Stelle gebracht, welche ich ihnen zu betreten verboten hatte, und hatten dich außer Acht gelassen, um mit einander zu schäkern und zu scherzen. Da erhielt ein gewaltiger Zauberer Macht über dich, welcher immer mein Feind war, und verwandelte dich in einen Nelkenstock. Den Nelkenstock erlangte ich durch meine Macht wieder, und brachte ihn in die Hütte, wo Glücks-

Kind war, und gab ihn dem Bauer und einen Silberring dazu. Wie der wieder in meine Hand zurückkehrte, so wußt ich daran, daß die Bezauberung ein Ende hatte; und du, liebes Mädchen, hast ihn mir aus Erkenntlichkeit gebracht, weil der garstige Wanst dir deinen Nelkenstock gestohlen hatte, den du mir schenken wolltest. Das Wasser, womit du die wiedergefundenen Nelken begoßest, ist aus dem Wunderbrunnen, und treibt alles Unheil ab, und gibt den verwandelten Dingen die vorige Gestalt wieder. — Kommt nun, und zieht mit mir in mein Reich!“

„O! meine Königin, meiner Mutter Schwester, darf ich nicht eine Bitte thun?“ sagte bescheiden das Glückskind mit niedergeschlagenen Augen.

„Sage mir deine Bitte, mein liebes Kind, du bist ja die Tochter meiner Schwester, und jetzt bin ich ja auch deine Mutter!“

Da bat Glückskind die Fee, sie möchte doch die Henne wieder zum Menschen machen, denn sie sei doch ihre Amme gewesen, und die Kohlköpfe auch, und den Wanst möchte sie auch zum Menschen machen, nämlich zu einem solchen, der recht sanftmüthig und liebe reich würde, und möchte ihm viel Geld schenken; denn sein Vater habe es doch, nämlich das Glückskind, auch mit erzogen und ernährt.

„Du gutes Kind,“ sagte die Fee, und ging mit ihrem Sohn und mit Glückskind zu Wansts Hütte, und berührte mit der Zauber Ruthe die Henne und die Kohlköpfe, da wurden sie wieder, was sie gewesen waren. Aber Wansten, sagte sie, könne kein Geist und keine Fee zu einem rechten Menschen machen; dazu müsse ein Jeglicher sich selbst machen. Zu viel Geld würde ihn vollends verderben. Sie ließ ihm aber, nachdem sie ihm seine schlechte Art und Natur recht hatte verwiesen, auf Glückskinds Fürbitte den Goldkrug mit den Juweelen; die solle er verkaufen und sich dafür ein Haus

bauen und Garten und Feld dazu kaufen, damit er zu thun habe und dabey auch glücklich werde. Wanst hörte das in dem Winkel, in welchen er sich hingestellt hatte, und sperrte das Maul auf.

Es kam der Wagen der Fee mit den sechs schneeweißen Pferden, die sie mit ihrem Sohn und mit Glückskind in ihr Reich brachten.

2. Das gutmüthige Mäuschen.

Es war einmal ein König und eine Königin, die waren gar herzensgut, und wollten alle ihre Unterthanen glücklich machen und froh; und suchten das auszurichten, so sehr sie vermochten. Da wurden sie freilich von ihren Unterthanen von Herzen geliebt, und waren in solcher Liebe viel glücklicher, als durch alle Gewalt und Geld und Pracht, denn nur die Liebe macht das Herz glücklich und froh. Ihr Land hieß allenthalben: das glückliche Land; und es wäre wohl Jedermann gern in dem glücklichen Lande gewesen, wenn es nur angegangen wäre.

Aber kein Glück ist beständig und gewiß.

Ein abscheulicher König in der Nachbarschaft hatte an nichts Gefallen, denn an Mord und Blutvergießen und an aller Art Unheil, welches er nur immer anrichten konnte, und Elend und Greuel wohnten in seinem Lande. Da war nicht gut wohnen, und Niemand mochte da wohnen, der nicht mußte.

Der böse Tyrann kam mit seinen Kriegsgurgeln und Soldaten und fiel in das glückliche Land ein. Da wurde geraubt und geplündert.

bert und gemordet, und die Angst und der Schrecken zogen ihnen überall voran, und die Verheerungen folgten nach.

Der gute König zog mit seiner Armee zwar dem bösen entgegen, aber der Seinigen waren zu wenig und ob er wohl tapfer mit denselben focht, verlor er dennoch die Schlacht und sein Leben verlor er auch, und der böse König zog nun nach der Stadt hin, wo die gute Königin wohnte.

Als diese nun das ganze Unglück gehört hatte, wurde sie recht krank und mußte sich ins Bett legen.

Bald war der Wüthrich mit seinen Soldaten in der Stadt, ging aufs Schloß ins Zimmer der Königin und befahl ihr wild, sie sollte aufstehen und mit ihm gehen, und als sie vor Angst kein Glied regen konnte, wurde er so wüthend, daß er sie bei ihren schönen langen Haaren aus dem Bette riß und sie fortschleppte und ließ sie hinter sich auf sein großes schwarzes Pferd setzen, und als sie kläglich wimmerte und ächzte, sagte er: Schrei! schrei und winselse! winselse! das hör ich recht gern!"

Er hätte die Unglückliche gewiß lassen aufhängen, aber er hatte gehört die Königin müsse bald ein Kind zur Welt bringen, das würde wunderschön werden, und er beschloß, wenn es ein Prinz sei, wolle er es mit der Mutter erwürgen lassen, wäre es aber ein Mädchen, so solle es seinen einaugigen Sohn heirathen, der zwar noch klein, aber doch schon ein Ungeheuer an Gestalt war und an Bosheit des Herzens, daher das selbst böse Hofsack ihn heimlich nur Prinz Unhold oder auch Teufelslarve nannten.

Die Königin wurde in einen festen Thurm in einer elenden Kammer eingesperrt, wo sie des Nachts auf einem schlechten Strohlager liegen, den ganzen Tag aber spinnen mußte, und

Zweites Bändchen.

nichts zu essen bekam, als ein Paar kleine Hände voll Erbsen, die in bloßem Wasser geweicht waren, und ein kleines Stücklein Brodt.

Die Ungeduld, zu wissen, ob ein Knabe oder ein Mädchen zur Welt kommen würde, trieb den bösen König. Daher bat er eine Fee zu Gaste, und ging mit ihr in den Thurm der kranken Königin, damit sie ihm Gewißheit verschafte. Die Fee jammete es, die bleiche, kranke und so schöne Frau zu sehen, die so sanft und geduldig auf ihrem Strohlager lag. Sie tröstete heimlich die arme Königin, und dem Wüthrich sagte sie, es werde dieselbe eine sehr schöne Tochter gebären.

„Das rettet ihr ihr Leben! sagte der Tyrann. Trifft aber die Wahrsagung nicht ein, und ist das Mädchen nicht schön, so laß ich sie an einen Baum hängen und an ihrem Halse ihr Kind.“

„O wie unglücklich bin ich! jammerte die Königin. Ist das Kind nicht schön, so werden wir beide umkommen, und ist es schön, so muß es das boshafte Ungeheuer heirathen und zeitlebens unglücklich sein. Ach was soll ich anfangen und wie soll ich mein Kind retten, wenn es geboren ist?“

Eines Tages saß die arme Königin auch in Thränen und Jammern, spinnend am Rocken, als ein niedliches Mäuschen daher geschlüpft kam und nach Brosamen suchte. „Du liebes kleines hungeriges Ding, sagte die Königin sehr traurig, hier suchst du vergebens, wo ich selbst fast halb verhungern muß. Suche doch da, wo du Etwas finden kannst.“ Die Maus aber hüpfte ganz lustig hin und her, machte Männchen und that gar nicht scheu.

„Da! sagte die Königin, hier hab' ich noch zwei Erbsen, die will ich dir geben, obwohl ich sie selbst gern aße!“ und damit warf

sie ihm die Erbsen hin, welche das Mäuschen verzehrt. Als aber die Königin wieder auf ihren Tisch sahe, stand auf demselben ein gebratenes Rebhuhn und feines Weißbrod lag bei.

„Ei, sagte die Königin, das ist gewiß von der mitleidigen Fee, die mich in meinem Kerker mit dem Tyrannen besucht und getröstet hat.“

„Wie schmeckte das Rebhuhn so herrlich! die köstlichsten Gerichte an ihrer Tafel hatten ihr sonst niemals so lieblich geschmeckt. Aber jetzt hatte sie ja so lange entbehrt und gedarbt.“

Als sie aber sich halb gesättigt hatte, fiel ihr ihr Kind ein, das in wenigen Tagen zur Welt kommen mußte, und da fing sie an, bitterlich zu weinen und ließ das Essen stehen. „Ach, seufzte sie tief, ist denn keine Rettung für uns?“

Da holte Mäuschen ein Paar Halme aus dem Strohsacke und spielte damit, sahe die Königin dazu recht vergnüglich an, und ließ die Halme dann liegen.

Da sann die Königin, und wie man denn wohl Manches in der Noth ersinnt, worauf man sonst nicht wäre gefallen, und werden dann oft Kleinigkeiten, auf welche man sonst nicht achtete, eine große Sache, so ging es hier auch.

„Wie Mäuschen? sagte sie noch sinnend; meinst du vielleicht, es ließe sich ein Körbchen aus Stroh für das Kind flechten? Und ein Seil das Körbchen daran vom Thurm herabzulassen, damit es ein Vorbeigehender an sich nehme? meinst du das? — Ja fürwahr das wird gehen!“

Die Königin wurde ordentlich vergnügt über diese Gedanken und fing fleißig an zu flechten, erst an dem Körbchen, dann an dem Seil, und da sie kein Stroh mehr im Strohsacke hatte, schleppte ihr das Mäuschen viel Strohhalme zu, die es durch sein Löchelchen

hereinzog. Es bekam jetzt so viel Erbsen und Brosamen, als es nur wollte, und dafür standen immer auf dem Tische viel bessere Gerichte, wohlschmeckend und gesund, aber nicht eben leckerhaft.

Eines Tages sahe die Königin aus dem Fenster, denn sie mußte doch wissen, wie lang das Seil sein mußte, um das Kind daran herabzulassen. Auch ging zum Glück eine alte ehrbare Frau vorbei, die sahe hinauf und sagte: „Ich weiß deine Noth wohl, du arme Gefangene, und bin bereit dir zu dienen.“ Da bat die Königin dieselbe, alle Abend unter das Fenster zu kommen, wo sie nächstens ein Kind wollte am Seile herablassen, daß sollte die Frau sich annehmen und sie wolle es ihr gut vergelten, hätte Gott nur erst aus dem Thurm geholfen.

Die Alte sagte: „nach Geld und Gut frag ich nicht sehr, denn ich habe dessen so viel ich brauche, aber ich habe zuweilen ein seltsam Verlangen ein fettes Mäuslein zu speisen. Fange doch einige und tödte sie und wirf sie vom Thurme mir zu, so will ich dafür mich deines Kindes erbarmen.“

„O ich Unglückliche, rief die Königin und weinte, ich Unglückliche! Es ist nur ein einziges Mäuschen auf meiner Kammer, das ist so freundlich und zuthulich, und ist meine einzige Gesellschaft. Mein Herz würde mir brechen, wenn ich es tödten sollte!“

„So? sagte die Alte spöttisch. Nun wenn du deine Maus lieber hast, als dein Kind, so ist es mir auch recht; ich will schon noch Mäuse anderswo finden!“ Damit ging sie murrend davon.

Aber die Königin war nun untröstlich und sahe das Essen nicht auf ihrem Tische, und das freundliche Mäuschen nicht, das in der Kammer umher spielte.

In derselben Nacht brachte die Königin ein wunderschönes Kind zur Welt, welches ein Mädchen war. Die Königin küßte es mit

tausend Thränen und jammerte: „Wer wird dir nun helfen, du kleiner holder Engel? Ach ich muß von dir scheiden; ich muß!“

Sie legte das Kind ins Körbchen und band das Körbchen ans Seil. Sie hatte einen Zettel mit zum Kinde gelegt, darauf stand, es sollte Thränenblüthe heißen, und sei ein sehr unglückliches Kind.

Als sie es nun wollte herablassen, und hatte es zuvor noch geküßt, kam die kleine Maus und sprang zum Kinde ins Körbchen. Da sprach die Königin: „Ach du liebes kleines Thier, du weißest nicht, wie viel du mich kostest. Vielleicht mein armes Kind! Ich sollte dich tödten, aber das konnt ich nicht übers Herz bringen.“

Da that die Maus das kleine Spitzmaul auf und fing an zu sprechen, worüber die Königin gewaltig erschrock, weil sie das nicht vermuthet hatte. Die Maus sprach aber: „Es soll dich auch nicht gereuen, was du gethan hast.“

Als sie das gesagt hatte, verwandelte sich die Maus; die kleinen Vorder- und Hinterpfoten streckten sich aus und wurden Hände und Füße, und der kleine Kopf wurde ein Menschenkopf und Angesicht, und wuchs Alles an ihr größer und immer größer, und stand zuletzt die Fee da, welche sie mit dem bösen König besucht hatte.

„Königin, sprach die Fee, ich wollte dein Herz nur prüfen, weil mich gleich anfangs dein Unglück jammerte, und ich habe dich sanft und gut gefunden. Ich war die Maus nicht nur, sondern war auch die alte Frau. Nun will ich mich deines Kindes treulich annehmen, und es soll einmal deine Freude und dein Stolz sein!“

Jetzt ließ die Fee die Kleine am Seile herunter, und verwandelte sich wieder in eine Maus, denn sie mochte wohl nur in dieser Gestalt zum Thurne hinaus können. Die Fee kroch als Maus zum

Thurm hinaus, am Seil herab, aber als sie hinabkam, war das Kind fort.

Da kroch sie zitternd wieder zu der Königin hinauf und klagte ihr das Unglück und sagte, das habe die böse Fee Gangrüne angerichtet, die sei ihre Feindin, die ihr alles Gute verderbe; dabei sei sie sehr mächtig, und man werde ihr nicht leicht das Kind wieder nehmen können. Da erbleichte die arme Königin und die Fee kroch vor Schaam und Kämmereriß ins Mauseloch.

Der böse König wußte, daß in der vergangenen Nacht das Kind gekommen sein müsse, und kam am andern Morgen es zu sehen, und fragte: Wo ist das Kind? „Als die Königin zitternd sagte, es sei fort und eine böse Fee habe es ihr mit List und Gewalt genommen. Da wurde der König grimmig und sagte: „Nun sollst du hängen, wie ich es dir gedroht habe, und ich will dich selbst mit dem Stricke am Baume hinaufziehen, und meine Lust dran haben.“

Hiemit zog er die Königin bei den Haaren hinter sich her, zu zu einem Walde hin, wo er auf einen Baum stieg und die arme Verlassene am Stricke hinaufziehen wollte. Aber die gute Fee stieß unsichtbar den ruchlosen König vom Baume herab, daß er einen schweren Fall zur Erde that, und sich Arme und Beine heftig zererschlug.

Indem ihm nun seine Leute zu Hülfe kamen, führte die Fee die Erlöste in ihrem Lustwagen davon.

Fünfzehn Jahre waren der armen Königin traurig vergangen. Sie hatte zwar bei der guten Fee Alles, was ihr Herz nur verlangen konnte, aber doch ihr liebes Kind nicht, nach welchem ihr Mutterherz am sehnlichsten verlangte. Da konnte ihr ja alles Andere nicht helfen. Nach fünfzehn Jahren aber hörte man, der Sohn des bösen Königs, der Prinz Unhold, wolle sein Gänsemädchen heiz

rathen, die aber möge ihn durchaus nicht haben. Er habe ihm schon die kostbarsten Brautkleider geschenkt, allein sie wolle dieselben nicht anziehen. Darüber wunderte sich alle Welt gar sehr.

Da der Unhold aber dachte, er wolle das Mädchen zur Heirath schon zwingen, so waren die Gäste bereits gebeten und kamen in kurzer Zeit wohl hundert oder tausend Meilen weit her, denn die Meilen mochten damals wohl sehr klein sein. Die Gäste kamen, aber das half doch Alles nichts, es wurde doch keine Hochzeit.

Die gute Fee war auch mit unter den Gästen, denn sie hatte sich wieder in ein Mäuschen verwandelt und kroch in ein Kämmerchen neben dem Gänsestall, worin das Gänsemädchen wohnte. Da lagen die kostbarsten Kleider, Bänder, Spitzen, Ringe und kostbare Steine auf dem Boden neben dem Mädchen, das Mädchen aber war gar schlecht gekleidet und dennoch sahe es die prächtigen Sachen nicht einmal an.

Jetzt nun trat der Prinz Unhold zum Gänsemädchen und sagte: „Nun ist's hohe Zeit, du nichtswürdiges Ding; nimm mich und habe mich lieb, oder ich schlage dich rein todt!“ Das Mädchen aber hatte Herz und antwortete: „Wer kann dich denn lieb haben? Du bist ja gar nicht lebenswürdig, sondern abscheulich. Ja! an deine häßliche Ungestalt wollt ich mich wohl noch gewöhnen, denn die hast du dir nicht selbst gegeben, aber du bist auch so boshaft und grausam und tückisch. Darum will ich dich nicht und mag dich nicht. Schlage mich lieber nur todt, das ist viel besser für mich.“

Der Unhold wußte nicht, was er anfangen sollte und ging fort. Die kleine Maus aber verwunderte sich über den Muth des Mädchens, aber noch mehr über seine wunderherrliche Schönheit.

Am andern Morgen trat die Fee in Gestalt einer Hirtin zum Mädchen, als es die Gänse wieder hütete und fragte nach Allen.

Da erzählte die schöne Gänsemagd, daß sie Thränenblüthe heiße, und wäre der bösen Fee Gangrüne entlaufen, die sie immer gequält und gepeitscht hätte ohne Schuld, und nun wäre sie hier ein Gänsemädchen geworden und wolle das lieber bleiben ihr Lebelang, als den garstigen bösen Prinzen heirathen, oder sich lieber heut Abend in den finstern Thurm einsperren lassen und darin bis zum Tode bleiben, wie der Prinz ihr gedroht habe, wo sie ihn nicht heute noch nähme.

„Ich weiß nun Alles, sagte die Hirtin; laß dich nur einsperren; ich helfe dir schon.“

Thränenblüthe wurde eingesperrt; aber in derselben Nacht verwandelte sich die Fee in eine Maus, und biß dem König, jetzt in das eine und jetzt in das andere Ohr, daß das Blut häufig darnach floß. Hiernach rannte sie behend zu dem Bette des Prinzen, und macht es ihm eben so und zerkratzte ihm auch noch das Gesicht. Und als der König wieder ein bißchen eingeschlafen war, biß sie ihm in die Nasenspitze, daß er vor Schmerz brüllte und die Zunge heraussteckte; da biß sie ihm die Zungenspitze ab, daß er wüthend wurde und die Maus überall suchen ließ und selbst mit bloßem Degen suchen half. Die kleine Maus hatte indeß schon wieder dem Unhold das eine Auge fast ausgebißen, das er noch hatte. Da wurde der auch wüthend, nahm seinen Degen, rasete, so arg er noch konnte, im Schlosse umher und hieb links und rechts um sich. Da schimpfte der Vater auf ihn und schlug ihn mit dem Degen. Das wollte er aber nicht leiden und hieb und stach nach dem Vater, und der Vater hieb und stach nach dem Sohne. Da rannten sie sich beide den Degen durch den Leib, und blieben beide auf der Stelle todt. Thränenblüthe wurde von dem Volke aus dem Kerker erlöst, und zur Königin ausgerufen, weil sie so schön war und so viel erlitten

hatte, und weil ihr Vater auch ein König gewesen war. Mutter und Tochter und Fee waren nun froh.

Das machte Alles die kleine Maus; denn wie klein man auch sei, wenn man nur Feenverstand hat, und weiß es also recht anzufangen, da kann man gar viel.

3. Rothkäppchen.

Es war einmal ein klein lieb hübsches Mädchen gewesen, welches alle Leute lieb hatten, weil es so freundlich und zuthulich war, das ward Rothkäppchen geheißen, weil ihm seine Mutter immer ein rothes Käppchen anzog, welches dem Kinde am liebsten gefiel.

Wenn nun bei den Aeltern etwas Guts war, Kuchen, Braten und Wein, so mußte Rothkäppchen der Großmutter davon Etwas bringen, und die Großmutter hatte das Kind gar allzusehr lieb, wohnte aber wo anders, wohl eine Viertelftunde von dem Orte, wo Rothkäppchen wohnte.

Da sagte einmal seine Mutter zu ihm: „Rothkäppchen, du mußt zur Großmutter gehen und sollst ihr den Kuchen hier und diese Flasche mit Wein bringen, denn sie ist krank und liegt im Bette; und der Wein soll sie erquicken.“ Größ sie fein von uns und sei hübsch; nimm dich in acht, daß du die Flasche nicht zerbrichst, und die arme Großmutter hätte dann nichts. Und, hörst du, gehe mir ja nicht vom Wege ab, etwa in den Wald, denn da wohnt der garstige Wolf, der könnte dir Leides zufügen und dich beißen.“ Das

mit putzte sie das Kind noch ein wenig und strich ihm das Käppchen recht glatt.

Das Kind versprach der Mutter, es wolle recht folgen' und bei Leibe vom Wege nicht abgehen. Es freute sich aber, daß es zur Großmutter gehen durfte und konnte ihr Etwas bringen.

Als es nun unterwegs so am Walde vorbeikam, schien die Sonne recht lieblich hinein, und es sahe gar schöne Blumen drin stehen. „Ih! dachte es, ein bißchen so vorn im Walde da darfst du wohl gehen, die schönen Blumen zu pflücken, da wird der Wolf wohl nicht sein.“

So ging es ein wenig vorn in den Wald und pflückte die Blumen, und sah immer schönere und noch schönere stehen, und kam immer tiefer und tiefer in den Wald.

Da kommt der Wolf eben daher, aber das Kind kannte ihn nicht und fürchtete sich auch nicht vor ihm, denn der Wolf hatte ein freundliches Gesicht angenommen, weil er Böses zu thun gedachte, da konnte man es so leicht nicht merken, welch ein heillooses Thier er war, als wenn er grimmig hätte ausgesehen.

Der Wolf sagte: „Guten Morgen, Rothkäppchen; wo willst du so früh denn schon hin?“

„Schön Dank, sagte Rothkäppchen; ich will zur Großmutter, die ist krank und kann nicht aus dem Bette; da bring ich ihr Kuchen und Wein, daß sie wieder gesund wird, das habe ich hier unter der Schürze.“ Damit deckt es das Schürzchen von der Seite auf und zeigte es ihm.

„Wo wohnt denn deine Großmutter, lieb Rothkäppchen?“ „Weißt du das nicht? sagte das Kind. Ih die wohnt ja nicht weit von dem Walde, dort in dem grünen Hause, unter den drei

Eichen und stehen schöne Haselhecken um den Garten, da wachsen schöne Nüsse drauf, die schenkt mir die Großmutter alle."

"Nun da grüß die Großmutter von mir, sagte der Wolf, und such dir auch noch Blümchen, die kannst du ihr mitnehmen, damit sie sich freuen kann."

Damit eilte der Wolf fort, das Kind aber pflückte sich noch Blümchen. Er hätte das Kind wohl gleich jetzt gern gefressen, aber er wußte, der Jäger war nicht weit, und er wollte auch Großmutter zugleich mit fressen.

"Da will ich einmal ein Morgenbrod haben, als in sehr langer Zeit nicht!" sagte der Wolf und war in einigen Augenblicken am Hause der Großmutter und pochte an die Thür; und als diese fragte, wer da poche? sagte er: er sei Rothkäppchen und bringe Kuchen und Wein. Da sprach die Großmutter: „Mach nur die Klinte auf, denn ich bin zu schwach und kann nicht aufstehen.“ Da machte der Wolf die Thür auf, ging ans Bett der Großmutter, und weil Niemand da war, verschluckte er die alte Frau ganz und gar.

Aber er wollte das liebe Rothkäppchen auch noch fressen, und zog der Großmutter Kleid an und setzte ihre Haube tief ins Gesicht, legte sich ins Bett und zog die Vorhänge zu, damit man ihn nicht so leicht kenne.

Jetzt kam Rothkäppchen mit dem Kuchen und Wein und mit den Blumen. Es trat ans Bett und zog die Vorhänge zurück und wunderte sich. „Großmutter, sagte es, was hast du für große Ohren?“ — „Daß ich dich besser hören kann!“ sagte der Wolf. — „Großmutter, was hast du für große Augen?“ — „Daß ich dich besser sehen kann.“ — „Großmutter, was hast du für große Hände?“ — „Daß ich dich besser fassen kann!“ — Großmutter,

was hast du für ein großes Maul?“ — daß ich dich besser verschlucken kann!

Somit sprang der Wolf auf und verschluckte das arme Rothkäppchen. Darauf, weil er zu voll war, legte er sich ins Bette und schlief und schnarchte ganz greulich.

Da ging der Jäger vorbei, und als er die Thüren offen stehen sahe und so laut darinnen schnarchen hörte, dacht er: Was ist das? Du willst doch ein bißchen hineinsehen. Als er nun den Wolf im Bette sahe, aber nicht die Großmutter, da wußte er, daß der Wolf die Großmutter gewiß gestreßen hatte. Aber er wollte nicht schießen, damit er die Großmutter nicht mit trafe, denn die möchte vielleicht wohl noch leben, sondern er nimmt sein Jagdmeßer und schneidet dem Wolf den Bauch auf. Da springt erst Rothkäppchen hervor und sagt: „Wie war ich erschrocken! Es war so dunkel im Wolfesbauche!“ Hierauf holt der Jäger die Großmutter auch hervor.

Da waren alle drei vergnügt. Die Großmutter aß den Kuchen und trank den Wein und der Jäger bekam auch ab; der Jäger nahm den Pelz von dem Wolfe, der war groß und schön und viel Thaler werth; und Rothkäppchen sagte: „Ich will mein Lebtag nicht wieder thun, was die Mutter verboten hat!“

4. Das Röslein.

Es lebte ein reicher, reicher Kaufmann im Morgenlande, der ein recht sehr lieber und guter Mann war, und Hasi hieß.

Der Kaufmann hatte drei schöne Töchter, die hießen Kadidja, Zemire und Sumi, Sumi war aber die jüngste und schönste

und auch die sanfteste und bescheidenste und offen und fröhlich, darum sie denn der Vater am liebsten hatte. Die beiden andern Mädchen aber waren über die maßen hochmüthig und herrschsüchtig und verachteten andere Mädchen die weniger Geld hatten als sie, und darum hatte sie im Hause kein Mensch lieb, und in der Stadt auch Keiner.

Der Kaufmann that alle Jahre mit seinen Knechten und Kammeelen eine große Reise, wo er kostbare Waaren in andere Länder brachte, und kaufte dafür wieder andere herrliche Waaren ein, die selten und theuer waren, und an welchen er zu Hause sehr viel Gewinn hatte. Also wurde er immer noch reicher. Es dauerte aber solch eine Reise wohl ein halb Jahr und drüber; und wenn der Kaufmann dann wieder nach Hause gekommen war, legte er den Töchtern seine Waaren aus, damit sie sich Eines und das Andere Stück zum Geschenk aussuchen möchten. Da wählten sich die beiden Ältesten allemal recht kostbare Dinge, Kleider und Schmuck, die recht in die Augen fielen und weithin schimmerten und glänzten, und sollten Neid erregen bei ihren Freundinnen; aber Sumi meinte, von solchen theuren Dingen würde man nicht froher und besser, und bat sich meist nur ein Paar Kleinigkeiten aus, und die Schwestern dachten dann und sagten es ihr auch, sie sei ein recht dummes Ding, das nicht wiße, was schön sei, aber Sumi kehrte sich wenig daran und konnte wohl gar darüber lachen.

Als nun einmals der Vater wieder fortreisen wollte, sagte er zu den Töchtern: „Von den Waaren, die ich zurückgebracht habe, ist Euch beiden Ältesten immer keine gut genug gewesen, drum saget an, was ich Euch mitbringen soll und du Sumi sollst mir auch sagen, was du gern hättest.“

Da forderten die ersten Perlenhalsbänder und diamantene Ohrringe, und Kleider mit Gold und Silber durchwirkt und kostbare

rothe Schawls, wohl tausend Thaler an Werth, die weit hin flammten und leuchteten; Sumi aber sagte: „Du lieber Vater, so prächtige Dinge machen mich nicht froh; bring mir aber ein schönes, ein recht schönes Röslein mit, mit ein Paar Knospen daran.“ Mit Waterfreuden sahe Hali auf sein bescheidenes Kind.

Er zog fort, zog dahin und dorthin, und was die ältesten Töchter sich gewünscht hatten, das hatte er leicht gefunden und hatte viel Gold dafür gegeben, und hätte gern dreimal so viel gegeben, wären sie nur dadurch innerlich recht glücklich geworden; aber das Röslein für Sumi konnt er so leicht nicht finden. Rosen waren überall genug da, aber so schön, so wunderschön, als er es so gern für seine liebe Sumi gehabt hätte, konnt er keins finden, und fand sich auch eins, so wußte er nun nicht, wie er es sollte bewahren, damit es ihm nicht auf dem langen Heimwege verwelke.

Als er auf dem Heimwege weiter und weiter kam, war die Rosenzeit lang schon vorüber, und der Vater war so betrübt darüber, daß ihn all das viele Geld nicht erfreuen konnte, welches er auf dieser Reise gewonnen hatte. Wo sollt er nun ein schönes Röslein für Sumi hernehmen, da es schon Herbst geworden war, und der Wind schon viel rothe und gelbe und bleiche Blätter von den Bäumen herabwehete und manche derselben schon kahl waren.

Hali zog weiter und weiter und fand keine Rosen, sondern immer mehr kahle Bäume und Hecken. Aber einmal eines Mittags, wo die Sonne sehr heiß brannte, kommt er in eine Gegend, wo alle Bäume und Hecken noch blüheten und grüntem und klare, frische Quellen rieselten da und dort, und die ganze Gegend war ein großer Garten. Da verwunderte er sich und ließ die Kameele und Pferde und die Knechte ruhen, und er selbst wollte in dem Garten lustwandeln.

„Wie ist denn hier,“ sagte er zu seinem treuesten und erfahrendsten Diener Zusef, wie ist denn hier Alles so anders, als überall, woher wir gekommen? „Hier sind ja Frühling und Sommer beisammen.“

„Ja Herr,“ antwortete Zusef, das ist ja auch Herr Mordis Garten, und sagte das so leise und bedenklich, als könnte es gefährlich sein darüber zu sprechen.

„Wer ist Mordi?“ fragte der Herr; aber der Diener bat ihn gar sehr, jetzt nicht weiter zu fragen; es sei hier nicht an der Zeit und gar nicht geheuer. Wenn sie nur erst aus dem Garten wären, dann wolle er ihm Alles erzählen.

Hali lächelte, und indem er durch den Garten lustwandelte, sagte er: „Du treuer Alter hast gewiß einmal wieder Nähechen im Korpse, und trägst Angst, wo es nicht noth ist;“ aber Zusef bat ihn nochmals mit einer Art Heimlichkeit und Schüchternheit jetzt zu schweigen, und zeigt ihm hinten ein herrliches glänzendes Schloß, und sagte: „dort wohnt er!“

Viel schöne Blumen standen an den Wegen im Garten, aber kein Röslein. Endlich fand er doch ein, eben erst aufgeblühtes mit 2 schönen Knospen — es war das einzige im Garten, und so schön, als er noch keins gesehen hatte; das wollte er für Gumi brechen und in feuchtes Moos einpacken, damit es die zwei Tagereisen frisch bliebe, die er noch bis nach Hause hin hatte. Aber Zusef fiel vor ihm auf die Knie und flehte: „brecht nicht, lieber Herr, brecht nicht! Ihr brecht Euch selber den Tod! Herr Mordi leidet es nicht, daß man ihm nur ein Gräslein abrupfe.“

„Narr!“ sagte Hali unwillig, ich kann die Rose mit Golde ja zehnfach aufwiegen.“ Er hörte nicht mehr auf das Flehen des treuen Dieners und brach die Rose, und ergößte sich dran und freuete sich,

und als er sie einige Augenblicke in Händen gehabt, verwies er dem Jusuf seinen Glauben an Nâhrchen.

„Eilt aus dem Garten, Herr, eilt! eilt!“ bat Jusuf, und hatte kaum die Worte gesprochen, als die Diener und Knechte keuchend und mit Entsetzen von verschiedenen Seiten herbei liefen und schrien — „Es kommt! — Kommt, rettet Euch! — lange Ohren! — — Feueraugen! schrecklichen Rachen mit langen Zähnen! — — stehn aus dem Maul weit hervor! — — Zunge hängt zum Halse hinaus! Rettet Euch!“

Jetzt brüllte es fürchterlich, und in Einem Augenblicke stand ein schwarz schuppigt Ungeheuer da, mit Schlangenschwanz und Drachentrallen, und langen Zähnen und hervorhängender Zunge und Schlepohren und mit Hörnern auf dem Kopf.

Jetzt wollte Hali sich retten, aber vor Entsetzen konnte er nicht von der Stelle. Im Augenblick hatte das Ungeheuer seinen Schwanz um den Kaufmann geschlungen und ihn mit zwei Krallen mörderisch bei den Achseln gepackt, und sahe ihm mit seinen Flammenaugen blutlehzend ins verblaßte Gesicht.

„Hast mir mein Nöslein gebrochen, sagte es mit dumpfen Gerbrülle, dafür brech ich dir den Hals!“

Was half dem Hali sein Jammern und Wimmern; was halfs, daß er dem Unthier erst zehn, dann zwanzig und zuletzt alle seine hundert Kameele mit ihrer Ladung zur Lösung anbot, das Ungeheuer wurde nur noch grimmiger und drückte ihm die Krallen noch schmerzlicher und tiefer ein, und sagte: deines Bettels bedarf ich nicht, ich hab deßen tausendmal mehr denn Du? Löse Dich besser, und gib mir Sami, deine Jüngste, zu eigen, für welche du das Nöslein brachst. Und als der Kaufmann abermals bitten wollte, schlug ihm das böse Ungeheuer die Kralle in den Hals und knirschte mit den

Zähnen. Da sagte in der entsetzlichen Angst Hali sein liebes Tochterlein dem Unthiere zu, und mußte ihm schwören mit einem großen Schwur ihm daselbe am dritten Tage zu geben, wo er es durch seine Diener werde abholen lassen.

Trauernd zog Hali nach Hause und der treue Jusuf trauerte mit ihm, denn er liebte seinen guten Herrn. Mit einem Gesicht voll des allertiefsten Jammers trat Hali in sein Haus ein und grüßte die Töchter und drückte Sumi zweimal an sein Herz. Sie sahen es wohl, daß den Vater Etwas tief bekümmere, aber die beiden ältesten Töchter kümmerte es wenig, denn sie waren nur gierig nach den Geschenken und konnten die Zeit nicht erwarten, bis sie dieselben in Händen hatten. Sie bekamen, was sie gewünscht hatten, und noch viel Schönes mehr, denn der Vater ließ sie noch aussuchen, was ihnen von seinen kostbaren Waaren gefiel. Darüber beachtetten sie nicht, wie betrübt des Vaters Angesicht aussah, und als sie sich mit den kostbaren prächtigen Dingen nun pukteten, vergaßen sie es ganz und gar und sprachen nur davon, daß sie nun viel schönere Sachen hätten als die Töchter des Fürsten, und daß sich alle vornehmen Mädchen vor Neid über sie ärgern würden. Ja wohl! wenn man so gefinnt ist, denkt man an Vaters Kummer und Mutter Thränen nicht!

Sumi hatte ihr Nödslein bekommen und war wohl kindlich froh darüber und dankbar, aber sie sah des Vaters inneren Jammer und fragte ihn, was ihn betrübe? und bat ihn nicht traurig zu sein.

„Ach du armes Kind, sprach der Vater, du wirst es noch früh genug erfahren, was mich bekümmert; aber hole doch jetzt deine Gespielin, dein liebes Besenstielchen. Sumi holte es gleich. Es

war ihre liebste Gespielin aus der Nachbarschaft, die nicht oft genug bei ihr sein konnte, obwohl sie nur das Kind eines Besenbinders war, denn es war ein gar sehr liebes Kind, welches der Sumi auch recht ähnlich sahe. Hali hatte, wie immer, auch diesmal dem Besenstielen hübsche und nützliche Geschenke mitgebracht. Die gab er ihm, als es Sumi geholt hatte.

„Ach Vater! sagte Sumi, ich bin so froh, daß du mir das schöne Röschen gebracht, welches so lieblich riecht, als wären alle duftenden Blumen der Welt darin, und hast nun auch mein liebes Besenstielen beschenkt. Aber nun sag auch, was dich so traurig macht, sonst kann ich ja auch nicht vergnügt sein.“

„Armes, armes Kind! einmal mußt du es doch erfahren!“ Da erzählt ihm der Vater Alles, was sich in dem Garten begeben hatte, und wie übermorgen Herr Mordi seine liebe Sumi würde holen lassen, gewiß um sie aufzufressen!

Ach! sagte Besenstielen, Ihr armer Herr Hali; dort in Mordis Garten habt ihr das Röslein gebrochen, wo die Blumen immerdar blühen? Ja, wer das thut, der ist ihm zu eigen verfalleu, und wird von ihm gefressen, wenn er sich vor ihm fürchtet. Nein, da soll die liebe Sumi nicht hin, denn die würde sich gewiß vor ihm fürchten.“

Als Hali fragte, woher es das wisse? antwortete Besenstielen, es wisse das Alles von der Großmutter, deren Aeltern hätten nicht weit von Herr Mordis Garten gewohnt, und die Großmutter hätte ihm so viel davon erzählt, daß es ihm vorkäme, als sei es schon lange mit Herr Mordi bekannt. Es wolle hin zu ihm, und der würde viel davon wissen, ob es Sumi sei oder nicht.

„Ach gutes Kind, sprach Hali, das kann dein Vater nicht zugeben;“ aber Besenstielen antwortete, daß der Vater ja noch zehn

Kinder und die alten Großältern zu ernähren habe, und sei oft kein Krümchen Brodt im Hause; der würde es gerne sehen, wenn er ein Esmaul los würde."

Besenstielschens Vater gab es zu, denn er meinte sein Kind würde sich mit Herr Mordi schon durchhelfen und könne bei ihm vielleicht sein Glück machen, und sie Alle einmal aus der Noth ziehen.

Da war nun Alles richtig und Herr Mordi gab Besenstielschens Vater viel Geld und Gut.

Als am dritten Tage in aller Frühe Besenstielschen wie Sumf angekleidet war worden, kam eine herrliche Kutsche mit prächtigen Pferden und mit Läufern und Dienern und einer jungen Kammerdienerin und holten Besenstielschen ab.

Herr Mordi wartete ihrer am Thore des Gartens, und seufzte: „Ach wenn sich nur das liebe Kind nicht fürchtet, sonst muß ich es ja zerreißen, weil mich die böse Mutter also verwünscht hat, daß ich muß. Darüber bin ich nun schon neunhundert Jahre ein Ungeheuer."

Indem er so seufzte und klagte, kam die Kutsche an und Besenstielschen stieg aus; aber stracks waren die Menschen in Affen und Pudel verwandelt und die Kammerdienerin in ein schönes Miskätschen. Da verwunderte sich Besenstielschen und fragte: „Seid Ihr denn nicht eben erst Menschen gewesen?" und die Pudel bellten: Bau, wau! Das Kätschen schrie: Miau; und die Affen wackelten mit den Köpfen und schnitten seltsame Gesichter, und alle nickten mit den Köpfen; das sollte denn heißen: Ja; ja!

Jetzt kam Herr Mordi. Besenstielschen überlief es mit heimlichen Grausen, indeßen hatte es sich ihn wohl tausendmal nach der

Beschreibung der Großmutter also vorgestellt, wie es ihn jetzt sahe und faßte sich desto leichter.

„Fürchtest dich doch nicht, Kind? fragte Herr Mordi; mußt dich ja nicht fürchten!“

„Ich fürchte mich auch gar nicht ein Bißchen. Was sollt ich denn fürchten?“ antwortete Besenstielen.

„Aber wenn ich dich nun mit meinen großen Feueraugen ansehe, dann doch?“ „Gar nicht, antwortete Besenstielen; deine Augen sind lange so groß und feurig nicht, als unser Heerdfener, oder als das Feuer in Nachbars Schmiedeeise.“

„Aber meine langen Schlappohren? meine großen Zähne?“ „O, sprach Besenstielen, ich habe einen Elephanten gesehen, der hatte viel längere Schlappohren als du und viel größere Hauer.“

„Das ist ja sehr gut, Sumi, sagte Herr Mordi. Komm nun! ich will dir den Garten zeigen und das Schloß, da wirst du viel schöne Sachen sehen, die ich dir schenken will.“ Damit wollt er sie mit seiner Kralle anfassen und führen. Sie aber sagte: Bleib mir ein Bißchen vom Leibe, Herr Mordi; fürchten thue ich mich gar nicht vor dir, aber du bist mir zu häßlich.“

Herr Mordi seufzte und blick dem Mädchen einige Schritte vom Leibe, und zeigte ihm vielerlei Schönes.

„Aber ich sehe ja keine Menschen, sagte Besenstielen. Hast du denn keine Kinder zum Spielen für mich?“

„Alles Schöne und Liebe sollst du haben, mein Kind, sagte traurig Herr Mordi, und Alles was dein Herz nur begehrt, aber Menschen nicht. Ach das ist es ja eben, du hast ja gesehen, was aus dem Menschen hier wird.“ — Thiere, die klug sind wie Menschen, und thun Alles, was du verlangst, aber sie haben keine Menschen-gestalt und Sprache.“

Als er sie so umherführte, kamen sie in ein schönes kühles Birkenwäldchen. Da vergaß sich Besenstielchen und rief: „Et was sind das für schöne Birken! Wie viel Besen könnte mein Vater binden, wenn er die hätte!“

„Wie? sagte Herr Mordi verwundert; du bist also Besenstielchen, des Besenbinders Tochter, aber nicht Sumi, des Hali's Tochter?“

Die Kleine wollte sich herausreden, aber das ging nicht, denn sie hatte schon zu viel gesagt, und konnte gar nicht läugnen, wer sie sei, zumal da sie das Röslein nicht hatte, welches Hali für seine Sumi brach, und welches, wie Herr Mordi sagte, niemals verwelke.

Herr Mordi ließ seinen Wagen, seine Pferde und Diener kommen, und befahl Besenstielchen sogleich zurückzubringen.

„Besenstielchen, sagte er, hüte dich wieder zu kommen, denn das wäre dein Unglück; aber diesmal magst du frei zurückgehen, weil du aus Liebe zur Sumi mich hast wollen betrügen, und darum sollst du auch das Gold haben, welches du im Wagen wirst finden. Sage dem Hali, weil auch Er mich hat wollen betrügen, soll ers mit schwerer Krankheit büßen.“

Wie erschrak Hali, als Besenstielchen wieder kam, und einer von Mordis Dienern ins Haus trat und Sumi forderte, und mitnahm. Jammernd schrie ihr der Vater nach und streckte seine Hände nach ihr aus. Die ältern Schwestern aber machten sich nichts daraus, daß Sumi fort mußte, und auf des Vaters Jammern achteten sie nicht, wohl aber auf die schönen Pferde, die wie Pfeile dahinschoßen, und auf den Wagen, der wie von Gold und Edelstein schimmerte. Ja! meinten sie, wenn sie dergleichen einmal haben sollten, da wären sie vollkommen glücklich und wollten nach der ganzen Welt

nichts fragen. Aber um des Vaters Schmerz kümmerten sie sich wenig, und unter sich sagten sie: „Was heult denn der Vater nur um die dumme Gans? An der ist ja gar nichts gelegen. Wenn sie auch Mordi frisst, was machts denn?“ Und wenn der Vater ihnen klagte, wie unglücklich er sei, warfen sie ihm vor, er sei ja selbst Schuld daran, weil er die Rose für sein Herzblättchen durchaus habe abbrechen müssen.

Der Vater hätte diese Häßlichen aus dem Hause stoßen sollen, aber er war viel zu gütig und sanft. Doch klagte er den harten Herzen sein Leid nicht mehr, sondern nur noch dem treuen Jusuß, der mit ihm weinte.

Sumi, die sich von Wesenstielchen hatte erzählen lassen, wie es ihm bei Mordi ergangen war, gewöhnte sich bald an Herr Mordi und fürchtete sich nicht vor ihm, und Herr Mordi war so gut gegen sie, und merkte auf Alles, was ihr Freude konnte machen. Das artige Miskäschen war immer bei ihr, half ihr beim Anziehen, ging mit ihr in den Garten, haschte ihr schöne Vögel, biß sie aber nicht, sondern brachte sie der Herrin, welche die Vögelein besahe und nach ein Paar Augenblicken wieder frei ließ; die Pudelhunde aber und die Affen thaten gern und gleich, was Sumi nur wünschte, und brachten und trugen wieder fort, wie sie es verlangte.

Da hätte Sumi wohl können glücklich und froh sein, aber den Vater konnte sie ja nimmer vergessen, das machte sie dann traurig, und an Mordi konnte sie sich auch nicht gewöhnen. Ja! sie war ihm im Herzen wohl gut, weil er so liebevoll und sanft war, aber seine Gestalt war gar zu widrig und abschreckend, und wenn er sie zuweilen recht flehend bat, ihn nur ein wenig, ein ganz klein wenig zu streicheln, da überließ ihr die Haut und sie vermocht es nicht.

So hatte sie lange Zeit bei Herr Mordi gelebt, und da dachte sie einmal so recht innig daran, daß sie nun so gar nichts von dem herzl lieben Vater wisse, nicht wie es ihm ergehe, und daß er sich gewiß um sein liebes Kind grämen werde, denn er werde wohl denken, es sei entweder gefressen, oder es gehe ihm recht übel. Darüber weinte sie sehr.

Als sie nun so, betrübt bis in den Herzensgrund, weinte, trat Herr Mordi in ihr Zimmer und brachte ihr ein Körbchen voll der schönsten Blumen und Früchte, und sahe sie mitleidig an und fragte: „Was weint denn meine Sumi? Will dir es denn hier gar nicht gefallen?“

„Es gefiele mir Alles wohl recht gut, antwortete sie, aber ich weiß ja nicht, was der arme Vater macht; der hat sich vielleicht schon um mich zu Tode gegrämt?“

Da rief Herr Mordi einen Pudel, der mußte ihm seinen Spiegel bringen, den hielt er Sumi vor, und sagte: „denk nur an den lieben Vater, so wirst du sehen, was er macht.“

„Da sahe sie des Vaters Haus und kannte Alles wieder, und was im Hofe, Hause und Garten war, zog vor ihren Augen vorüber; der treue Hofs Hund; die Knechte, die in die Ställe gingen zu Pferden und Kameelen; die Diener, die den Handel besorgten mit allen Waaren, und viele andere Dinge. „Aber wo bist du denn, Vater?“ rief sie.

Da war er in einer Gartenlaube, wo er traurig saß, bleich und abgemattet, und nur Jusuf war bei ihm, der treue Knecht, und als er aufstehn wollte, mußte er an Krücken schleichen, und der treue Jusuf half ihm dabei.

„O! ist denn keine von den Schwestern da, den kranken Vater zu warten?“ rief sie; wo sind sie denn?“

Da zeigte ihr der Spiegel die Schwestern. Sie waren an einem Badeorte, weit von des Vaters Wohnung, und tanzten im wilden Tanze durch lange beleuchtete Säle. Dann eilten sie zu Tische, wo sie sich mit vielen Andern drum herum setzten, und nahmen große Hände voll Gold und legten es auf den Tisch, und Einer hatte einen größern Haufen von Gold und einen großen Haufen Blätter mit wunderlichen Bildern, die vertheilte er unter die Uebrigen.

„Da spielen sie; sagte Herr Mordi, und deine Schwestern, die den armen Vater Vater sein lassen, sind mit dabei, denn sie sind überall, wo es Spiel und Tanz gibt und bekümmern sich um den Vater gar nicht. Er hat Niemand als den Arzt und den treuen Juszuf, die ihm aber doch nicht helfen können.“

„Ach! wär ich nur bei dir, du lieber kranker Vater, schluchzte Sumi überlaut, ich wollte dich warten und pflegen, und solltest du wohl wieder genesen! Ach wär ich nur bei dir, aber“ — — —

„Diener laßt anspannen,“ rief plötzlich Herr Mordi seinen Pudel, und Sumi sagte: „Willst du denn auch fort, Herr Mordi, und ich soll ganz allein sein, und Keinen haben, der mich tröstet?“

„Du gutes Kind! sagte Herr Mordi, Ich will nicht fort, und ich kann auch nicht, aber Du mußt ja fort; dich verlangts ja nach dem kranken Vater so sehr. Es ist im Wagen Alles, was du an Kleid und Schmuck, oder an Geschenken für Besenstielen, oder für wen du willst, etwa gern haben möchtest. Aber die Hauptsache ist dieses Fläschchen. Darin ist Thau von dem Lebensbaume, mit welchem du den Vater vom Tode erretten sollst, aber du sollst mich auch damit einmal erretten, darum verbrauch ihn nicht ganz, wenn ich dir werth bin. Grüße den Vater und vergiß mein nicht! Sehe:

zig Tage darfst du aus sein, aber komm lieber einen Tag früher wieder! Ich bitte dich vergiß mein nicht!"

Da gelobte Sumi, sie wollte ihn nimmer vergessen, und könnte es auch nicht, da er gegen sie und gegen den Vater so gut sei.

„Halte Wort, Sumi, halte Wort! nimm den Zauberspiegel mit und sieh um den dritten Abend vor Schlafengehen hinein und siehe nach mir, und wenn du mich krank siehst, dann eile mit dem Balsamthau zu mir. Wiße; wenn du um den dritten Tag nicht nach mir siehst, so schrumpfe ich unter unaussprechlichen Schmerzen um Etwas zusammen, und wenn das zwanzigmal geschehen ist, so bin ich ganz hin. Ach, Sumi, vergiß mein nicht!"

Da gelobte ihm Sumi noch einmal, sie wollte ihn fürwahr nicht vergessen, nahm den Zauberspiegel und stieg in den Wagen, und Miskätschen sprang auch mit ein, und sie sagte Herrn Mordi: „Leb wohl!" und sagte auch weinend: „Es thut mir recht leid, daß ich dich nun soll so allein lassen; aber ich will recht oft nach dir sehen. Damit gab sie ihm die Hand ein ganz klein wenig, denn Herr Mordi war ihr schon lange immer weniger häßlich vorgekommen, je mehr er so gut gegen sie war. — Das geht aber meistens fast immer so.

Aber wie wars indeßen dem armen Hali ergangen?

Wo seine rucklosen Töchter waren, wußte er nicht, und um seine Sumi grämte er sich, und ward krank und elend, und wäre in seiner einsamen Bekümmerniß vergangen ohne Zusuf und den treuen Arzt. Auch die Diener bekümmerten sich wenig um ihn, weil sie dachten, lang könnte doch mit ihm nicht mehr dauern, und damit könnte er ihnen weiter nichts helfen.

Alle Tage wurde es schlimmer mit Hall, und einstmals sagte derselbe, mich träumt immer von einem himmelblauen Balsam, der mir alle Glieder durchströmt, und von dem ich wie neu verjüngt würde, wenn ich nur ein wenig davon hätte; aber so einen Balsam gibts denn wohl nicht!“

„Freilich gibts einen solchen, sagte der Arzt, und möchte der Euch allein wohl helfen können, aber wie sollen wir ihn denn erlangen? Er fließt aus den Blättern eines Baums, der einzig und allein in Mordis Garten steht, und haben ihn viele holen wollen, aber das Leben dabei eingebüßt.“

Als Hall das hörte, wollte er verzweifeln, nicht weil er bald sterben mußte, sondern weil er so gern noch Gewißheit über Sumi gehabt hätte. Ihm war es immer, als müsse sie noch leben, obwohl er sich so sehr grämte, als wäre sie schon gestorben.

Der Arzt rief alle Diener Halls zusammen, und fragte: „Euer lieber, guter Herr, der Euch viel Wohlthat hat gethan, ist nun recht sehr krank, und ich weiß nicht, ob ich ihn werde am Leben erhalten. Es gibt aber noch ein Mittel ihn gewiß zu erretten, wenn ich nur wüßte, wer ihn von Euch am allerliebsten hätte?“

Da wollte ihn Jeder am allerliebsten haben und sein Leben für ihn lassen, wenn es Noth hätte. Das sagten sie Alle, aber Jusuf schwieg. Noth hätte es denn eben, meinte der Arzt, und das Leben müsse freilich gewagt werden. Er sagte ihnen, ihr lieber Herr sei nur durch den Thau vom Lebensbaume zu retten, der in Mordis Garten stehe, und fragte, wer ihn den holen wolle?

Da hatten sie tausend Ausreden. Der Eine meinte: Ja! wenn er nur gewiß wüßte, daß der Thau hülfе, wollt er denselben schon holen, und sein Leben dran wagen; aber als der Arzt sagte, der Thau helfe gewiß, sprach er, das könne er nicht glauben. Der

Anderere hatte gar zu nöthig im Hause zu thun; und konnte nicht abkommen; der dritte sprach: Er wolle den Herrn wohl aus 20 und noch mehr Mördern und Räubern herausheben, wenn es sein müßte, aber mit dem Mordt möge er nichts zu schaffen haben, das sei ein grauwaltiges Ungeheuer. So hatte ein Jeder eine andere Ausrede. Und als der Arzt ihnen nun recht beweglich wollte zureden, sagten sie zu ihm, er sei ein Narr, und sollte sie ungehudelt lassen; und möchte lieber selbst hingehen und den Thau holen, obwohl sie recht gut wußten, daß er den Herrn nicht durfte verlassen, wenn der nicht stracks sollte sterben. Und da er nun nicht aufhörte zu bitten, wurden sie wild und drohten ihm die Jacke auszuklopfen, wenn er das dumme Maul nicht halte.

Da sahe der Arzt wohl, daß all sein Reden und Bitten nichts fruchte und ließ sie gehen. Zusef aber war da geblieben und hatte immer geschwiegen.

Als die Andern nun weg waren, sagte er zum Arzte: „Herr, lehrt mich den Baum kennen und sagt, wie er aussieht und wie ich den Thau muß bekommen? — Ich will gehen und ihn bringen, wenn ichs vermag?“

„Du? du treue Seele du? rief der Arzt, du bist ja so alt und matt, und bist dem Herrn so nöthig; er hat ja Keinen als dich!“

Zusef sagte, er wolle gehen und die Paar Jahre seines Lebens, die ihm noch möchten beschieden sein, für den Herrn gern dran setzen.

Derweil sie beide davon noch hin und her redeten und Zusef sich unterweisen ließ, wie er den Thau für seinen Herrn erlangen möchte, rasselte eine Kutsche mit Leuten daher. Das war Sumi.

„Ach! rief Zusef, du kommst eben recht, den guten Vater

noch einmal zu sehen; denn wer weiß, ob ich den Lebenshau erlange, den ich ihm holen will?"

„O! bleib nur, du treuer Jusuf, rief Sumi, den Lebenshau bring ich ja mit; den hat mir Herr Mordi gegeben!"

„Habt Ihr den Lebenshau? sagte der Arzt, o dann ist Alles gut! Zeigt ihn mir, ob er es ist? — Ja, er ist! er ist! sprach er, da er ihn gesehen und ein Paar Tropfen versucht hatte. Er ist! Bleibt aber jetzt hier Sumi, damit, wenn der Vater Euch sieht, er nicht vor Freuden sterbe."

Ein neues Leben durchströmte Hali's Adern, als er nach und nach ein Schälchen des himmelblauen Thaues genommen hatte. Er war wie versüßigt, und als nun Er und Sumi sich einander in den Armen lagen, da waren beide seelig!

Zwei Monate sollten die Feste dauern, die Hali in seiner Freude aller Welt geben wollte, und sollten so glänzend und herrlich sein, als sie kein Fürst geben konnte.

Sumi, in der Freude beim Vater zu sein und auch bei Besenstielchen, und in dem Rausche von Festen, die den Kopf betäuben und darum vergeßlich machen, hatte nicht daran gedacht in den Zauber Spiegel zu schauen, wie es dem einsamen Mordi ergehe. Darüber waren viel Tage vergangen.

Da sagte eines Abends Käthchen, die Kammerdienerin, die in Mordis Garten nur das Wisefäschen war: „Nun ist es bald an der Zeit, daß wir zurückeilen, wenn wir Herr Mordi noch wollen am Leben finden."

Da erschrak Sumi und rief: „O der arme, arme Mordi! o der undankbaren Vergeßlichkeit!"

Sie sahe in den Spiegel. Da lag Herr Mordi kläglich und elend im Garten und war fast zu einer bloßen Haut zusammengefal-



Das Roestlein.

len, und es war, als ob sie in seinem Gesichte lesen könnte, und stände darauf geschrieben; ach Sumi! du hast mein vergessen; nun muß ich elend sterben!“

Das Mädchen erblasste. „Räthchen nimm den Lebensthau; wir müssen gleich in der Nacht fort, ohne Abschied, der uns nur aufhielte. Mordis Leben ist in Gefahr!“

Da ging es gleich fort, denn die Pferde waren immer den Augenblick angespannt, wenn man es wünschte. Niemand aber wurde die Abreise inne, denn es lag Alles tief im ersten Schlaf.

Als nun Sumi wieder in den Garten war angekommen, suchte sie Herr Mordi, und konnte ihn nicht finden. Sie schrie in großer Angst: „Mordi! ach lieber Mordi, wo bist du?“ aber es antwortete keine Stimme. Da suchte sie wieder, da rief sie wieder, aber sie fand ihn nicht.

Da wollte Sumi verzweifeln und händeringend sammerte sie: „Ach er ist todt! Mordi ist todt! Nun bin ich auf immer untröstlich!“

Nach vielem Rufen und Suchen, sahe sie Etwas im Grase liegen, — sahe näher hin, und es war Herr Mordi, aber ganz klein geworden und zusammengeschrumpft und abgezehrt. Er lag, wie ohne Leben da. Sie aber kniete nieder zu ihm; da athmete er noch ein wenig und ächzte noch leise und sahe sie mit trüben traurigen Augen an.

„Armer! armer Mordi! sagte sie betrübt, stirb nicht! ich habe den Lebensthau; und indem sie es sagte, legte sie weinend die eine Hand an seinen Hals und streichelte ihn mit der andern den Kopf.

Da war aber Mordi plötzlich verschwunden, und es lag ein kranker Mensch da in Königskleidern.

Sumi fragte: „Was ist das? Wo ist Mordi?“

„Ich bins; ächzte er schwach. — Lebensstau!“

Jetzt füllte sie ihm etwas Lebensstau ein, und er erholte sich so, daß er die Flasche selbst nehmen und in kleinen Zügen trinken konnte, und als er Alles ausgetrunken, stand er da, ein schöner Jüngling gesund und blühend.

Jetzt waren beide glücklich, Sumi und Mordi. Mordi aber erzählte: seine Mutter habe viel böse Zaubereien getrieben, darüber hab er sie einmal gescholten, sie aber habe darauf einen Zauberspruch über ihn gesprochen, wodurch er zum Ungeheuer geworden. Da habe er die Menschen fressen müssen, die Etwas abgebrochen hätten in seinem Garten, und alle die Mädchen auch, die ihm zu eigen verfallen wären und sich vor ihm gefürchtet hätten. Nun sei er erlöst, weil sie ihn gestreichelt habe. „Ach liebe, schöne Sumi, ich will dir dankbar sein, so lang ich lebe. Ich bin nun ein Mensch, und alle meine Thiere sind auch wieder Menschen geworden. Aber ich bin auch ein König und habe ein großes Reich. O wenn du mich lieb haben und Königin werden wolltest, dann wäre ich erst recht glücklich. Dein Vater und Besenstielchen und der treue Jusuf müßten dann bei uns leben, und den bösen Schwestern möchte alles Geld und Gut des Vaters bleiben, sie würden doch nicht dabey froh; weil sie nicht gut sind. Wir aber wären glücklich.“

„O! antwortete Sumi, gut bin ich dir im Herzen schon lange gewesen, weil Du immer so gut und liebeich warst, nur deine Gestalt war gar zu sehr unhübsch. Nun aber will ich deine Königin gern werden, wenn es dich glücklich macht; denn du hast ja dem Vater das Leben erhalten!“

Da umarmte Mordi entzückt seine Sumi, und als die Diener daran wohl merkten, was vorging, machten sie vor Freuden einen greulichen Lärm in Schloß und Garten, und die, welche vorher Pu-

del gewesen waren, bellten vor Lust mit drunter Bau! wau! und Käthchen sagte vor Lust: Mau! Herr Mordi aber und Sumi hatten ihr großes Vergnügen daran.

Es war am andern Morgen sehr früh, als Hali erwachte und seine Sumi besuchen wollte, aber Sumi und Käthchen und Pferde, Wagen und Diener waren fort. „Ach! seufzte Hali, so hast du mich wieder verlassen! aber wo bist du denn jetzt hin?“

Er suchte auf ihrem Zimmer und fand alle kostbaren Kleider und allen Schmuck, der Sumi gehörte, aber was half ihm das? sein liebstes Kind fand er doch nicht. Da fiel ihm aber ein wunderlicher Spiegel mit seltsamen Rahmen voll Bilder und unbekannter Zeichen in die Augen. Das war aber eben der Zauberspiegel, den Sumi in der Angst um Mordi vergessen hatte.

„Ach, sagte Hali, könntest du mir zeigen, wo meine Sumi ist?“ und sah in den Spiegel hinein. Da erblickte er sie, wie sie eben vogelschnell in den Garten einfuhr; er sah sie angstvoll suchen; er sah an ihrem Munde, daß sie Jemand rief. Dann fand er sie bei dem abgekehrten Mordi und es war ihm, als ob er nun Alles verstehe, was sich begeben, und der gute Mordi dauerte ihn sehr. Aber als Sumi den armen Mordi streichelte und derselbe auf einmal ein Mensch ward und, nachdem er den Lebensstau getrunken, ein schöner blühender Jüngling da stand, und die Thiere auch zu Menschen geworden waren, da wußte er Alles.

„Ich muß hin, ich muß zu meinem Kinde hin!“ rief er, und erzählte dem Jusuf, was er im Spiegel gesehen hatte, und sagte, daß er bei Sumi bleiben und nimmer zu den bösen Töchtern wiederkehren wolle. Der treue Diener aber wollte auch mit und bei sei-

nem Herrn leben und sterben. Und Besenstielen wurde geholt und gefragt, ob es auch mit wolle, und immer wolle bei Sami bleiben? Das wollte es sehr gern, und sein Vater wollte es auch gern.

Da bestellte Hali einen treuen Wächter über sein Haus, und schrieb ein Paar Zeilen an seine ungerathenen Töchter, darin stand, sie möchten sich in Alles friedlich theilen; er käme nimmer mehr wieder.

Da fuhr er mit Sami und Besenstielen und mit dem Zauberspiegel fort, und nahm sonst weiter nichts mit sich, und als sie in Mordis Garten ankamen, standen schon Mordis schnelle Pferde und Wagen bereit, alle drei zu holen. Das war nun aber nicht nöthig.

Da wars eine Freude! Da wars eine Seligkeit! die keines Menschen Mund aussprechen konnte. Sami wurde Königin; Besenstielen hatte auch ein Herz gefunden, das gut und treu war, und der alte Sami wurde von Allen geehrt und geliebt und sagte: „Ich lebe im Himmel!“ Darin lebten sie aber Alle, weil sie Alle gut waren.

Halis ältere Töchter schienen auch im Himmel zu leben, aber es war dennoch nicht wahr, sondern es schien nur so. Sie tanzten, sie spielten, sie saßen und aßen an herrlichen Tafeln, sie fuhrten dahin und dorthin, sie konnten sich prächtig puzen und thaten das auch, aber sie waren nicht dabei vergnügt. Hatten sie im Spiel verloren, war ein anderes Mädchen öfter als sie zum Tanz aufgefördert, oder wurde als schön gelobt, oder hatte ein neues Kleid, das man hübsch nannte, das ärgerte sie heimlich sehr, und sie trugen

eitel Haß und Neid im Herzen. Das merkte Jedermann wohl und darum hatte sie Niemand lieb.

Sie erfuhren Sumi, die Schwester, sei wiedergekommen, herrlich und prächtig, und sei die Schönste im ganzen Lande. Da war es ihnen, als hätten sie Gift genommen; aber weil sie wußten, der Vater sei sterbenskrank, trösteten sie sich und sagten unter sich: der treibt nicht mehr lange, dann wollen wir das dumme Ding aus dem Hause werfen, und es soll nichts von der Erbschaft haben.

Als sie nun darauf hörten, der Vater sei wieder gesund und blühend wie ein Jüngling und gäbe herrliche Feste, wegen seiner Genesung und Sumis Wiederkunft, da erschrakten sie, und wurden fast wüthend vor Grimm.

Da sie aber einen Boten bekamen, der Vater und Sumi seien fortgereist und wollten nimmermehr wiederkehren, und sie sollten sich theilen in all sein Gut; da freuten sie sich; aber es dachte schon Jede, wie sie es anfangen wollte das beste Theil zu erlangen und mehr als die Andere, und zankten sich auf dem Heimwege schon heftig, wer dieß oder das sollte haben.

Als es nun zur Theilung kam, da ging das Elend erst recht an. Jede wollte haben, was die Andere begehrte, und da schimpften sie einander und wurden immer häßiger und feindseliger. Als aber Sumis köstliche Kleider und Juweelen zur Theilung kamen, die schöner waren, als sie auf Erden für alles Geld zu erkaufen standen, da brach die Wuth ganz aus. Keins wollte nur ein einziges Stück von den herrlichen Sachen laßen. Sie schimpften, sie schlugen sich und zerkrakten sich fluchend das Gesicht. Von nun an hatten sie sich tödlich, verleumdeten sich und machten das Leben sich grundschwer.

Sie hatten, so lange der Vater lebte, Umgang gehabt mit den Töchtern des Fürsten, aber zu diesen durften sie nun nicht

mehr kommen, weil sie so schlecht sich betrugten. Man verachtete sie.

Da wollten sie nun zeigen, sie könnten wohl herrlicher leben als diese und hätten mehr Geld, und dazu wollte es die Älteste der Jüngsten, und die Jüngste der Ältesten an Pracht und Glanz zuvorthun, aber weil sie niemals etwas Nützliches gethan hatten, und hatten sich um keine Wirthschaft bekümmert und der Vater nicht mehr da war, der immer aufs neue erwartete, so waren sie in wenigen Jahren ganz zu Grunde gerichtet und wurden so arm, so sehr arm, daß sie ihre schönen Sachen verkaufen und hernach Betteln gehen mußten.

Aber weil sie Jedermann verachtete und keiner bemitleidete, wollte man ihnen oft das Stückchen Brodt nicht einmal geben, und sie wären beinahe verhungert.

Da mußten sie aus Noth zum Lande hinausziehen in andere Länder, und bettelten herumwandernd vor den Thüren ihr Brodt.

5. Martin und Ilse.

Martin und Ilse waren Bruder und Schwester, und waren recht sehr arme Kinder, denn die Ältern hatten noch viel Kinder mehr und konnten ihnen nicht satt zu essen geben. Da mußten denn Martin und Ilse in den Wald und Erdbeeren suchen, die aßen sie zu einem kleinen Stücklein Brodt, und die übrigen trugen sie nach der Stadt zum Verkauf und brachten das Geld den Ältern.

Einmal gingen sie auch in den Wald, aber die Erdbeeren waren schon selten. Da mußten sie tiefer und immer tiefer hinein, und wußten nun bald nicht mehr, wo sie waren und konnten sich gar nicht zurecht finden.

Als es nun schon Abend geworden war, da hatten sie entsetzliche Angst und gewaltigen Hunger. Aber da fanden sie auf einmal auf einem grünen Plaze ein artiges Häuschen, und als sie hinkamen, da war das Häuschen von Brodteig gebacken und das Dach war von Kuchen und die Fenster von weißem Kandiszucker, und die Fensterrahmen von Marzipan.

Die hungrigen Kinder fragten nicht lange, wem das Häuschen gehöre und ob sie auch davon essen dürften, sondern weil es sie hungerte, so brachen sie vom Häuschen ab, was losging und aßen. Aber das hätte können übel ablaufen. Indem sie nämlich eben Jedes noch eine Kandisfensterscheibe losbrechen, wars drinnen als sang es mit feiner Stimme:

„Knäspen, Knäspen Knätschen;

was Knäspert an mein'm Häuschen?“

Da erschrecken die Kinder, ließen die Scheiben fallen und wollten davon laufen. Aber es trat ein altes kleines Mütterchen aus der Thür, die war ganz zusammengeschrumpft und sagte gar freundlich: „Ach! Ihr armen Kinderchen; Ihr habt Euch gewiß verirrt; da kommt nur herein, Ihr sollts gut haben.“

Als sie nun drinnen waren, gab ihnen die Alte Mäße und Nessel, Milch und Reißbrei und auch schönen Wein dazu. Da wurden die Kinder recht froh und dann auch recht müde. Die Alte aber hatte schon zwei weiche Bettchen bereitet, darein legten sie sich und schliefen recht süß.

Die Alte aber war eine böse Hexe, die den Kindern sehr nach-

stellte, schlachtete sie und aß sie, denn wenn sie ein Kind gegeben hatte, wurde sie wieder um drei Jahr jünger. So war sie wohl schon tausend Jahr alt geworden. Sie konnte aber nur solchen Kindern Etwas anhaben, die sie zu einem Unrecht verführen konnte, über die andern aber hatte sie keine Macht. Sie hatte das Brodthäuschen dahin gebaut, daß die Kinder davon abbrechen sollten, hätten die Kinder das nicht gethan, so hätte sie ihnen auch nichts thun können.

Früh ehe es noch Tag war, stand das böse Weib auf und trug den Knaben in einen Stall, der hatte ein eisernes Gitter, und Ilse weckte sie und sagte: „Steht auf, du Faulenz, mach Feuer an, hole Wasser und koche gut Eßen. Deinen Bruder hab ich in den Käfig gesperrt, da sollst du ihn füttern, bis er recht fett ist, dann will ich ihn schlachten.“

Ach wie weinte das arme Mädchen, aber es half ihm nichts! Es mußte alle Tage dem armen Bruder gute Speisen kochen und ihn trösten und hatte doch selbst keinen Trost!

So oft auch die Hexe den Knaben besahe, nahm er doch nicht zu. Das machte die Angst. So wollte sie denn das Mädchen zuerst eßen.

Es waren wohl vier Wochen so hingegangen, da sagte sie eines Morgens: „Machhurrig, Mädchen, und thue deine Arbeit; heute soll dein Bruder dran, wenn er auch noch magerer wäre, ich will nun länger nicht warten, ich will derweile den Teig zurecht machen, damit wir auch Brodt haben. In ein Paar Wochen schlacht ich dich auch!“

Ilse wollte vor Angst vergehen; aber sie mußte Wasser zum Sieden bringen, die Alte aber heizte den Backofen. Ilse seufzte zu dem lieben Gott und rief ihn an.

Jetzt rief die Alte: „Komm her, Mädchen, und sieh, ob das Brodt recht braun ist; meine alten Augen können es nicht mehr erkennen. Setz dich hier auf das Brett, das will ich in die Höhe heben, und denn kannst du in den Ofen hinein gehen und zusehen, ob das Brodt gar ist?“

Das Mädchen merkte die Bosheit der Alten gar wohl, sagte, dergleichen habe es noch niemals gemacht, und wußte sich dabei nicht anzustellen; die Alte mocht ihr es vormachen. Das that die denn auch, und setzte sich aufs Brett.

Ilse war stark, denn sie hatte viel arbeiten müssen, aber die Hexe war dürr und sehr leicht. Ilse schob sie wer weiß wie weit in den Ofen, und als sie zurück wollte, stieß sie dieselbe mit dem Brette wieder hinein, und schlug die Ofenthür zu, daß sie gar jämmerlich verbrannte.

Nun suchte Ilse die Schlüssel zum Gitterkäfig, und als sie diese gefunden, ließ sie den Bruder heraus. Da waren die Kinder recht froh und dankten dem lieben Gott, und aßen sich seit langer Zeit wieder zum erstenmal mit Freuden satt, und nahmen auch noch Speise auf den Weg mit.

Hierauf suchten sie im Häuschen Alles durch und fanden viel Perlen und Edelgestein, die nahmen sie auch mit für die Aeltern. Dann machten sie sich auf den Weg, und kamen bald an bekannte Stellen, und als es Abend ward, waren sie wieder zu Hause.

Und die Aeltern waren so glücklich, so sehr glücklich! Sie hatten die Kinder acht Tage hintereinander gesucht, und als sie dieselben nicht fanden, da war ihr Herz bekümmert. Nun waren sie aber wieder da, und hatten so viel mitgebracht, daß sie einen großen Edelhof hätten kaufen können, oder wohl gar noch viel mehr.

6. Die Schlange.

Es ging ein armer Jüngling in dem Dienst eines Königs, dem er aufwarten mußte. Alle Mittage holten sie aus des Königs geheimer Kammer eine Schüssel, die wurde erst aufgetragen, wenn alle andere Gerichte abgenommen und alle Tischgäste weggegangen waren, und kein Mensch wußte, was in der Schüssel war, der Jüngling aber hätte es gern wissen mögen.

Einemals sollte er in dem geheimen Zimmer des Königs ein wenig aufräumen. Da fand er von ohngefähr die verdeckte Schüssel. Ein bißchen hinein sehen wirst du doch wohl dürfen, dachte er; aber ich weiß nicht, ob er darin recht hatte.

Als er nun hineinsah, war eine gekochte, weiße Schlange darin, und es zog ihn, als müßte er davon ein wenig kosten. Und er kostete davon ein ganz klein Stückchen.

Er hatte das Stückchen kaum geessen, so verstand er die Sprache aller Thiere, und hörte, was die Vögel vor dem Fenster miteinander sprachen.

Desselbigen Tages war der Königin ihr kostbarster Ring weggekommen und die Königin dachte, der Jüngling habe den Ring genommen; aber ich weiß es nicht, warum sie das dachte. Wäre sie keine Königin gewesen, so hätte sie aussagen müssen: „Warum?“ aber so hatte sie es nicht nöthig.

Nun hieß es, wo er den Ring nicht wieder schaffe, solle er das Leben hergeben. Das machte ihn denn sehr traurig.

Der Jüngling ging in seiner Noth auf den Hof; da saßen ein Paar Enten am Wasser und sonnten sich. Er hörte aber, wie die Enten mit einander vertraulich plauderten, und sprach die eine zu der andern:

„Mir ist so fatal im Magen; das macht ich bin so dumm gewesen und habe den Ring der Königin in Gedanken mit verschluckt, den das faule Kammermensch mit ausgekehrt hat. Es drückt mich recht sehr!“

Es ist doch gut, wenn man Etwas versteht, dachte der Jüngling, und bat den Leibkoch des Königs die Ente zu schlachten, und weil sie ihn alle recht lieb hatten, so that es der Koch auch, fand den Ring und trug ihn dem Könige hin, der darüber sehr froh war, denn er hatte den Jüngling auch lieb.

Der König ließ den Jüngling kommen und sagte; „fordere von mir, was du gern hättest, Gold oder hohen Rang, ich will dirs gerne geben!“

Da forderte er seinen ehrlichen Abschied, und als der König ihn fragte, weshalb? sagte er:

„Herr König, ich habe nichts als meine Ehre. Die hab ich so gut als mancher Königssohn, und vielleicht wohl zuweilen noch besser, und wo die so leicht gekränkt werden darf, da mag ich nicht bleiben!“

„Aber willst du denn gar nichts von mir haben?“ fragte der König. Da bat er sich denn, um seinen Herrn nicht zu betrüben, ein schönes Pferd aus, und als er das hatte empfangen, zog er von dannen.

Am andern Morgen kam er an einen Teich. Da waren drei Fische im Schilfrohr und konnten nicht wieder ins Wasser und ächzten: „Hier müssen wir umkommen.“ Da stieg er vom Pferde und brachte sie ins Wasser. Sie aber sagten: „Wir wollen dir das im besten gedenken!“

Er eilt weiter und hörte wie ein Ameisenkönig zu den Leuten in seinem Haufen sagte: „Da kommt das große Thier, das Pferd,

wird uns zertreten.“ Er aber sagte: „Nein! und ritt zur Seiten. Aber der Ameisenkönig sprach: „Es soll dein Schade nicht sein!“

Nun fand er auch auf der Reise junge Raben, die waren aus dem Neste gefallen und konnten noch nicht recht fliegen, die jammerten untereinander: „Nun müssen wir vor Hunger sterben und verderben.“ Er aber sprach: „Nein! Es steht geschrieben, der Herr speist die jungen Raben,“ und damit nahm er Fleisch aus der Tasche, welches ihm der Koch mitgegeben, und fütterte sie recht satt. Sie aber sagten: „das wollen wir dir einmal vergelten.“

Nun kam er in eine große Stadt. Da hieß es, wer das ausrichte, was die Prinzessin fordere, der solle sie haben und kein Anderer; aber wer sich dazu anböte und es nicht ausrichten könne, der gäbe den Kopf her.

Der Jüngling dachte, dein Kopf ist schon einmal um eines lumpigen Ringes willen in Gefahr gewesen, so kannst du ihn wohl um eine Prinzessin wagen? Da meldete er sich als Freier.

Die Prinzessin ließ ihn ans Ufer des Meeres führen und einen Ring hinein werfen, den sollte er wieder bringen. — Man ließ ihn allein; Er aber verließ sich auf die Dankbarkeit der Fische. Gut! daß es keine Menschen waren, da wäre er sehr verlassen gewesen. Aber es kamen die drei Fische, und der mittlere brachte in einer Muschel den Ring. — Es war der rechte.

Nun wurden zwei Säcke Hirsenkörner des Abends ins Gras geschüttet, die sollten des andern Morgens auf einem Haufen beisammen sein. Da kam der Ameisenkönig, und brachte sie mit seinen Leuten zusammen.

Nun hätte ihn die Prinzessin gern genommen, weil er so gutmüthig und so häßlich war, aber weil er kein Prinz war, so war er für sie kein rechter Mensch. So verlangte sie denn, er

sollte ihr das Wasser der Schönheit holen, bei dem sie immer jung und schön bleibe. Das wußte er aber nicht zu finden, doch ging er darnach aus.

Indem er noch darnach fragte, wo er es finden könne, kamen die drei Raben und brachten ihm das Wasser in einem Fläschlein, er aber brachte es der Prinzessin.

Da nahm sie ihn.

7. Der tapfere Schneider.

Es war ein klein Städtlein, wo ein Schneider drinn wohnte, der machte den Leuten die Kleider. Aber er machte den Leuten die Kleider gar nicht recht gern; denn er dachte sein Gewerke und Handthierung, sei zu gering und leicht für Manneskraft und Geist und hätte sollen armen Wittwen und Waisen verbleiben, damit die auch Etwas hätten sich davon zu ernähren, und dachte auch, eben deshalb habe man auf das edle Schneiderthum mancherlei Spott und Schimpfverse gemacht, die ihm Jedermann, zu Hohn und Trug, wise und laut singe.

So dacht er und meinte, weil es ein Schneider doch täglich mit Stechen zu thun habe, so hätte er sollen Soldat werden, denn er werde außer dem Stechen auch das Hauen gar leicht erlernen, zumal da die Scheere ja gar nichts anders als ein zweischneidiges Schwerdt sei. Er für seine Person sei gewiß ein General geworden oder wohl gar noch mehr, nämlich ein Lieutenant, die immer weit mehr Muth und Heldenherz und Kriegskunst hätten, als die ältesten Generale.

In solchen hohen Gedanken saß einmal das Schneiderlein und schneiderte, und vor ihm lag ein Stück Musbrod, das er sich noch eine Weile wollte aufheben, bevor er es aße.

Da kamen Fliegen und setzten sich auf das Musbrod, die scheuchte er weg mit einem Zuchlappen, denn es ordentlich auf Leben und Todt mit ihnen aufzunehmen, schien ihm doch allzubedenklich. Als sie es aber allzuarg trieben und wollten ihm das Musbrod ganz und gar vom Brodt freßen, faßte er sich ein Herz und schlug in der Angst sieben große Fliegen todt.

Da erschreckte er vor sich selbst, und sagte: „Poß! Was für ein groß Mann ich bin!“ denn er wußte nicht, wie er solches große Werk hatte vollbringen können, und hätt ers sich selbst nicht geglaubt, wo ers nicht vor Augen gesehen. Da aber merkte er denn wohl, daß er zu großen Dingen geboren sei. Da gab er das Schneiderthum auf, machte sich, aber zuvor einen breiten Gürtel um seinen Leib, darauf stand mit großen goldenen Buchstaben: „Sieben auf einen Streich geschlagen!“ Das hatte er sich mit Goldfaden hinein gestickt. Dazu hatte er sich nun auch einen blanken Harnisch machen lassen, aber das Schwerdt hatte er vergessen, oder es schien ihm nicht nöthig, denn er mochte wohl denken, der Harnisch schütze ihn genug.

So zog er in die Welt sein Glück zu versuchen und nannte sich Großerz.

Er ging in das Land eines großen Königs bis zu dem Schloße beselben, wo er sich in dem Hofe hinlegte und schlief. Die Diener aber, die hin und her gingen und den glänzenden Harnisch sahen und lasen die gewaltigen Worte auf dem Gürtel, thäten das dem König kund und sagten, er möcht wohl ein trefflicher Kriegermann sein und könn einmal großen Dienst leisten, wenn es sollte Krieg setzen.

Da ließ der König ihn rufen und fragt ihn, ob er wollt Dienst nehmen? Ja! sagt er, deswegen sei er gekommen; man sollt ihm aber ein Schwerdt verleihen, dieweil er das seinig gegen den Stahlharnisch eines Riesen auf der Reise zubrochen.

Da überkam er Dienst und Schwerdt und großen Gold, und wurde von Allen sehr hoch gehalten, und thaten sie gar freundlich gegen ihn, weil sie sich sehr vor ihm fürchten.

Als bald er das merken that, ward er trohig und höhniſch und ſuchte Handel mit den Kriegsleuten; aber es wagte ſich keiner mit ihm, denn weil er ſieben auf Einen Streich hatte geſchlagen, würde er mit jeglichem einzelnen Mann bald fertig werden, wie ſtark der auch ſein möchte.

Da ſahen ihn Alle ſehr ſcheel an, beredeten ſich, gingen zum König und begehrten ihren Urlaub, wenn der Großherz im Dienſt bleibe.

Deß wußte der König und ſeine Räte keinen Rath, denn wollte er den Großherz aus dem Dienſt thun, ſo könnte er ihm Land und Leute umbringen, und ſich ſelbſt zum Könige machen; und ſollt er ſeinen Kriegsleuten Urlaub geben, das wäre noch weniger gut, dann möchte Großherz ſo eher thun, als ihm gefalle.

Da ſagt der König den Kriegsmännern, wartet ein Weil noch; ich will mir einen Rath erdenken, daß wir mit Tügen und Art des Großherzes loſkommen.

Als nun der König ſich eines Dings erſonnen hatt, ließ er den Großherz kommen, ſagend, er habe gar wohl vernommen, welch ein gewaltiger Kriegsmann derſelbe ſei, und ſollte er ihm helfen gegen zwei Riesen im Walde, die ihm großen Schaden thäten mit Rauben und Würgen. Er wolle ihm dazu hundert Reiter zu Hülff geben, und wenn er es wohl hätte vollbracht, ſolle er ſeine Tochter

bekommen, und das halbe Königreich zum Erbgut nehmen. Der König aber dachte, das laße sich nimmer vollbringen und käme er also des gefährlichen Dienstmannes los.

Da sagte Großherz, solches wolle er wohl vollbringen und brauch er nicht einmal der hundert Reiter dazu.

So verfügte er sich demnach zu dem Wald, ließ aber die Reiter außerhalb bleiben, ging allein in den Wald und lugt und schauet, wo die Riesen wären. Da fand er sie schlafend unter einem Baum und schnarchten sie also sehr, daß sich die Zweige an den Bäumen davon bogen.

Da laß der Schneider sich Steine auf, stiege nun auf den Baum, darunter die Riesen schnarchten, und warf Einen derselben mit einem spitzen Stein auf die Stirn, so daß derselbe erwachte und fragte den Andern, warum er so hart ihn habe geschlagen? Der antwortet, er habe ihn nicht geschlagen, sondern gar sanft geschlafen. Hierauf als sie beide schon wieder schnarchelten, wirft er den Andern an die Stirn. Der fragt den Ersten, warum er denn nun ihn schlage? Dieser antwortet, er hab ihn nicht geschlagen, sondern schon wieder recht sanft geschlafen.

Als sie nun wieder beide schliefen, wirft er den Ersten und den Andern so heftig, als er vermochte, daß sie beide auffahren, und fingen so arg an zu zanken und zu schreien, daß es die draussen vor dem Walde hörten, und dachten, jetzt gehe es los, und waren heilfroß ihrer eigenen Haut wegen. Die Riesen aber rissen Bäume aus und schlugen so grimmig zu, daß sie bald nach einander beide verschieden.

Als der Schneider das sahe, stieg er vom Baum, schlug den Riesen mit seinem Schwerte an solchen Theilen ihrer Leiber einige

Wunden, und sagte den Reitern, sie könnten die Riesen nun holen, denn er habe sie getödtet, und lägen unter einem Baum.

Die Reiter glaubten das keineswegs, aber als sie in den Wald gingen und die Riesen todt fanden, da glaubten sie es.

Nun war dem König sehr angst, als der Riesentödtter die Prinzessin und das Erbgut forderte. Er hatte das Herz nicht ihm dieselben zu versagen, nur wäre noch Eins und das Andere zu thun, dann würde er beides erlangen.

„Sagt an, was es ist, sagt hochtrogig das Schneiderlein, ich will es vollbringen!“

Da ward dem König übel und weh, und dachte: das ist ein Unhold, und sagte: es sei ein heillofes und grauwaltiges Einhorn im Lande, das thäte an Leuten, Fischen und andern Gethier so gar vielen Schaden, daß es das Land noch verwüsten werde, das solle er fangen.

„Ich will es schon fangen, sagte der Schneider, ging mit einem starken Seil in den Wald, wo das Einhorn immer war, und ließ die Reiter wieder vor dem Walde! Da kam das Einhorn daher in voller Wuth gegen den Schneider und wollt ihn durchbohren. Der aber sprang, als es ganz nahe war, hinter eine große Eiche, aber in der blinden Wuth hatte das Einhorn mit dem Horn sich tief in die Eiche gerannt, und blieb darin stecken. Da schleift ihm der Schneider das Seil um den Hals, und das andere Ende machte er an einem andern Baum fest, und hieb und stach mit seinem Schwerdt auf das Thier. Das aber wurde ganz wild und wollte sich losreißen, zog darüber das Seil ganz zu, daß es davon erstickte.

Als das nun vollbracht war, fürchte der König sich noch vielmehr, und sagte: Es sei nur noch Eins zu verrichten, nämlich ein groß wild Schwein zu fahen, das Alles im Walde und Felde verwüste.

„Das will ich schon auch ausrichten, sprach er, aber dann gebe mir, was Ihr verheißen, oder es wird nicht gut!“

Da ging er in den Wald, aber die hundert Jäger, die ihm der König hatte mitgesandt, ließ er auch vor dem Walde, und ging allein hinein. Und als er das Schwein aufgefunden, machte er es erst recht wild, und rief: „Hußa, hußah!“ und da es ihn nun schäumend verfolgte, steckte er sich immer hinter die Bäume, lief dann fürder, und rief immer wieder: „Hußa!“ bis er das Schwein an ein kleines aber festes Waldkirchlein brachte, dessen Thür offen stand. Da lief er hinein, und das Schwein ihm nach. Er aber, leicht wie er war, sprang zum Fenster hinaus, und während das Schwein ihn wüthend im Kirchlein suchte, war er schon wieder vom Fenster zur Erde, und schlug die Thüre des Kirchleins zu.

So ward also das Schwein gefahet.

Und als nun der König sich weiter nicht wußte zu helfen, da gab er ihm die Prinzessin, die ihn aber mit Seufzen und Weinen nahm, und sich um alle die großen Dinge nicht kümmerte, die der tapfere Schneider gethan hatte, denn sie hätte viel lieber einen schönen Prinzen genommen, der noch gar nichts gethan hätte als Reiten und Jagen. Das aber machte unserm Schneider wenig Unruh und Sorgen. Und als er erst König geworden war, fürchteten sich alle Königs und Fürstenleute in der Nachbarschaft vor dem König Großherz und blieb sein Land in Frieden, so lang er regierte.

8. Die goldene Gans.

Ein armer Bauersmann hatte drei Söhne, die waren denn alle drei nicht eben mit so viel Verstand versehen, daß sie davon hätten abgeben können; aber die beiden Ältesten waren sehr hochmüthig und glaubten, sie seien gewaltig kluge Menschen und nur der Jüngste sei dumm, weil er blos gutmüthig und gefällig war, und machte kein Prahlens von ihm selbst. Sie nannten ihn darum den Dummling.

Da wollt der Älteste eines Tags in den Wald gehen und Holz fällen, und der Vater sollte ihm eine Art dazu geben.

„Du bist ein Tölprian, sagte der Vater, und verstehst das Ding eben recht, und wirfst mit einer Wunde im Fuße heimkommen.“ Tölprian aber ruhete nicht eher, bis er die Art hatte, und verlachte heimlich den Vater.

Als er in den Wald ging, hatte ihm die Mutter einen Fladen oder Kuchen in die Tasche gegeben, damit er zum Appetit etwa einmal hineinbeißen könnte, denn das rechte Frühstück hatte er schon daheim bekommen.

In dem Walde schleicht ein altes eisgraues Männlein daher, das recht verhungert aussah. Das bat ihn: „Gib mir von deinem Kuchen ein Stücklein; ich bin gar sehr hungrig!“

„Will meinen Kuchen schon selbst essen;“ antwortete er und ging weiter und fing an einen Baum umzuhauen, aber die Art fuhr tief bei einem Hieb ab, und tief ihm in den Arm. So mußte er denn heim gehen.

Nun ging der zweite Sohn in den Wald, und das eisgraue Männlein war auch wieder da und bat um ein Stücklein Kuchen; aber der gab ihm eben so wenig als sein Bruder. Er hieb sich aber

beim Baumsfällen so sehr ins Wein, daß ihn die Holzhauer in der Nähe, die auf sein Klagschrei herbeikamen, auf einer Trage nach Hause bringen mußten.

Nun ging der Dummling in den Wald, und dem begegnete das graue Männlein mit seinem Hungergesicht und mit seiner Bitte nur um ein Stückchen Kuchen auch, und der Dummling sagte: „du siehst so hungrig aus, Altvater, ich aber habe schon gefrühstückt, und kann es schon aushalten. Da hast du den Kuchen ganz!“

Da aß das Graumännlein den Kuchen mit großem Vergnügen, und als es denselben verzehrt hatte, sprach es: „komm mit; ich zeige dir einen Baum, den sollst du fällen, und wirst Etwas darunter finden.“

Als der Baum nun umfiel, saß eine große goldene Gans darunter, die er mit sich nahm, und damit in ein Wirthshaus ging, wo er übernachten wollte. Aber er blieb nicht in der großen Stube, sondern er ließ sich ein Kämmerlein allein geben und setzte die Goldgans mitten hinein und schlief ein.

Die drei Wirthstöchter hatten die Goldgans recht gut gesehen und hätte jede gern eine schöne blinkende Goldfeder davon gehabt. Da sagte die Älteste: „Ich will einmal hinein gehen, und wenn ich nicht gleich wieder da bin, so kommet mir nach.“

Als sie nun hinein kam, wollte sie der Gans eine große Flügelfeder ausziehen, blieb aber mit den Fingern daran sitzen und konnte nicht los. Weil sie nun nicht gleich wieder zurückkam, gingen ihr die andern Zwei nach. Die Älteste bat sie hoch und sehr, sie sollten die Gans nicht anrühren, sie blieben sonst auch daran sitzen; aber das half nichts, denn die Lust nach einer Goldfeder war gar zu groß, und sie dachten auch, es möchte ihnen besser gelingen. Da faßten sie die Gans an, und blieben auch fest.

Am andern Morgen recht früh, als noch Niemand im Hause aufgestanden war, nahm der Dummling die Gans unter dem Arm und ging damit fort und die drei Wirthstöchter mußten auch mit fort.

Der Wirth und die Wirthin waren aufgewacht, hatten die Töchter gerufen, sie sollten aufstehen und arbeiten, die aber waren nicht da, sondern fort, und als sie dieselben überall suchten, im Hause und Hofe, und fanden sie nicht, sahen sie auf die Straße. Da zogen die Mädchen hinter dem jungen Burschen drein. Noch halb bloß, liefen die Aeltern scheltend den Töchtern nach und sagten: „Ihr gottlosen Dirnen, habt Ihr keine Schaam mehr, dem jungen Burschen am hellen Morgen so nachzulaufen?“ Damit faßen sie die Töchter an den Rock, um sie mit Gewalt abzuführen, blieben aber selbst hängen, und mußten nun auch mit fort.

Als sie nun so hintereinander hergehen, kommen zwei Bauern, die wollten mit ihren Hacken aufs Feld. Die baten sie sehr, sie doch los zu machen. Die Bauern nahmen die Hacken und wollten damit den Wirth und die Wirthin und dann die Andern abziehen, blieben mit den Hacken aber auch fest, und mußten hinter den Andern mit fort.

Als sie nun schon in ein anderes Dorf waren gekommen, traten daher der Pfarrer und sein Küster hinter ihm drein. Da flehten sie kläglich, der Herr Pfarrer möchte sie doch befreien. Der gute Mann wollte das gern thun, obwohl er dachte, das Ding möchte nicht ganz richtig sein; er zog an den Bauern aus Leibeskräften, blieb aber sitzen und mußte mit fort. Der Küster aber, obwohl er gesehen, wie es dem Herrn Pfarrer erging, wollte doch nicht denselben verlassen, sondern ihn aus alter Liebe und Gevatterschaft abziehen, da mußte er denn auch hinter ihm drein.

So ging der Zug fort, weiter und immer weiter und schrie: „Macht uns los! macht uns los! wir sitzen hier fest und können nicht ab.“

Da liefen viel Leute herzu, und wurde ein großer Lärm und auch ein Gelächter, aber weil sie wohl merkten, daß es allhier mit rechten Dingen nicht zugehe, wollte sie keiner losmachen.

So kamen sie in eine große Königsstadt, und ein großer Haufen Volks kam mit und wollte sehen, wie die Sachen zu Ende liefen. Der König derselben Stadt aber hatte eine schöne Tochter, die hatte noch Niemand freundlich gesehen, und hatte nie keinmal in ihrem ganzen Leben gelacht. Da ließ der König eben als der Zug in der Stadt ankam, in allen Straßen ausrufen: wer seine Tochter könne zum Lachen bringen, der solle sie haben, und wäre er auch nur eines Bauern Sohn.

Als der Dummling das hörte, zog er stracks mit seiner Gans und denen, die dran hingen, aufs Schloß, und viele tausend Leute zogen mit und lärmten und schrien allzumal, obwohl die hintersten nicht einmal wußten, was vorging,

Als sie nun auf dem Schloßhof ankamen, zog das Gelärm den König ans Fenster, und die Prinzessin auch; die aber, als sie das Alles sahe, fing so laut an zu lachen, daß es lauter war als der Lärm.

Der Dummling ging nun mit seiner Goldgans und deren Anhang zum König, bei dem die Prinzessin auch war, und sagte: „Nun! gnädiger Herr König Majestät, nun werdet Ihr mir wohl Eure Jungfer Prinzessin geben. Ich bin der Dummling, wenn Ihr es noch nicht wißt, denn das ist mein Name. Die

Prinzessin aber lachte noch in eins fort, und konnte zu lachen nicht aufhören.

Der König aber sprach: „Ja wohl, mein Bursche! Die Jungfer Prinzessin sollst du haben, weil ich mein Königswort halten muß, und weil es die Dummlinge am weitesten bringen.“

Die Prinzessin aber sagte: „Ich nehme den jungen Burschen, weil er mich zu lachen gemacht hat. Mir ist mein Lebstage so wohl nicht gewesen als nun, da ich lachen kann. „Nur muß er bessere Kleider anziehen, da wird er denn auch schon Verstand genug haben!“ — Damit so lachte sie wieder aus Leibeskraft.

Während das aber so vorging, merkten die, welche an der Gang hingen, daß sie immer weniger und weniger festsaßen, und waren zuletzt ganz los. Da wollten sie wieder heim gehen, aber das litt der König nicht, sondern tractirte sie erst mit Kaffee und Kuchen, und dann kam Schweinebraten gewaltig fett, und Hirsebrei kam zuletzt, und Schnaps war vollauf da.

Nun durften sie gehen.

Sie gingen, nachdem sie sich fein bedankt, und sagten unterwegs zu einander: „Das ging hoch her; fast so hoch wie auf Michels Hochzeit, wenn noch Kalbskopf mit Rosinen dabei gewesen wäre.“

Und als sie nach Hause gekommen waren, wußten sie nicht genug zu rühmen, wie viel Ehre ihnen der König angethan hätte.

9. Hans mein Tgel.

Ein reicher Bauer hatte kein Kind, und das betrübte ihn sehr, denn er wußte nun nicht, wem er sein vieles Geld hinterlassen sollte.

Wenn die andern Bauern sagten, es sei doch betrübt, gar keine Kinder zu haben, wenn man so viel Geld habe, so wurde er oft ganz desperat und sagte zu seiner Frau: „Ich wollt, ich hätte ein Kind, und soltst auch ein Igel sein!“

Da brachte seine Frau ein Kind, aber sie sah es mit Thränen an, denn es war eben ein Igel, und sie sagte zum Manne: „nun hast du es! du hast uns verwünscht!“ aber das half nun Alles nicht mehr, und sie mußten ihm auch einen Namen geben und hießen ihn: „Hans mein Igel.“

Sein Lager machten sie ihm hinter dem Ofen, und fütterten ihn auf, und wünschten herzlich, er möchte nur wieder sterben, aber der Wunsch wurde nicht erhört, und so blieb er denn am Leben.

Als er acht Jahr geworden war, wurde in der Stadt kein Markt gehalten, da wollte der Bauer hingehen und fragte seine Frau und die Magd, was er ihnen sollte mitbringen, und die sagten es ihm, und dann wurde auch Hans mein Igel gefragt, was er gern haben möchte? Da sagt er: „Väterchen, bringt mir einen Dudelsack mit, daß ich schön drauf spielen kann!“ Der Vater brachte einen Dudelsack mit, und als er den hatte, sagte er: „Nun Vater, geht in die Schmiede und laßt mir den rothen Gockelhahn beschlagen, auf dem will ich mit dem Dudelsack wegreiten und nimmermehr wiederkommen.“

Da wurde der Vater sehr froh, daß er ihn los werden sollte, ließ den Gockelhahn beschlagen, Hans mein Igel setzte sich drauf und ritt davon, nahm aber auch Schweine und Esel mit, die wollt er im Walde hüten.

Im Walde mußte der Hahn mit ihm auf einen hohen Baum fliegen, da saß er und hütete und spielte den Dudelsack dazu, der klang wie eine Orgel. So blieb er viele Jahre im Walde, bis die

Heerde sehr groß war geworden und er viel tausend Schweine und Esel hatte. Sein Vater aber meinte, er sei längst todt.

Als er nun einmahl auch spielte, kam ein König daher, welcher sich im Walde verirrt hatte, der hörte die Musik, die klang ihm so schön. Da sendete er seinen Diener, der mußte sich umschauen, woher die Musik käme. Der sahe auf einem hohen Baum ein wunderlich klein Thier sitzen, halb wie ein Hahn und halb wie ein Igel, woraus er nichts wußte zu machen, und kam zurück und sagte es dem König an.

Der König sprach zum Diener, frage, warum es auf dem Baum sitzt, und ob es den Weg in mein Königreich nicht weiß?

Hans mein Igel stieg von dem Baume und versprach dem König, er wollte den Weg ihm zeigen, der König mußte ihm aber versprechen, was ihm zuerst entgegen käme, wenn er nach Hause gekommen sei. Das verschrieb ihm der König und Hans mein Igel führte ihn nun den rechten Weg.

Als der König nach Hause kam, lief ihm seine Tochter zuerst entgegen und küßte ihn. Da gedachte der Vater, was er versprochen hatte und erzählt es der Prinzessin, daß er sie an ein wunderliches Thier habe verschreiben müssen, wenn er zum Walde hätte herauskommen wollen; er habe aber geschrieben, das Thier sollt sie nicht haben, denn es könne gewiß nicht einmal lesen. „Das ist gut,“ sagte die Prinzessin, denn ich wäre auch gewiß nicht hingegangen.“

Hans mein Igel blieb im Walde, hütete seine Heerde und pffif lustig auf dem Dudelsack.

Da kam ein anderer König, der hatte sich auch verirrt, und wußte auch nicht, wo er zu Hause gehörte, und als er die schöne Musik hörte, mußte sein Lauser zusehen, woher das käme. Und als der den Gockelhahn sah und Hans mein Igel obendrauf saß, fragte ihn

der Laufer, was er da oben vorhätte? „Da hüt ich meine Heerde, sagte Hans mein Igel. Hierauf sagte der Laufer; sie wären in den Wald wohl hineingekommen, nämlich Er selbst und sein alter König, aber sie wüßten nicht wieder heraus, und fragte, ob er den Weg nicht wüßte?

Hans mein Igel kam herab, ließ sich wieder verschreiben, was dem Könige zuerst zu Hause entgegen kommen würde, ritt dann auf dem Gockelhahn voraus und führt ihn den Weg.

Als er nicht weit mehr vom Hause war, sah ihn seine Tochter, die lief ihm entgegen und umhalsete und küßte ihn, und konnte sich nicht satt freuen, und fragte ihn, wo er so viele Jahre in der Welt gewesen sei? Da erzählte ihr der Vater Alles, und das auch, daß er sie an ein klein häßlich Ding von Hahn und Igel habe verschreiben müssen. Da meinte die Prinzessin, das sei nun freilich schlimm Ding, aber weil es der Vater versprochen, müsse es gehalten werden, und wenn das Ding käme, wolle sie mit ihm gehen.

Hans mein Igel hütete immerfort seine Esel und Schweine, bis ihrer so viel wurden, daß sie im Wald nicht mehr Platz hatten. Darauf sandte er zu seinem Vater und ließ ihm sagen, daß er mit einer großen Heerde Schweine und anderer Thiere käme und alle Leute im Dorfe sollten schlachten, so viel sie nur möchten. Da betrüßte sich sein Vater, daß Hans mein Igel noch lebe, aber der trieb eben seine Heerde auf dem Gockelhahn ins Dorf. Da gabs einmal ein Schlachten!

Hans mein Igel sagte: „Väterchen, laßt mir meinen Gockelhahn noch einmal vor der Schmiede beschlagen, dann reit ich fort und komme gewiß im Leben nicht wieder.“ So geschah es.

Da ritt Hans mein Igel in das Reich des Königs, dem er zuerst den Weg gezeigt hatte, aber der König hatte befohlen, wenn

Einer auf einem Hahn käme mit einem Dudelsack, auf den sollten sie hauen und stechen, und trommeln und pfeifen. So wollten sie auch thun, aber Hans mein Igel flog über das Thor, vor das Fenster des Königs, und drohte, es sollt ihm und seiner Tochter nicht gut gehen, wo er nicht hielte, was er versprochen.

Da wurde dem König sehr bange, und der Prinzessin auch, und sie zog mit ihm in einem Wagen mit sechs Schimmeln bespannt, und mit vielen Bedienten, und mit vielem Geld und Gut. Hans mein Igel aber saß mit dem Gockelhahn und dem Dudelsack neben der Prinzessin im Wagen.

Als sie nun ein Stück in den Wald hinein waren, sagte Hans mein Igel: „du falscher Aschenbrödel, dich mag ich nicht, ich will dir aber deine Falschheit bezahlen.“ Damit zerstach er sie mit seinen scharfen Stacheln an den Händen und im Gesicht und überall, daß sie sehr blutete und häßlich aussah. So mußte sie nun mit Schimpf und Schande wieder umkehren und mochte sie kein Mensch nehmen, weil sie nicht einmal Hans mein Igel gemocht hatte.

Hans mein Igel ritt weiter und kam in das andere Königreich, dessen Könige er auch aus dem Walde geholfen hatte. Aber da ging es ganz anders. Da war schon bestellt, wenn Der und Der käme, so und so, da sollten sie trommeln und pfeifen und Juchhei rufen, und ihm Thore und Thüre aufmachen, und ihn aufs beste empfangen. Das geschah denn auch.

Als ihn die Prinzessin nun sahe, war sie doch sehr erschrocken, denn Hans mein Igel sahe gar allzu seltsam und widrig aus; aber weil sie es dem Vater versprochen hatte denselben zu nehmen, so tröstete sie sich, daß es nun einmal nicht anders sein könne, und dachte, man muß sich in Vieles ergeben.

Hans mein Igel wurde von ihr nun willkommen geheißen, und sie setzte sich an der Tafel an seine Seite, da aßen und tranken sie mit einander und führten verständige und lustige Gespräche, und sie gewann ihn ordentlich ein Bißchen lieb, ein ganz klein Bißchen, und dachte; Ih nu! so möchte es schon angehen, wenn er nur ein wenig weniger garstig wäre."

Als sie sich nun nach der Tafel untereinander den Ehren- und Gesegnetemahlzeitkuß gaben und sollte die Prinzessin den Hans mein Igel küssen, machte sie das Mäulchen ganz klein und spitz und streckte und berührte seine Schnauze mit ihren Lippen nur ein ganz klein klein wenig. Aber da that es einen gewaltigen Platz, denn die Igelhaut sprang auf einmal von Hans mein Igel ab, und raselte auf den Boden dahin, und Hans mein Igel dehnte und reckte sich ein paarmal und stand wie ein schöner Engel da.

Da freuten sich Alle, aber die Prinzessin und Hans mein Igel am meisten, und nach drei Tagen ward Vermählung gehalten, und die Beiden lebten von nun an recht glücklich, und der alte König war heilfroh.

Hans mein Igel wollte nun seinen Aeltern sich zeigen und sie an den Hof nehmen, denn er schämte sich ihrer nicht, aber als er ins Dorf kam, da waren sie schon gestorben, und da schenkte er das Bauerngut einigen guten Leuten im Dorfe.

Als nun der alte König nach etlichen Jahren starb, da wurde ein Anderer König, und das war Hans mein Igel. Und als derselbe nun löblich regierte und rechte Ordnung im Volke hielt, wußte die Prinzessin wohl, woher das kam und wo ers gelernt hatte.

10. Der ganz kleine Däumerling.

Ein armer Dorffschneider hatte einen Sohn, der war ganz klein geblieben, denn weil er niemals satt zu essen hatte, konnt er nicht wachsen, und war nicht größer geworden, als ein guter Mannsbau: men, aber Herz hatte er wohl drei Ellen hoch. Das war viel! Und pffiffig und geschickt war der Däumerling auch.

Als ihm der Vater nun nicht satt zu essen konnte geben, wollt er auf die Wanderschaft gehen. Das lobte der Vater, und damit sein Sohn ihm Ehre machte, sollte er wohlgerüstet in die Welt zie: hen, damit die Leute sagen möchten: „Das ist ein ganzer Mann; weßen Kind mag er sein?“

Der Vater nahm eine Stopfnadel und machte einen Knopf von Siegellack dran, und nahm dann ein Stück von einem Gras: halm und steckte die Nadel in die Nöhre desselben hinein. Dann nahm er einen grünen feinen Zwirnsfaden, und band ihm diesen um den Leib!

„Sieh! sagte der Vater, hier schenk ich dir diesen Degen mit der Scheide, den ich dir hier in dein grünes Wehrgehent stecke. Zieh den Degen nicht ohne Noth, und fang keine Händel an; aber dich zu schützen und deine Ehre zu vertheidigen, sollst du ihn ziehen. Und so geh mit Gott!“ — Da ging er.

Zuerst kam er bei einem Meister in Arbeit, wo ihm das Essen nicht gefiel, und er machte Spott und Stichelverslein auf die Mei: sterin, die sich das eine Weile gefallen ließ, aber endlich auch böse wurde, und einen Tuchstreifen nahm und sagte: „Du Grashüpfer: ling, willst dich noch mausig machen, als wärst ein großer Kerl?“ — Hast noch einmal das Maul auf, will ich dir einen Klapps ver: setzen, daß du über die Stadt naus sollst fliegen.“

„Grashüpfer? — Klapps geben?“ sagte der Däumerling zürnig. — Das ist gegen meine Ehre!“ steckte sein Schwerdt an, setzte einen Fingerhut als Sturmhaube auf und wollte der Meisterin zu Leibe. Als er aber damit nichts auszurichten vermochte, braucht er das Mausschwerdt und fing an zu schimpfen. Die Meisterin wollte ihm jetzt im Ernst mit dem Tuchstreifen eins geben, er aber hüpfte unter die Lappen und schimpfte, und wenn sie ihn da fort hatte, saß er gleich in der Schublade und schimpfte, und dann wieder der Meisterin auf dem Rücken und schimpfte und tikte sie auch ein wenig mit seinem Degen.

Endlich erwischte ihn die Meisterin, und warf das kecke Ding zum Hause hinaus.

Däumerling machte sich nichts draus; dachte; „ein Kerl wie du findet schon Unterkommen;“ und wandert hüpfend weiter, bis er in einen großen Wald kam, wo Räuber beisammen saßen, die wollten des Königs Schatzkammer bestehlen. Das ward ihnen aber sehr schwer; weil sie große starke Leute waren, die man leicht merken konnte.

Als sie nun den kleinen Schneider sahen, dachten sie, das sei der rechte Mann, der ihnen wohl helfen könnte, und sagten zu ihm: „Hör! du bist gewiß ein pffiffiges Kerlein, wie die kleinen Leut, allzumal.“

„Ja das denk ich!“ sagte er, und das Lob that ihm aus dermaßen wohl, weil ihn noch nie Jemand gelobt hatte, und so ließ er sich willig finden, in die Schatzkammer des Königs zu schleichen, und den Räubern das Geld herauszuwerfen.

Er macht sich in der Abenddämmerung in den Schatzkammerturm, und die Schildwache bemerkt ihn gar nicht, weil er so klein

und weil es schon dämmerig war. Er findet ein Mausloch unten in der Mauer und kroch in die Kammer hinein.

Nun saß er drinnen, und warf einen Thaler und ein Goldstück nach dem andern den Räubern aus dem Fenster zu, aber es wurde ihm sehr sauer, denn das Geld war so schwer.

Die Räuber reichten ihm des Nachts Essen und Trinken auf einer Stange zu, da konnte er denn mehrere Tage in der Schackammer aushalten, und des Nachts die Thaler herabwerfen.

Als nun der König in die Schackammer kam, sahe er wohl, wie viel Geld ihm fehlte, und stellte mehr Wachen vor die Thür. Die Wachen hörten es auch im Gelde rascheln und klumpern, gingen hinein und wollten den Dieb erwischen. Der aber steckte in einer Ecke unter einem Thaler, und rief: „hier bin ich!“ und als die Wachen hinliefen, war er schon wieder in eine andere Ecke gehüpft und rief: „Hier! hier! sucht!“ Dann wieder in die dritte und vierte, und wieder in die erste Ecke, und rief immer wieder: „hier! sucht! hier!“

Und als die Wachen nun ein kleines Ding über die Thaler hüpfen sahen, dachten sie, es wäre der Kobold, und machten sich eilends hinaus. Der Däumerling aber warf noch viele Thaler und Goldstücke hinaus, bis fast gar nichts mehr drinn war. Da setzte er sich selbst auf einen Thaler und flog damit zum Fenster hinaus.

Nun war er den Räubern recht lieb geworden. Sie theilten das Geld im Walde, und der Däumerling bekam ein großes Theil, er konnte aber davon nichts fortbringen. Da vergruben es ihm die Räuber, die recht ehrliche Leute waren, unter eines großen Eichbaums Wurzeln, wo es sich sein Vater holen konnte, und weil er so ein pfffiger und fecker Kerl war, und ein gewaltiges Schwerdt hatte, so wollten sie ihm einen Schnurrbart aufsetzen und ihn zum

Räuberhauptmann machen; er hatte aber keine große Lust dazu, sondern wollte sein Glück noch versuchen und sich in der Welt umsehen, damit er nachher von seinen Fahrten und Thaten zu Hause erzählen könnte.

Also wurde der Däumerling Hausknecht in einem Wirthshause, das an der Straße lag. Aber die Mägde konnten ihn bald nicht leiden, weil er Alles sah, ohne daß sie ihn sahen, und gab sie denn auch wohl an. Da wollten sie ihm auch einen Schabernack anthun und eine Magd raffte ihn einmal, gleichsam als sähe sie ihn nicht, mit einem Korbe Grummt zusammen, und legte das Grummt den Kühen vor. Da wurde er mit dem Grummt verschluckt und steckte in der Kuh.

Am andern Morgen wurde die Kuh geschlachtet, denn sie war sehr fett. Er rief zwar: „Ich bin drinnen; bin drinnen!“ aber unter dem Gelärm der Leute hörte es Keiner.

Als nun die Kuh in ihre Theile zerhackt wurde, hatte er rechte Noth sich vor den Hackbeilen zu retten; aber die Noth wurde noch viel größer, als ein Stück von dem Rindfleisch zerstampft wurde, um davon mit Schweinefleisch Schlackwurst zu machen. Er schrie und schrie, bis er heiser war, aber vor dem Stampfen und Getöse hörte es kein Mensch, und er wurde mit in den Wurstdarm gefüllt und in die Feuerreife zum Räuchern mit aufgehängt. Hätt er nicht in der Wurst Wurst zu essen gehabt, so wäre er vor Hunger gestorben; so aber ging es noch gut ab. Er hatte sich eine Höhlung in der Wurst gefressen und machte dann sich mit seinem Schwerdt ein Loch in der Schale, und marschirte nach Hause, weil er sah, wie übel es in der Welt herging.

Unterwegs, als er ein wenig ausruhte und hinter einer Scheune eingeschlafen war, pickt ihn ein Sperling in den Arm. Da erwachte

er und sagte: „Da ist mir der Armknochen entzwei gebissen; nun bin ich zum Handwerk untüchtig. So machte er denn um so eher, daß er nach Haus kam. Aber da kam noch ein garstiger Fuchs, der sahe ihn und wollte ihn auffchnappen, denn er hielt ihn für eine Maus.

Da rief er in der Angst: „Herr Fuchs, laßt mich doch gehen! Ich bins ja!“

Da sahe ihn der Fuchs erst recht an und sagte: „Wahrhaftig ich dachte schon, es wäre eine Maus, und da bist dus nur! dich will ich los lassen, wenn du mir zwei Kratelhüner von deines Waters Hofe gibst.“

Die sollt er gewiß haben, sagte der Däumerling, denn der Vater würde sich recht freuen, wenn er seinen Sohn wieder hätte, und nun hörte, wie es demselben ergangen sei.

Also kam der Sohn zum Vater nach Hause und erzählte demselben, wie es ihm ergangen sei. Da ward der Vater recht hochmüthig auf seinen Sohn, und aber auch recht froh, des Geldes wegen im Walde, das er sich nach und nach auf einem Schiebebock holte.

Nun war Alles vollauf da. Die Hüner aber, die der Fuchs bekommen sollte, hatte die Mutter des Däumerlings gleich am ersten Abend geschlachtet, und als nun der Fuchs nach einer Woche kam und sie holen wollte, waren sie schon verzehrt.

Aber da mußte der Fuchs denn sich mit ihnen zu Tische setzen und aß und trank Wein dazu. Und dann gaben sie ihm zwei harte Thaler, aus des Königs Schatzkammer, dafür konnte er sich auf dem Markte wohl sechs Kratelhüner kaufen und einen Kichelhahn dazu.

Die aber kaufte sich der Fuchs auch, und fraß sie mit seiner Frau und seinen Kinderchen; aber den Däumeling hatte er nicht gefressen.

Und das war sehr hübsch!

11. Das kluge Schneiderlein.

In der alten Zeit war einmal eine Prinzessin, die war recht hochmüthig auf ihre Schönheit und auf das Land, welches sie regierte, nachdem ihre Aeltern gestorben waren. Kamen nun aus andern Ländern große Fürsten und Herrn, die sie freien wollten, so gab sie ihnen solche scharf und tiefsinnige Dinge zu errathen auf, die Keiner errathen konnte, wie klug ers auch anfang. Der Eine sollte ihr ansagen, wie viel Eier ihre Henne in diesem Jahre gelegt hätte? der Andere, wie vielmal sie vorgestern geniest hätte? der Dritte, wohin sie ihre Perlen verschloßen hätte? So scharf waren die Fragen.

Wenn nun die Freier solche gewaltig wißige Aufgaben nicht zu lösen vermochten, ließ sie dieselben mit Schimpf und Hohngelächter vom Hofe jagen. Die ärgerten sich dann mächtig und wünschten, daß sie einmal einen Schneider bekommen möchte, der eben so wißig sei, als sie; und das geschah auch.

„Die ärgern sich, sagte die Prinzessin, weil mir Keiner von ihnen klug genug ist;“ und am ganzen Hofe gaben sie ihr Recht. Sie aber, um die Freier noch mehr zu ärgern, ließ bekannt ma-

chen: „Wer ihre Frage auflöset, den wolle sie nehmen, und wenn es auch gleich nur ein Schneider wäre, denn nur ein solcher sei ihrer Hand werth, der ihren Sinn enträthseln könne.“

Da kam denn viel Lumpenpack an ihren Hof, wollte rathe'n und trafs nicht und wurde mit Prügeln fortgejagt.

So kam denn einstmals auch ein Schneider und ließ sich ihr Räthsel vorlegen. Sie sagte: „Ich habe zweierlei Haare auf dem Kopf, von was für Farben sind die?“ Der Schneider antwortete frisch: „das eine ist von Gold, das andere von Silber; das sind die zweierlei Farben.“ Da wurde die Prinzessin vor Schrecken bleich, denn der Schneider hatte es getroffen. Woher er es aber wußte, hat er Keinen gesagt.

Die Prinzessin erholte sich ein Bißchen und sprach dann: „damit hast du mich noch nicht gewonnen, sondern du mußt noch diese Nacht bei meinem großen Bär schlafen, der unten im Stalle liegt. Bist du dann noch morgen lebendig, so fahren wir gleich zur Trauung.“

Deß war der Schneider wohl zufrieden, ließ sich eine Geige geben, einen Schraubenstock und große Mäße. Darauf suchte er sich glatte runde Kiesel, die so groß waren wie die Mäße und ging damit in den Stall. Die Prinzessin aber dachte, nun sei sie des Schneiders gewiß los, denn wer noch zu dem Bär in den Stall gekommen war, war nicht lebendig geblieben.

Als nun der Schneider in den Stall gebracht wurde, kam der Bär auf ihn zu und wollt ihm mit den Pragen willkommen heißen und dann damit an sein Herz drücken, daß ihm der Athem wäre ausgegangen. Der Schneider aber sprach: „Halt Bursche! mit dir will ich schon noch fertig werden!“

Als bald holte der Schneider eine Nuß heraus und knackte die auf und aß den Kern. Da stand der Bär da und verwunderte sich, und wollte auch ein Paar Nüsse haben. Flugs griff das Schneiderlein in die Tasche, und gab dem Bär einige. Das waren aber die Kiesel.

Der Bär aber steckte die Kiesel ins Maul und drückte mit den Kinnbacken und drückte, aber die wollten nicht aufknacken. Da wunderte sich der Bär, daß er so ein dummer Klotz sei und sagte zum Schneider: „heiß mir die Nüsse doch auf, mir wills nicht glücken.“

„Da sieh, was für ein Kerl du bist, sprach der Schneider, wenn du das nicht einmal kannst.“ Und er nahm die Steine, hatte aber schon Nüsse in der Hand, und: knack! knack! gingen sie auf.

„Nun, sagte der Bär, das ist verwunderlich. Wenn ichs so ansehe, dünkt ich, ich sollts wohl auch können; laß michs noch einmal probiren.“

Darauf gab ihm der Schneider abermals Steine und der Bär biß aus Leibeskräften darauf, daß ihm die Zähne weh thaten, aber es wollte nicht knacken.

„Das macht, weil deine Kinnbacken zu schwach sind;“ sagte der Schneider, und der Bär konnts gar nicht begreifen.

Als nun das vorbei war, nahm der Schneider die Geige unter dem Rock hervor, und strich eins auf, das lustig und lieblich war und tanzte und hopste dazu im Stall in der Kreuz und der Queer. Dem Bär gefiel das so gar zu sehr schön, daß er sich aufrichtete und tanzte mit und brummelte lieblich dazu.

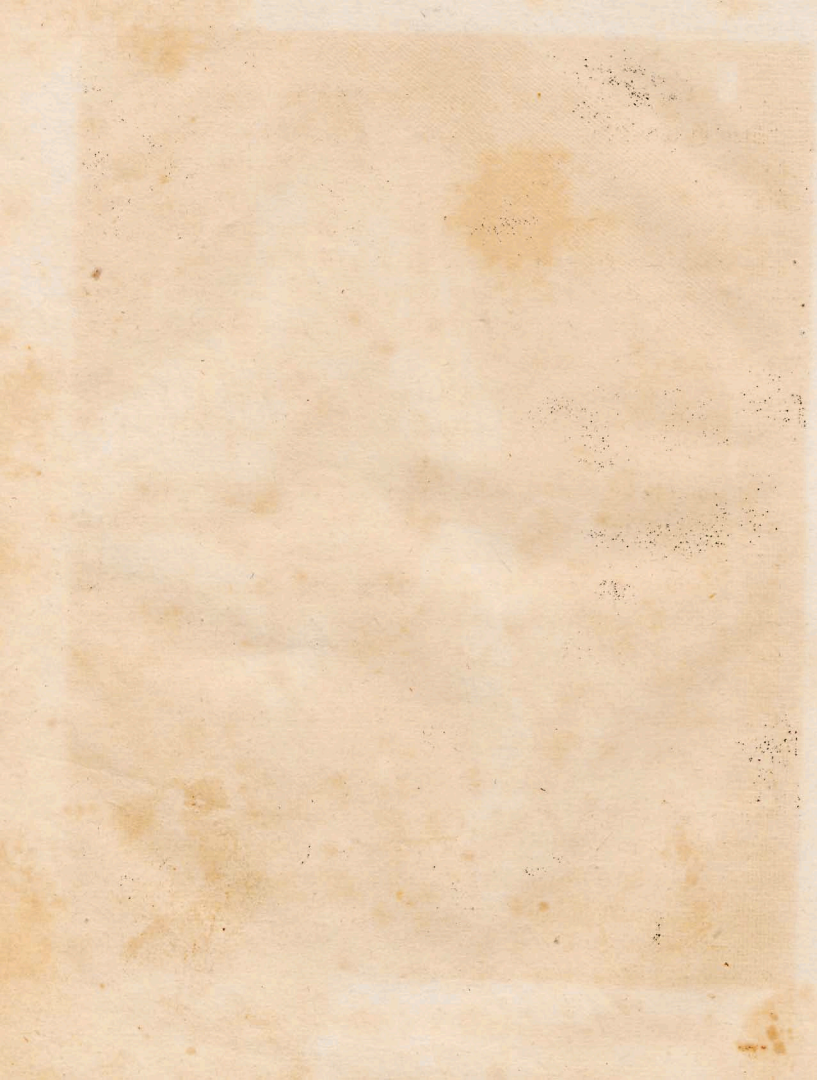
Als sie nun beide im Stall eine Weile hin und her getanzt hatten, war der Bär müde, und sagte: „Hör, das Geigen gefällt mir. Ist es denn schwer?“



H. Kramberg del.

G. Schick sc.

Das kluge Schneiderlein.



„Schwer ist's gar nicht, sagte der Schneider, wenn man den rechten Verstand dazu hat. Siehst du! hier mit der Linken leg ich die Finger auf und mit der Rechten streich ich auf, dann geht es lustig: Hopsa; juchhei! vivallallera!“

Damit strich der Schneider auf, so wundersam lustig, daß dem Bären das Herz im Leibe hüpfte und knackte.

„Hör! sagte der Bär; das Geigen ist gar zu hübsch. Willst du es mich lehren, so könnt ich mir selbst aufgeigen und dazu tanzen, so oft ich wollte.“

„Lehren will ichs dich wohl, sagte der Schneider; aber laß einmal deine Pragen besehen, wie es mit den Nägeln steht, ob die nicht zu lang sind?“

Und als der Schneider die Nägel besehen hatte, sagte er, sie wären viel zu lang, er wolle sie ihm abschneiden, dann ging es noch eins so leicht.

Da holte der Schneider den Schraubstock und der Bär mußte seine Pragen drein legen, die schraubte der Schneider so fest, daß der Bär sich nicht rühren konnte und große Schmerzen erlitt.

Aber der Schneider sagte: „nun warte, bis mir Jemand eine Scheere bringt, dann will ich dir die Nägel verschneiden.“

Damit legte er sich in einen Winkel aufs Stroh, und schlief sanft und fest, der Bär aber brummte erbärmlich.

Die Prinzessin hörte das Brummen und dachte, jetzt habe der Bär seine rechte Lust und Freude am Schneider, und zerwalke ihn, bis ihm der Athem ausginge, und meinte, nun sei sie den erbärmlichen Freiersmann los.

Aber, als man am andern Morgen nachsah, war derselbige munter und frisch, wie eine Karawache.

1106 Nun konnte die Prinzessin kein Wort mehr widerreden, und fürchtete sich auch vor dem Schneider, der so schwere Dinge vollbracht hatte, und meinte, er möge wohl mehr können als Brodt essen. Das aber war wahr und wahrhaftig wahr.

1107 Als sie nun mit dem Schneider zur Trauung fuhr, kam der Bär wüthend dem Wagen nachgelaufen, denn sein Wärter hatte ihn wieder los gemacht. Die Prinzessin hörte ihn schnauben und sagte in großer Angst: „Nun wird er uns Alle umbringen. Aber der Schneider war flink; stellte sich auf den Kopf und streckte die Beine zum Fenster heraus, und rief dem Bär zu: „Kennst du den Schraubstock? Wart, du sollst wieder hinein; ich will dir die Nägel verschneiden!“

1108 Der Bär gereth in Angst und lief eilends zurück, denn er dachte, es sei der Schraubstock.

Und also ward nun das Schneiderleinchen der Gemahl der weisen und schönen Prinzessin.

1109 Da war es ein Leben!

12. Die sechs Diener.

1110 Eine alte Königin hatte ein großes Reich und eine schöne Tochter, welche die schönste war auf der ganzen Welt, und freieten große Könige und Prinzen um dieselbe. Aber die Königin war eine sehr böse und sehr mächtige Zauberin, und wenn ein Freier kam, mußte er einen großen Eid thun, was ihm die Königin aufgab, das wolle er vollbringen, oder seinen Kopf hergeben.

Da steckten nun wohl an zwanzig Köpfe auf dem Schloßthore, von welchen jeder einst gedacht hatte, er habe Kopf genug seinen Kopf zu retten.

Da nun aber so viele die Köpfe verloren hatten, ließen sich die Andern dadurch ein klein Bißchen warnen, und fand sich lange Zeit Keiner, der um die Prinzessin anhielt, blos weil er auf seinen Kopf ein wenig hielt.

Es hatte aber ein Königssohn schon lange um die Prinzessin wollen werben, sein Vater aber litt es nicht, denn er fürchtete, es möchte der Prinz den Kopf auch verlieren, wie so viele andere Prinzen, die auch Leute von Kopf waren. Da wurde derselbe Prinz nun aus Sehnsucht krank, und kränker und immer kränker und verwelkte wie eine Blume, die ein böser Wurm im Herzen anfraß. Die Aerzte sagten, es stehe ihm nicht zu helfen, wenn ihn der König nicht reisen ließ.

Also hatte der König keine Wahl; hier gewisser Tod; dort noch ungewisser. „Zieh hin, sagte er; vielleicht bist du glücklich!“

Als der Sohn nun seinen Willen hatte, ward er alsbald gesund, und zog hin.

Auf der Reise kam er in einen Wald, da fand er einen Mann, der lag auf der Erde und war so gewaltig dick, daß er in der Ferne wie ein Berghügel aussah.

„Wie bist du so ungeheuer dick worden?“ fragte der Prinz.

„Ich dick? erwiderte der Mann; jetzt bin ich ja gar nicht dick und bin ganz zusammen gefallen, denn ich habe heut erst sechs Backofen voll Brodt und 2 Strückfaß Wein gehabt, da ist mir ganz miserabel zu Muth; aber wenn ich mich so recht auseinander thue, da bin ich dreitausendmal dicker. Ich heiße auch der Dicke.“

„Du bist mir schon recht, sagte der Prinz; willst du mit dienen, so ziehe mit mir. Da zog der Mann mit ihm.

Als sie weiter gekommen waren, fanden sie Einen, der lag auch auf der Erde und hielt sein Ohr an die Erde.

„Was machst du da?“ fragte der Prinz.

„Ich horche ein Bißchen, antwortete der, was sie tausend Meilen von hier stampfen und toben und blasen. Es wird wohl eine Schlacht sein; denn es sind so viel Hufschritte und Menschenschritte und Schwerdtgeräusche dabei. — Man heißt mich den Hörer.

„Was macht man am Hofe der bösen Königin jetzt?“ fragte der Prinz.

Der Hörer legte sein anderes Ohr an die Erde und horchte. „Eben jetzt, sagte er darauf, knappen sie einen Freier den Kopf ab, der gestern um die Prinzessin geworben hat, und hat das erste Bund (Aufgabe) nicht lösen können, das ihm gegeben ward. So höre ich die Leute sprechen.“

„Geh mit, wenn du mir dienen willst,“ sagte der Prinz. Da ging er denn auch mit.

Alle drei zogen ferner, und fanden Einen, der sich der Länge lang ausgestreckt hatte, und war so lang, daß man eine halbe Viertelstunde gehen mußte, ehe man vom Kopf bis zu den Füßen und von den Füßen wieder bis zum Kopfe kam.

„Was tausend bist du lang!“ sagte der Prinz; der aber antwortete: „das ist noch gar nichts, denn wenn ich mich recht ausdehnen will, sehe ich weit über die höchsten Berge hinweg.“

„Wenn du mir dienen willst, so gehe mit,“ sagte der Prinz. Da ging er denn auch mit.

Als die Vier weiter gingen, saß Einer mit verbundenen Augen da, und der Prinz fragte: „Warum hast du das Tuch um die Au-

gen?" — „Ja, sagt der, wenn ich sie nicht verbunden hätte, so wär das nicht gut; denn was ich so geradehin ansehe, das springt voneinander.“

„Es geh auch mit mir, wie die Andern, wenn du mir dienen willst.“

„Ja das will ich schon,“ sprach der, und ging mit.

Nun fanden die Fünf im Weitergehen Einen, der lag in der heißesten Mittagssonne gegen einen Felsen angelehnt, wo die Strahlen so sehr brannten, daß es Niemand erleiden konnte. Der aber zitterte am ganzen Leibe, daß die Glieder zusammen klapperten.

„Hast du das Fieber? fragte der Prinz, daß du so zitterst?“

„Nein, antwortete er, aber in der Sonnenhitze friert's mich desto mehr, je heißer es ist; aber je kälter es ist, desto heißer wird's mir, und im dicken Eise kann ichs vor Hitze nicht aushalten.“ „Das ist kurios, sagte der Prinz; aber, du Narr, da hättest du dich nicht an den Felsen legen müssen, sondern in den Schatten.“

„Ja freilich, sagt der Zittermensch, aber ich dacht eben nicht dran, denn weil ich in tiefen Gedanken war, so konnt ich nichts denken!“ der Prinz hieß ihn auch mitgehen, und er ging gleichfalls mit.

Da nun die Sechs noch weiter gingen, kamen sie über einen hohen Berg, da stand Einer, der schauete überall sich um, dahin und dorthin.

„Was schaust du da?“ fragte der Prinz. „Das thue ich zu meiner Lust, sagte er, denn meine Augen sind so hell, daß ich die ganze Welt durchschauen könnte. Seht her! da! eben alleweile frißt dort eine Krähe hinter dem Pfluge einen Matkäferwurm. Das ist aber auch freilich nicht weit, sondern nur fünfhundert Meilen von hier.“

„Du bist mir schon recht, sagte der Prinz; willst du mit dienen, so ziehe mit mir. Da zog der Mann mit ihm.

Als sie weiter gekommen waren, fanden sie Einen, der lag auch auf der Erde und hielt sein Ohr an die Erde.

„Was machst du da?“ fragte der Prinz.

„Ich horche ein Bißchen, antwortete der, was sie tausend Meilen von hier stampfen und toben und blasen. Es wird wohl eine Schlacht sein, denn es sind so viel Hufschritte und Menschentreitte und Schwerdtergeklirre dabei. — Man heißt mich den Hörher.

„Was macht man am Hofe der bösen Königin jetzt?“ fragte der Prinz.

Der Hörher legte sein anderes Ohr an die Erde und horchte. „Eben jetzt, sagte er darauf, knappen sie einen Freier den Kopf ab, der gestern um die Prinzessin geworben hat, und hat das erste Bund (Aufgabe) nicht lösen können, das ihm gegeben ward. So höre ich die Leute sprechen.“

„Geh mit, wenn du mir dienen willst,“ sagte der Prinz. Da ging er denn auch mit.

Alle drei zogen ferner, und fanden Einen, der sich der Länge lang ausgestreckt hatte, und war so lang, daß man eine halbe Viertelstunde gehen mußte, ehe man vom Kopf bis zu den Füßen und von den Füßen wieder bis zum Kopfe kam.

„Was tausend bist du lang!“ sagte der Prinz; der aber antwortete: „das ist noch gar nichts, denn wenn ich mich recht ausdehnen will, sehe ich weit über die höchsten Berge hinweg.“

„Wenn du mir dienen willst, so gehe mit,“ sagte der Prinz. Da ging er denn auch mit.

Als die Vier weiter gingen, saß Einer mit verbundenen Augen da, und der Prinz fragte: „Warum hast du das Tuch um die An-

gen?“ — „Ja, sagt der, wenn ich sie nicht verbunden hätte, so wär das nicht gut; denn was ich so geradehin ansehe, das springt voneinander.“

„So geh auch mit mir, wie die Andern, wenn du mir dienen willst.“

„Ja das will ich schon,“ sprach der, und ging mit.

Nun fanden die Fünf im Weitergehen Einen, der lag in der heißesten Mittagssonne gegen einen Felsen angelehnt, wo die Strahlen so sehr brannten, daß es Niemand erleiden konnte. Der aber zitterte am ganzen Leibe, daß die Glieder zusammen klapperten.

„Hast du das Fieber? fragte der Prinz, daß du so zitterst?“

„Nein, antwortete er, aber in der Sonnenhitze frierts mich desto mehr, je heißer es ist; aber je kälter es ist, desto heißer wirds mir, und im dicken Eise kann ichs vor Hitze nicht aushalten.“ „Das ist kurios, sagte der Prinz; aber, du Narr, da hättest du dich nicht an den Felsen legen müssen, sondern in den Schatten.“

„Ja freilich, sagt der Zittermensch, aber ich dacht eben nicht dran, denn weil ich in tiefen Gedanken war, so konnt ich nichts denken!“ der Prinz hieß ihn auch mitgehen, und er ging gleichfalls mit.

Da nun die Sechs noch weiter gingen, kamen sie über einen hohen Berg, da stand Einer, der schauete überall sich um, dahin und dorthin.

„Was schaust du da?“ fragte der Prinz. „Das thue ich zu meiner Lust, sagte er, denn meine Augen sind so hell, daß ich die ganze Welt durchschauen könnte. Seht her! da! eben alleweile frisst dort eine Krähe hinter dem Pfluge einen Matkäferwurm. Das ist aber auch freilich nicht weit, sondern nur fünfhundert Meilen von hier.“

„So einer fehlte mir noch, sagte der Prinz, und nahm ihn dann auch mit.

Nun kamen sie in die Stadt, wo die böse Königin und die schönste Prinzessin wohnten. Der Prinz ging zur Königin und sagte, er wollte um die Prinzessin werben.

„Das magst du wohl thun, antwortete sie; aber so will ich dir denn dreimal Etwas aufgeben, wenn du das jedesmal lösest und zu Stande bringst, will ich dann die Tochter dir lassen. Zuerst mußt du mir einen Ring schaffen, den hab ich in den und den großen Fluß fallen lassen.“

Der mit den hellen Augen mußte nun sehen, wo der Ring im Fluße liege, und da er ihn in einer großen Tiefe gefunden, trank der Dicke oberhalb des Orts, wo der Ring war, das Wasser so lange weg, bis der Lauge in die Tiefe hinabgereicht und den Ring genommen hatte.

Als der Prinz den Ring der Königin brachte, sagte sie: „Das ist gut! denn es ist der rechte Ring; aber nun kommt der zweite Bund. Dort auf der Wiese weiden meine dreihundert Ochsen. Dazu will ich dreihundert Stückfäßer Wein bringen lassen. Die mußt du verzehren und darfst nur einen einzigen Gast zu Hülfe dabei nehmen.“

Da nahm er seinen Dicken zum Gaste, und als der sah, was hier zu thun sei, sagte er: „Da kann man sich doch endlich einmal so ziemlich satt essen und trinken. Er aß die dreihundert Ochsen mit gutem Appetit, und den Wein trank er gleich aus den Fäßern; ein oder zwei Stückfaß auf einmal.

Als das nun auch gethan war, sagte die Zauberin; so weit hat es noch keiner gebracht als du. So will ich dir denn auch etwas ganz Leichtes aufgeben, und dann ist Alles ausgerichtet.

„Heut Abend bring ich dir die Jungfrau; da setzt Ihr Euch beide zusammen, Ihr dürft aber nicht einschlafen, vor Mitternacht zwölf Uhr, wo ich selbst komme. Bist du denn eingeschlafen, so verlierst du den Kopf.“

Der Prinz war behutsam und dachte: „das möchte wohl gar das Schwerste sein, und als die Prinzessin hereingeführt wurde, hieß er alle seine Diener in die Kammer kommen. Den Dieben stellt er gegen die Thür, daß kein Sträubchen hinein konnte und der Lange mußte sie alle umschlingen, daß keiner davon konnte. Nun, dachte er, würde es wohl gehen.“

Sie wachten bis über eilf, da überfiel sie allesammt ein fester Schlaf, den sie nicht abwehren konnten, denn es war ein Schlaf, den die Zauberin gemacht hatte.

Es war nur noch eine Viertelstunde vor zwölf Uhr, da wachten sie auf, aber die Prinzessin war, während sie schliefen, von der Zauberin fortgeschafft.

„Halt! sagte der Hesse, und strengte seine Augen recht an; sie sitzt mitten in einem Felsen; aber ich kann bei Nacht nicht recht wissen, wie weit es wohl sein mag.“

Da horchte der Horcher! „Ja! sagte er, sie sitzt im Felsen und klagt jämmerlich über ihr Elend und spricht: der Prinz sei ihr Liebster, seitdem sie ihn einmal gesehen, und nun müsse sie in tiefer Felsenkluft sitzen. — Der Felsen war aber kaum dreihundert Stund den weit.“

Der Lange nahm nun den mit den verbundenen Augen, und hockt ihn auf seinen Rücken, und trug ihn in einigen Minuten zu dem Felsen hin. Hier nahm er ihm die Binde hinterwärts ab, und der Felsen zersprang in viel Millionen Stücken, daß es krachte, und im Augenblicke schlug er die Augen zu, und verband sich wieder mit

der Binde; der Lange aber nahm die Prinzessin auf seinen Arm, den Felsensprenger aber auf seinem Rücken, und sie waren so bald wieder da, daß noch hübsch fehlte, ehe es zwölf schlug.

Schlag zwölf war die alte böse Here da, und sahe, daß Alle wachten, und die Prinzessin wieder da war. Würrisch sagte die böse, alte Here, es sei nun Alles gut, und nahm die Tochter mit sich auf ihre Kammer.

Es war aber noch lange nicht Alles gut, sondern gar böse. Die Alte veredete die Tochter, am andern Tage zu sagen, der Prinz habe wohl vollbracht, was die Königin hätte aufgegeben, aber das gehe sie nichts an. Sie wolle ihm auch Etwas aufgeben, welches er erst ausrichten müsse, ehe sie ihn nähme.

So sagte sie denn am andern Tage auch, und gab ihm auf, er solle Jemand auffuchen, der in einem großen brennenden Haufen Holz sich wohl hielte, und unverfehrt aus dem Feuer hervorginge. Das hatte die Alte sich ausgedenkt und hatte gedacht, wenn ihm die Diener auch Alles zur Liebe thäten, so würden sie doch Solches nicht thun.

Der Holzhaufen wurde zusammengelegt und angezündet, und der Frostige stieg nun in den brennenden Haufen, welcher die Flammen bis zum Himmel trieb und bis zum dritten Tage brannte, ehe er erlosch.

Als derselbe nun erloschen war, kam der Frostige aus der Asche hervor und war ganz erstarrt und sagte: wenn der Haufen noch einen einzigen Tag gebrannt hätte, so wär er gewiß erfroren.

Die schöne Jungfrau sollte sich nun mit dem Prinzen vermählen, denn die Zauberin wußte nicht mehr, was sie sollte ersinnen. Aber als Beide zur Kirche fuhren, wollte sie nun noch Gewalt versuchen und sendete all ihr Kriegervolk nach, den Prinzen und seine

seine Pente niederzumachen. Der Forscher aber hatte Alles gehört, was das böse Weib im Sinne hatte, und sagte zu dem Felsensprenger: „Nun wollen wir einen rechten Spaß haben mit dem schlechten Pack. Siehe sie nur recht scharf an, daß sie alle zerspringen. Das that der denn, und Reiter und Fußvolf zersprangen in Splintern, als ob sie aus Glas gemacht gewesen wären. Die alte Zauberin aber, die in ihrem Wagen nachgefahren war, um die Sache mit anzusehen und auch zu kommandiren, sah er besonders noch recht scharf an. Da zersprang sie so sehr, daß sie zu einem Häufchen Staub wurde.“

Nun überkam der Prinz die Prinzessin. Er reiste nun mit ihr nach seinem Schloße. Aber, weil es ihn sehr hatte geärgert, daß sie ihn auch hatte wollen in Gefahr bringen, blieb er mit ihr eine halbe Stunde vor seinem Schloße in einem Dorfe und sprach: „Jetzt sollst du wissen, du garstiges Nas, wer ich bin. Ein Schweinehirt bin ich, aber kein Prinz, und weil du mir nach dem Leben getrachtet hast, und bist so hochmüthig gewesen auf deine Schönheit, sollst du nun dein Lebtag die Säue hüten; und wenn du nicht ordentlich thust, was dir befohlen ist, sollst du die Peitsche schon kosten, denn das Karbatschen hab ich gelernt.“

Sie bekam nun einen groben Kittel, ein Paar alte Strumpfsocken statt der Schuhe und Strümpfe und grobes Brodt kaum satt, und mußte die Säue hüten. Da klagte sie ganz kläglich, und weinte lauter Thränen, und reuete es sie sehr, daß sie so hochmüthig gewesen, und habe die Mutter nicht gehindert, so brave Prinzen hinrichten zu lassen, und auch wollen helfen ihren Mann ins Verderben bringen.

Sie hütete die Säue, und er hütete sie mit. Er war aber von nun an gütig und freundlich gegen sie, und brachte ihr zuwei-

len ein Band für zwei Dreier und einen Pfennigkuchen mit aus der Stadt.

Als nun ihr Herz ganz zerbrochen und zerknirscht war, sprach er eines Tags: „Komm, wir wollen ein wenig wohin gehen, wo es recht lustig herzu geht,“ und führte sie in sein Schloß. Da wurde denn Alles offenbär, und sie fiel vor dem Prinzen nieder, und weinte auf seine Hände und bat ihn, er möchte ihr doch verzeihen; sie wolle fortan nicht mehr so garstig sein um ihrer Schönheit willen.

Da umarmte er sie gar holdselig und freundlich, und sagte: „bleib nur dabei, du Liebe, da werden wir gewiß recht glücklich sein.“

Sein Diener behielt der Prinz bei sich. Der Felsensprenger war im Kriege so gut wie zehntausend Kanonen und sprengte Armeen auseinander; der Horcher wurde sein Spion und verrieth ihm Alles, was in andern Ländern und an andern Königshöfen vorging; der Hellscher mußte sehen, wie es die Richter und Räte und Amtleute in seinem Lande mit den Unterthanen treiben; der Grotzige mußte die tiefsten Wein und Goldkeller bewachen, in welchen er sich wohl befand; der Lange wurde sein Lauffer, und wenn hundert Meilen weit Etwas hinzubringen war, war er hundertmal schneller wie der da, als alle Couriere der Welt.

Da war es freilich keine Kunst, daß es in seinem Lande in Friede und Gerechtigkeit herging, und sich alle Unterthanen wohl befanden.

Aber was machte er mit dem Dieben? — Da derselbe wie alle dieben Leute keinen Geschmack hatte, so mußte er diejenigen im Lande auffressen, welche Recht und Ordnung um Geld verkaufen und die Wittwen und Waisen und ehrlichen Leute hatten auffressen wollen,

4. B. alle Bucherer, ungerechten Sachwalter 2c. und er merkte kaum, daß er giftiges Unkraut gefressen hatte. Das machte, er hatte keinen Geschmack, aber einen guten Magen.

13. Der Hauptmann Felsenschneider und seine Gefährten.

Es gab eben keine Kriege in Afrika und Asien mehr, wo der Hauptmann Felsenschneider sengen, brennen, stechen, hauen und nach Herzenslust essen und trinken konnte.

Auf seinen Streifereien kommt er in einer Wüste zu der Grotte eines Derwisches, und sagt: „Heiliger Mann, hast du nicht etwa ein Paar hundert Nüsse für einen hungrigen Magen?“

Die Ratten haben mit ihren guten Zähnen alle meine Nüsse gefressen und die Schalen übrig gelassen. Doch liegt noch ein großes Stück Zwieback vor meiner Thür.“ Damit zeigte er auf einen Stein, der über sechs Fuß lang war.

„Ist das deine Speise? sagte der Hauptmann, so kenn ich dieß Backwerk wohl, und die Pyramiden sind davon zusammengebacken. Es ist freilich ein wenig schwer verdaulich; indeßen Hunger thut weh.“ Somit hieb er sich mittelst seines Säbels eine drei Finger starke Scheibe mit einem einzigen Hieb ab, zerbröckelt sie mit den Händen und zermalmt sie mit den Zähnen.

Der Derwisch bewunderte den Mann und seinen Säbel und dachte, den müsse er sich zum Freunde machen, ruft den Hauptmann

herein und theilt einige große Ziegenkäse und den Schiffszwieback mit ihm, den er noch besaß. Man trägt beides in großen Stößen auf den Steintisch in der Grotte auf und setzt einige ungeheure Krüge dazu auf, worin Wasser mit Honig vermischet war.

Die Mahlzeit war mäßig, denn es hätten schwerlich über zwölf Personen davon gesättigt werden können, und der Derwisch ergreift nun den Krug und leert ihn auf einen Zug aus.

„Bruder, sagt der Hauptmann, du mußt bis auf die große Fußzehe hohl sein, und hast auch nicht ein einzigesmal abgeseht!“

„Ach ich habe mich schon viel gebeßert, versetzte der Derwisch. Ich hieße Trinkaas, und hätte sonst wohl Ströme ausgetrunken, hätt ich das Wasser nur eben so sehr geliebt, als den Wein. Das Trinken hat mich aber eben zum frommen Manne gemacht. Ich war bei einem Freunde in Georgien, aus dessen Keller es mir so lieblich entgegen roch, daß ich hinabstieg. Da liegen etwa ein Duzend kleine Fässer voll Wein, nicht größer als die Oehoste. Ich fange davon an zu kosten, und trinke in Gedanken den Wein aus. Darüber kommt der Wirth herbei und behandelt mich wie einen Gauf aus. Meine dumme Gize überläuft mich und ich schlage den Mann todt. Hinterher that mir das sehr leid, und um den Todtschlag abzubüßen bin ich in die Wüste gegangen und ein Derwisch geworden, und treibe nebenbei ein Bißchen Pflanzen und Sternkunde.“

Nun erzählte der Hauptmann auch Einiges von seinen Thaten. Einmal, sagt er, habe er sogar die Hauptstadt eines ganzen Landes erobert, und das Land obendrein, aber Er selbst und sein Degen ganz allein, denn die feigen Hunde von Soldaten wären nur immer dann zur Hand gewesen, wo es zu Freßen und Saufen gegeben, allein niemals beim Fechten. „Als ich nun aber König geworden

war, fuhr er fort, fand sich, daß ich über keinen einzigen Menschen zu herrschen hatte."

"Wie? fragte Trinkauf, du wirst doch nicht Weiber und Kinder vertilgt haben?"

"Bei Gott ja!" sagte der Hauptmann, ich vertilgte sie von grundaus, denn sie fluchten und schimpften mir, warfen Steine auf mich und hekten die Hunde gegen mich an. Da hab ich im rasenden Grimm Alles niedergemacht."

"Du bist gewiß bei einigen von unsern jungen Helden in der Schule gewesen, versetzte der Derwisch, die, wenn sie erst gesiegt haben, im allzugroßen Heldeneifer zu morden, zu sengen und brennen nicht aufhören können, weil sie einmal im Zuge sind. Oftmals lodert schon dann ihr Heldenmuth in Mord und Feuerflammen auf, wenn noch gar kein Feind da ist. Aber, mein Bruder, für einen Helden wie du bist, ziemt sich solche Hitze nicht mehr. Ich wüßte ein Stück Arbeit für dich, wo sich diese Hitze sehr abkühlen und viel Ehre gewinnen ließe."

"Was ist's für eine Arbeit?" fragte der Hauptmann, und der Derwisch antwortete: "Es gilt ohne Armee eine Festung zu erobern, die weder Thore noch Mauern noch Gräben hat. Die Mühe, welche du dabei haben würdest, würde die Hitze ziemlich mildern."

"Höre, mein heiliger Bruder, versetzte der Hauptmann, wenn du Wein in deinem Krüge gehabt hättest, so wüßte ich wohl, was ich denken sollte. — Ein Feldherr ohne Armee? — Eine Festung ohne Thore, Mauern und Gräben?"

"Ja doch, ja! sagte der Derwisch; zehn Stunden von hier ist die Festung Kikelalah. Sie liegt auf einem sechszig Fuß hohen Felsen, der rund um ganz glatt behauen, und ganz senkrecht ist. Die

Einwohner sind lauter Soldaten und lassen sich in Körben, deren jeder zehn Mann faßt, von den Mauern herab, um auf zwanzig Stunden umher den Tribut einzutreiben. Die Festung steht unter dem Tyrannen Dickstab, den alle Welt fürchtet, und wenn du den wirst vertrieben haben, kannst du selbst nach deinem Belieben herrschen, so gut wie der, ohne daß dir Jemand darf drein reden.

„Bruder, sagte der Hauptmann, das will ich auch, — auf meine Ehre, ich will regieren, denn die Kunst scheint mir gar nicht schwer, und der Bursche, der Dickstab, muß von dem Neste herunter und du sollst sehen, wie ich arbeiten will. Nur etwas Armee mücht ich doch haben. Laß uns eine werben, es gibt ja des verlaufenen Gefindels noch genug in der Welt.“

„Ist nicht noth, erwiderte der Derwisch. Du sollst eine Armee von acht Marschällen haben, deren Jeder allein ein Reich unterlehren könnte, und ich bin der geringste unter ihnen. Du siehst wohl ein, daß acht große Generale mehr sind denn acht große Heere. Du weißt ja, wo eine Schlacht ist gewonnen oder eine Festung erobert worden, so spricht alle Welt von der Einsicht und Tapferkeit des Obergenerals und kein Mensch von den Soldaten, aus welchen die Armee besteht. Du siehst also ein, daß biese ganz überflüssig ist.“

„Wohl denn, sagte der Hauptmann, so mache mich nur mit den Generalen bekannt.“

Der Derwisch vertröstete ihn auf den andern Morgen, und sagte, daß sie viel Geschick und Naturgabe hätten, nur den Verstand müße ihnen der Anführer leihen. Felsenschneider meinte, daß sie um so tauglichere Soldaten sein würden, je dämmer sie wären, denn sie würden desto besser blindlings gehorchen. Er erkundigte sich aber nun auch, was für eine Art Mensch Dickstab sei!

Der ist ein etwas riesiger Mann, antwortete der Derwisch, und ist von Kopf bis zu den Füßen in Stahl geharnischt, wobei er sich aber so leicht und schnell bewegt als ein Vogel. Er führt keine Waffe als eine hundertpfündige Keule von Erz, mit welcher er so leicht spielt, als sei es ein dünnes Bambusrohr. Mit diesem verdammten Dinge hat er uns zwei unserer Besten todt geschlagen, den Eisennarm, der mit jedem Faustschlag einen Mann niedersreckte, und den Stahlgahn, der mit seinen Hauern die Menschen wie Lerchen aufspießte."

„Die sollen gerächt werden, sagte der Hauptmann; aber jetzt laß uns schlafen gehen.“

Als sie am andern Morgen spazieren gehen wollten, kamen drei Männer. „Die sind von unsern Leuten, sagte der Derwisch, und heißt der Eine Schau escharf, denn auf vierzig Stunden weit sieht er die kleinste Nadel auf der Erde; der Andere heißt Zieltreffer, und wird in gleicher Entfernung einen Apfel nicht mit seinem Pfeile verfehlen; und der dritte, Spaltelust genannt, würde den Pfeil in fünf Minuten zurückbringen.

Der Derwisch hatte das kaum ausgesagt, so waren die Dreie schon da, und er rühmte ihnen den herrlichen Anführer, welchen sie gefunden hätten, um an ihrem Feind Dickstab volle Rache zu nehmen. — „Aber, setzte er hinzu, kommt Ihr denn ohne Proviant?“

Da antwortete Zieltreffer; „Großbuckel bringt etwas Weniges mit. Er hat ein jähriges Kalb auf dem Rücken und unter dem Armen ein Paar Ohmen Wein. Er ist nur erst in einen Garten gegangen, um Gemüse und Salat mitzunehmen und wird bald da sein.“

Raum war das Wort ausgesagt, so war Großbuckel mit seiner Last da, die er so leicht trug, als wär es ein Säckchen Federn gewesen.

„Sieh General, sagte der Derwisch, das ist unser Packwagen, der Großbuckel, uns Proviant zuzubringen, und die gemachte Beute fortzutragen, wäre sie auch noch so schwer.“

Der General bekam einen Gelust nach dem Kälbchen, und der Derwisch sagte: „Schauescharf, wo bleibt denn unser Koch?“

Schauescharf sahe sich umher. „Sieh da! sprach er, er ist hier ganz nahe, aber er vertreibt sich die Zeit, Wachteleu zu fangen, die in großen Zügen über seinen Kopf hinflogen, rupft sie und bratet sie mit seinem Athem.

Daß dich den Schuft! rief Trinkaas, so ungebührlich an einem Musterungstage an sein Vergnügen zu denken! daß dich! An einem solchen Tage muß der Soldat höchst ordentlich sein. Darnach mag er Bürgern und Bauern nach seinem Belieben thun, und schlemmen und zechen. Aber es ist wahrhaftig an der Zeit, daß wieder Mannszucht hergestellt werde, denn auch das Faulthier Immer Schlaf ist nicht da, um Vergatterung zu schlagen.“

„Ha! sagte Schauescharf, der schnarcht dort im Schatten, daß die Bäume beben.“

Spaltelust bekam Befehl die Beiden eiligst herbeizubringen. Sie waren fast im Augenblicke da. Der Koch, Blasefeuer genannt, mußte nun das Kalb braten, welches Gutbuckel an den Spieß gesteckt hatte. Dazu hatte er nichts weiter nöthig als sanft mit seinem Munde zu blasen. Wenn er gewollt, hätte er auf diese Weise einen ganzen Erzgang in Fluß bringen können. Immer Schlaf mußte Vergatterung schlagen. Er trommelte nur ganz sanft mit den

Fingern auf seinen Bauch, und es war, als ob zehntausend Trommeln im Gange wären.

Es fehlte an einer Schüssel, die Bratenbrühe aufzufassen. Da haut der Hauptmann oder Obergeneral mit seinem Sonnensäbel von dem Steinzwieback vor des Derrwishes Grotte eine tüchtige Scheibe ab, und bringt auch eine Vertiefung darin an. Ein Stück Granitfelsen mitten in der Grotte hinderte mit Bequemlichkeit Tafel zu halten, aber der Hauptmann hieb den Vorsprung des Felsens Stück vor Stück ab, und jedes Stück glich einer marmornen Tischplatte, der nichts fehlte als die Politur.

Der Braten wurde indeß durch das linde sinnige Blasen des Kochs gleichsam wie vergoldet. Hätte er stärker geblasen, so wäre derselbe verkohlt, aber Blasefeuer verstand die Kunst einen guten Biß zu bereiten, und hatte sich schon vorgenommen, wenn es ihm einmal an einem Unterkommen fehle, Mundkoch in einem vornehmen Hause zu werden, wo er sich gewiß dreimal so gut stände, als der Lehrer der jungen Familie, zumal da er das Holz ersparte.

Die Tafel wurde angerichtet und Immerschlaf strich sich, sein Vergnügen auszudrücken, ganz sanft den Bauch, aber das machte so einen fürchterlichen Lärm, daß man ihn bitten mußte aufzuhören. „Hm! sagte er, was habt Ihr denn? Aller Spektakel in der Welt, und alles Treiben, Rennen, Laufen, Raseln und Praßeln kommen ja von Magen und Bauch her.

Man aß und trank, und Trinkaus, eingedenk des Gelübdes ein frommer Mann zu werden, blieb bei seinem Honigwasser, bis nach der Mahlzeit, wo er, gleichsam den Mund auszuspülen, so ein kleines Schlückchen Wein von etwa dreißig Kannen aus dem Krüge nahm.

Während man tafelte, fanden sich noch zwei Vermißte ein, nämlich Greifwolke und Weitmacher. Trinkaas las ihnen den Text nicht schlecht, indeßen aus alter Kameradschaft bekamen sie doch noch zu essen und zu trinken, nur mit der Verwarnung, künftig besser Ordnung zu halten, denn der neue Hauptmann werde nicht Alles nur so hingehen lassen.

Als man aufgestanden war, sagte Trinkaas: „Wohlan, Kameraden, es ist nun wohl an der Zeit, daß wir uns über unsern gemeinschaftlichen Zweck ernstlich verathen, und vor allen Dingen darüber, was wir zum Abendessen werden nöthig haben. Denn was kann man für Rath halten mit ausgehungerten Mägen.“

Schauescharf, Zieltreffer, Spaltelust, habt Acht. Sieh dich um, Schauescharf, wir müssen vierhundert Pfund Wildpret haben, denn wir haben diesen Mittag eine Hungermahlzeit gehalten, und zwar Wildpret von viererlei Sorten; aber zartes, liebster Freund, sehr zartes, meines schwachen Magens wegen.“

Schauescharf hatte bald erspäht, was verlangt wurde; Zieltreffer mußte eine Pike aufpflanzen und grade dahin zielen, wohin ihn Schauescharf anwies. „Wie weit?“ fragte Zieltreffer. „Fünfzehn Stunden und dreißig Schritte“ war die Antwort. — Der Pfeil flog ab. — „Der Damhirsch liegt!“ rief Schuedurch.

„Nun, hieß es, Spaltelust, leg deine Babuschen an und bring uns das Wild. — Das geschahe auf der Stelle, und auf gleiche Weise wurde noch dreierlei Wild erlegt, eingebracht und von Gutbuckel abgestreift, ausgewirkt und an den Spieß gesteckt.“

Trinkaas sieht indeßen den Brodsack nach, und findet nur noch hundert und siebenzig Pfund Brodt. „Da wären wir schön angekommen, sagt er, wenn ich nicht nachgesehen hätte. — Schauescharf, sieh, wo frisches Brodt ist?“

„Dreißig Stunden von hier, zu Wasser, ist ein ganzer Backofen voll, der noch vor Wärme raucht, und eben ist der Bäcker fortgegangen, um das Brodt abkühlen zu lassen;“ sagt Schauescharf.

„Spaltelust, hieß es, mache dich auf und schließe den Handel.“ Dieser war bald geschlossen. Das Brodt war in der Grotte, ehe es der Becker vermißte.

Die Gesellschaft hatte Durst. „Greifwolke, sagte der Derwisch, greif die oben hinziehende Wolke, nörhige sie ihren Vorrath herzugeben, obschon sie vielleicht etwas hageln möchte. Gefrorenes ist ja ein Leckerbiß.“

„Greifwolke nimmt einen Knäuel Seide aus der Tasche, und wirft es gegen die Wolke hinauf. Ein Faden davon fällt wieder aus der Wolke herunter, an welchem sich Greifwolke hinaufhaspelt, welchen ohnedieß noch der Wolkendunst sichtlich hinaufzuziehen scheint. Als er oben ist, quetscht und schnürt er die Wolke zusammen und nörhigt sie ihren ganzen Vorrath herzugeben, der in einem dichten und milden Regen zur Erde herabfällt und in Krügen aufgefangen wird.

Man löschte den Durst, aber Wasser erkaltet den Magen und Regenwasser obenein ist so weich und üblich. Der Hauptmann wünschte, man möchte das Wasser mit einigen Flaschen starken Datelbranteweins verbessern können.

Schauedurch hatte bald etnige ziemlich weite Flaschen entdeckt, die in der Entfernung von zehn Stunden auf den Altan hingesezt waren, um an der Sonne den darin enthaltenen Lebensgeist recht destilliren zu können, und Spaltelust holte sie sogleich. — „Ha! sagte Trinkaas, hätte der nur die Kräfte von Gutbuckel, so wäre er der nürhlichste Kamerad unter uns Allen.“ Auch der General Felsenschnneider war in guten Appetit gekommen, und wünschte zum

Abendnachtsch einige Feigen von der besten Sorte aus Afrika. Spaltelust mußte sich sogleich aufmachen, um Afrikas Gärten ein wenig zu durchstöbern, erhielt aber zugleich Befehl, in einer halben Stunde wieder da zu sein, indem man seiner vielleicht noch weiter bedürfen möchte.

Noch ein Mann aus der hohen Generalität war dem Obergeneral unbekannt. Dieß war Weitmacher, der eben mit kreuzweis übereinander geschlagenen Armen da saß, gleichsam tief sinnend.

Der Obergeneral begehrte Auskunft über das Thun dieses Mannes, aber der Derwisch vertröstete ihn auf heute Abend, wo er denselben werde arbeiten sehen.

Die Braten waren im besten Braten, aber Spaltelust war noch nicht wieder da: Schaueschark mußte sich umhersehen, und rief auf einmal: „Seht den Schlingel; er hat mehr Feigen in den Magen als in den Korb gesammelt, und ist auf dem Korbe eingeschlafen. Die Araber der Wüste streifen eben in der Nähe umher, und werden ihn nicht nur den Korb nehmen, sondern auch die Babuschen, in welchen seine Schnellkänfigkeit steckt. Dann haben wir ihn gehabt. — Zieltreff, oben auf dem Aste des Baumes, unter dem er schläft, sitzt ein Vogel. Schieß ihn herab, damit er durch den Fall des Vogels aufgeweckt werde.“

Zieltreffer ließ sich Richtung und Entfernung angeben. Die letzte betrug fünf und siebenzig Meilen. Schaueschark sieht dem Schusse nach und sagte: „Der Vogel ist herab, und der Schläfer ist erwacht.“ Zwei Minuten drauf war derselbe mit den Feigen da.

Nachdem man zu Abend geessen hatte, wurde Weitmacher gernfen das Zelt aufzuschlagen, weil es sich für Kriegsleute, die in einer Unternehmung begriffen wären, nicht zieme in der Grotte zu schlafen.

Weitmacher hatte einen kleinen Beutel an dem Gürtel hängen, von der Größe eines Hühnereies. Er war mit vier dünnen Schnur-
ren zusammengeschnürt, an deren Ende ganz feine Stahlnadeln hin-
gen. Jetzt schnürt er den Beutel auf und bläst hinein, worauf
derselbe sogleich die Größe einer ziemlich Melone erhält. Nach-
dem er noch einmal hineingeblasen, kann er schon den Kopf hinein-
stecken, und indem er fortbläst, erweitert sich der Raum so sehr,
daß der ganze Körper hineingeht. Endlich steht, durch fortgesetztes
Blasen, ein Zelt da, welches Platz für zwanzig Mann hat. Die
Stahlnadeln waren zu starken eisernen Zeltpfählen geworden,
und das Zelt wurde mit Pfiken unterstützt.

Der Hauptmann verwunderte sich sehr, aber wie stieg seine
Verwunderung, als er erfuhr, daß Weitmacher sein Zelt so weit aus-
dehnen könne, daß dreißigtausend Menschen darunter Platz hätten.

In dem Augenblick, als das Zelt aufgeschlagen war, hört man
einen Lärm wie von tausend Trommeln, den Immerschlaf hervor-
brachte, indem er seine Backen ganz leise strich. Dieß war der
Zapfenstreich.

Nachdem man Alles aufgezehrt hatte, wurde Rath gehalten.
Man kam überein, den Dickstab dadurch aus seinem Felsenneste her-
vorzulocken, daß man das Land rings umher verheeren und ihn mit
seinen Soldaten in Hungersnoth bringen wolle. — Man stellte hier-
auf Wache aus, und schlief unter dem Zelte ein. Immerschlaf
schlief einige tausend Schritte weit davon, denn sein bloßes Athmen
kürte wie ein rollender Donner, und wenn er etwa nur mit zurück-
gezogenem Athem einige Töne angab, so waren es Trompetentöne
von solcher Stärke, daß Jeder davor erbehte.

Am andern Morgen hielt der General Musterung und fand
Alles in schönster Ordnung. Hierauf mußte sich Schauescharf um-

sehen, und entdeckte Mancherlei, was aber dem Herrn General eben nicht anstand, indem er keinen Gebrauch davon zu machen wußte. Weil man den Vormittag fasten mußte und auf dem Zuge sich nicht aufhalten konnte, so war sein Hauptabsehen auf eine schon fertige Mittagsmahlzeit für ihn selbst und seine Mannschaft gerichtet.

Das Glück wollte dem General wohl. Schauescharf entdeckte in einem zehn Stunden entfernten volkreichen Flecken die Zurüstungen zu einem gewaltig großen Hochzeitmahl. — „Gut, sagte der General, sie sollen es zurüsten, wir aber wollen es schmausen. Blasefeuer soll auf gut soldatisch den Flecken, mit Ausnahme des Hochzeithauses, nach den Regeln der neuen Kriegeskunst in Brand stecken, obwohl uns das eigentlich zu nichts helfen kann; aber man muß doch sehen lassen, welche Helden wir sind, und wenn der Schrecken erst vor uns her geht, haben wir desto leichteres Spiel. Uebrigens treiben wir unsere Kurzweil, wie es sich fügen will. — Ich, für meinen Spaß, werde mich der Braut bemächtigen und werde den Leuten mein Recht dazu mit meinem Degen schon hinlänglich beweisen. Ihr Uebrigen ergötzt Euch nach Belieben. Es soll mir eine Hauptlust sein, wenn sie nun Alle wimmern, jammern und heulen.“

Man setzte sich in Marsch. Zwei Stunden vor dem Flecken mußte Spaltelust noch einmal Umschau im Hochzeithause halten. Er brachte im Augenblicke die Nachricht, daß man es hier nur mit Gökendienern zu thun haben werde, die in diesem Augenblicke vor ihren Gökenbildern einen jungen Stier mit vergoldeten Hörnern schlachteten, dessen Fleisch erst in einigen Stunden gahr sein könne.

„Tausend, sagte der General, da haben wir desto mehr Fug und Recht nach Herzenslust zu wüsten, denn wir müssen doch unsern Eifer gegen die Götzendienerei an den Tag legen. Nicht so, Derwisch?“

Als man bei dem Hochzeitthause angelangt war, geht Felsenschneider hinein. „Was, sagt er, man richtet hier Hochzeit aus; man setzt sich zu Tische ohne mein Wissen?“

Die Leute entsetzten sich. „Himmel, riefen sie, wir sind verloren! Das ist der Tyrann! das ist der Dickstab.“

„Ihr Lumpenpack, rief Felsenschneider; Ihr lügt! Was hats da zu tyrannen. Ich bin ja der Bräutigam des schönen Kindes da, und es soll keinen andern Mann haben als mich.“ Damit wollte er sich der Braut bemächtigen.“

Jetzt fängt ein tüchtiger Faustkampf an. Man ergreift Beile, Meßer, Prügel, Stühle und anderes Geräthe und fällt über den Räuber her, der tüchtige Püsse und Ohrfeigen austheilt, jedoch sein Sonnenschwert aus Schonung noch nicht ziehen will. — Mit einmahl fing Immerschlaf an zu niesen, und warf durch Gewalt dieses Niesens, von welchem selbst das Haus schwankte, Alles zu Boden, oder zum Hause hinaus und die Braut selbst war mit davon geflogen und hatte sich alsdann versteckt. Der General lachte.

Indeß hatte Blasefeuer so gut gearbeitet, daß man im ganzen Orte Feuerlärm machte. Immerschlaf mußte nun Bergatterung blagen und Alle setzten sich zu Tische.

Die Leute im Orte hatten ein Kommando von Dickstabs Soldaten geholt, welches in der Nähe stand. Es betrug funfzehn wehrhafte Mann. Da dieses hörte, daß diese Räuber gar nicht furchtbar wären, und nur Einer davon ein Schwert habe, auch von den Leuten des Orts gewiß würden bewältigt worden sein, hätte nicht

Einer darunter eine so malitidse Niese gehabt, so bekam es einen großen Muth, und brach ins Hochzeitshaus mit gezogenen Säbeln ein. Der Anführer will auf Immerschlaf einhauen, der aber niest bloß noch einmal, und der Anführer vergaß: „wohl bekomms!“ zu sagen, denn er überschlug sich wie ein Wurzelmann von Holunder Mark, und als er wieder auf seinen Füßen stand, spaltet ihm der General den Kopf. Ein Anderer wurde in der Mitte durchgehauen; der Dritte verlor die Achsel mit dem Arm, ein Viertes ein Paar Beine, u. s. w. Da nahmen die übrigen mit viel Kriegeslist und Gegenwart des Geistes Reißaus, und vertrauten ihren Beinen, weil die Arme zu ihrem Heil nicht hatten zureichen wollen.

Als nun die Feinde tapfer auf der Flucht waren, wurden sie auch eben so tapfer verfolgt. Greiswolke läßt hageln; Blasefeuer bläst ihnen nach und hätte sie alle zu Asche gebrannt, wären sie nur still gehalten; Immerschlaf niest ihnen nach, und von den acht oder neun, die entkommen waren, überschlugen sich die Meisten erst, ehe sie weiter laufen konnten. Selbst der Derwisch Drinkaus, der immer sein heiliges Buch, den Koran, in der Hand führte, schlägt mit diesem Heiligthum Einigen kühnes Muthes hinter die Ohren, denn er wußte wohl, daß sie sich nicht zur Wehre setzen würden. Die armen Flüchtlinge blieben am Ende doch allesammt auf dem Plaze, denn Felsenschneiders Klinge verschonte keinen Einzigen.

Nun erst konnten sie recht vergnügliches Mahl halten, in Fisch, Braten und Wein, zumal da sie daselbe mit der Erzählung ihrer ruhmwürdigen Thaten würzen konnten, die der kluge General mit großer Belobung anerkannte. Um sich für ihre Verdienste zu belohnen, tranken sie des Weins so viel, daß sie neben dem Tisch in süßen Schlaf versanken. — Der Heldenthaten waren für diesen Tag genug!

In den nächsten Tagen wütheten und tobten, verheerten und zerstörten, lärmten und schwärmten, und schwelgten sie essend und und trinkend, gar hoch und sehr, und trafen sie etwa auf ein kleines Kommando Soldaten, so gings demselben wie dem ersten. Zummerschlag nieste und trompetete die Soldaten um und um, und der General und die nun auch mit Säbeln bewehrte Armee, brauchten den ohnmächtig zu Boden liegenden Feinden nur die Köpfe abzuhauen. Im Lande war Alles in Verzweiflung, aber die Siegreichen waren es beinahe auch. Sie hatten zu viel und sehr gesiegt, und fanden Niemand mehr, den sie sieden, kochen und braten konnten, damit er ihnen Gefottenes und Gebratenes zurichtete, denn alle Welt war mit den Verräthern davon geflohen.

Diestab achtete indeß der Klaglieder wenig, die ihm von seinen Unterthanen in die Ohren geschrien wurden, denn er, Er, der mildgnädige Herr, wie er sich nennen ließ, hatte ja noch Alles, was sein Herz erfreute. Indessen hatte jedoch ein erfinderischer Kopf ein Mittel ausgedacht, solch einen grimmigen Feind mit Vortheil zu bekämpfen. Er hatte nämlich die längst vergessenen Turn und Gymnastien — nein! gymnastischen Anstalten wieder hervorgesucht, und insonderheit die Kunst der Valearen oder die edle Schleuderkunst, in welcher er Unterricht gab; eine Kunst, die er nebst manchen Walz- und Taufkünsten den Knaben abgesehen, und nun in seiner Anstalt geimpft und veredelt hatte.

Zum Unglück entdeckte Schauescharf die Unternehmungen des erfinderischen Kopfes, und in eben dem Augenblicke, da er den Mund aufthat, seinen Schülern die hohen Vorzüge und den mannichfaltigen Gebrauch, dieser Kunst anzupreisen, flog ein Pfeil von Zieltreffer's Bogen ihm in den geöffneten Mund, und Mann und Kunst waren miteinander zugleich todt.

Nun wollte es doch dem Tyrannen selbst zuletzt an die Kehle gehn, und er berief einen alten schlaunen Sterndeuter zu sich, der einzig und allein seinen geheimen Rath ausmachte. Dickstab dachte, ein einziger guter Kopf sei besser, als hundert hirnlose. Er setzte demselben Alles auseinander, was geschehen war und was zu besorgen stand.

Der Sterndeuter antwortete: „Ich weiß bereits Alles und habe an Abhülfe gedacht. Die seltsamen Kräfte dieser Menschen sind magisch, und können nur durch recht kleine Mittel entkräftet werden, die um so besser sind, je natürlicher sie sind. Gegen Immerschlaß Gelärm ist Baumwolle in den Ohren recht gut. Glaser feuern muß man ins Maul spritzen, um sein Feuer auszulöschen. Schuaescharfs Talent kann in der Nähe nichts mehr schaden; Zieltreffers Pfeil geht nicht durch Stahl; der Lauser Spaltelust ist wenig schädlich und kann leicht aufgefangen werden; Greifswolkens Kunst hängt an einen Faden, den man zerschneiden kann; Trinkaus ist gar nicht zu fürchten, wo es nichts zu saufen gibt, und eben so wenig Weitmacher und Startbuckel, die Beide nur zum Gepäck gehören. Aber zu fürchten ist Felschneider mit seinem Sonnenschwert — ein greulicher Mensch, der niemals Gutes gethan hat, weil die Gestirne ihm übel mitgespielt haben. Er würde selbst deine Keule von Erz zerhauen. Das soll ihm aber nichts helfen, denn ich kenne das Mittel ihn zu Schanden zu machen, wenn du mit deinen Leuten sich nach meiner Angabe bewaffnen und mir folgen willst.“

„Das versteht sich, sagte Dickstab; laß Alles einrichten, wie es dir gut scheint; ich bissige es, wie seltsam es auch aussehen möge.“

In wenigen Tagen war Dickstabs Armee, aus dreihundert Mann bestehend, in Stand gesetzt; und da Alles fertig ist, lassen sich diese in Körben aus der Festung herunter. Sie waren allesammt in Stahl geharnischt und stellen sich in drei Reihen auf, Dickstab als Anführer voran.

Schauescharf berichtet Alles und sagt aus, daß Dickstab mit einem Dinge behelmt sei, das wie ein Kuchentopf aussehe, und sein Schild sei fünf Finger dick. Felschneider freut sich den Feind in der Ebene zu haben, und beide Heere stehen einander bald nahe genug entgegen. Dickstabs Leute im ersten Gliede haben blaue Schwerdter; im andern Gliede sind sie mit Scheren, im dritten mit Sprizen bewaffnet.

Als sie einander nahe genug sind, hält Felschneider erst nach Art der uralten Helden eine Anrede an den König Dickstab, worin er ihn des Kuchentopfs wegen, mit vieler Höflichkeit einen Prinzen der Kuchenjungen nennt, und ihn auffordert den ersten Streich zu führen.“ Dickstab nennt seinen Gegner einen Fleischerjungen und Straßenräuber, lehnt großmüthig die Ehre des ersten Streichs ab, und fordert ihn auf selbst denselben zu wagen. Dazu läßt sich Felschneider nicht zweimal auffordern, holt aus und führt einen gewaltigen Hieb auf den Kopf; aber der Hieb prallt so entsetzlich von dem Topfhelm ab, daß des Generals Faust heftig erschüttert wird. Er führt den zweiten Hieb gegen das Schild, und die Klinge des Sogenschnwerdtes zerspringt. Felschneider sieht, daß er auf einen hohlen Kürbis und auf ein Schild von Käse gehauen hat. Nun soll Blasefeuer helfen, aber alle Sprizen sind auf seinen Mund gerichtet; sein Feuer erlöschet und er gibt blos einen erstickenden Dampf von sich. Zeltreiffers Pfeile knicken an den Stahlharnischen ab; Greifwolke hat ein ganzes Heer von Wolken mit Hagel zusammen

geballt, aber man schneidet den Faden seines Knauels entzwei, und der Hagel stürzt in großen Massen auf des Generals Leute herab. Man soll Zimmerschlaf helfen, und macht auch ein furchtbares Geräusch, aber der Feind mit der Baumwolle in den Ohren höret wenig davon, aber Felschneiders Leute ergreifen vor Schrecken die Flucht. Er selbst wird umzingelt, und fällt unter einigen Keulenstreichen Dickstrabs; Blasefeuer erstickt in seinem eigenen Rauche; Zimmerschlafs Bauch plakte vor großer Anstrengung; die Uebrigen aber kamen alle wohlbehalten davon; am ersten Spaltelust, der die schnellsten Füße hatte.

14. Prinz Krummbuckel und Prinzess Murmelt hierchen.

Der König Zornrunzel herrschte in einem großen Lande in der Tartarei. Weil er immer unmuthig, zornig, unzufrieden mit aller Welt, herrisch, argwöhnisch und daher oft grausam war, so hatte man ihm den Namen Zornrunzel gegeben und darüber seinen wahren Namen beinahe vergessen.

Dieser König hatte einen Sohn, der eigentlich Liebesmund hieß, den aber alle Welt nur Prinz Krummbuckel nannte. Der Rücken war gekrümmt und hatte einen ansehnlichen Höcker, dergleichen sich auch auf der Brust fand; seine Beine hätten einem Dachshunde recht schön gestanden; der Mund war von einem Ohr bis zum andern gespalten; die Nase war wie der Rüßel eines Ferkels und die Schielaugen waren ein wenig stark triefend.

Trotz seines gütigen Namens, war dieser Prinz allgemein geachtet und geliebt, denn seine Einsicht und seine freundliche Güte, sein Bestreben Allen gefällig zu werden, so weit es möglich war, schonte Jedermann mit ihm aus, und ließ es bedauern, daß er so ungestalt war. Wer öfter mit ihm umging, dachte kaum mehr an die Unform seines Körpers, die man überhaupt bald ertragen lernt, wenn hingegen eine häßliche Seele ewig unerträglich bleibt.

Der König Zornrunzel suchte seine Staaten immer mehr zu vergrößern, und hatte vorzüglich ein mächtiges Nachbarreich ins Auge gefaßt, welches nur eine einzige Erbin hatte. Mit einer Heirath zwischen dieser und seinem Sohne dünkte ihm Alles abgemacht. Bei fürstlichen Personen, meinte er, komme es in Ansehung der Verheirathungen gar nicht drauf an, ob beide Theile einander gefielen, oder wie liebenswürdig sie wären, sondern nur auf Staatsverhältnisse.

Zornrunzel glaubte seine Absicht um desto leichter zu erreichen, da die Erbin des Nachbarreichs von Gestalt fast eben ein solches Scheusälchen war, als sein Prinz, aber ebenfalls auch ihrer angenehmen Gemüthsart und aller übrigen vortrefflichen Eigenschaften wegen so geliebt, als dieser.

Die Prinzessin hieß eigentlich Weltauge, aber man nannte sie gewöhnlich nur Prinzess Mürmelthier, man dachte sich aber mit der Zeit nichts mehr dabei.

„Die Beiden, dachte König Zornrunzel, geben ein wunderliches Paar, das man so häßlich auf der Welt nicht mehr finden kann, und die Prinzess Mürmelthier, die gewiß auf Erden kein Mensch begehren wird, wird Gott danken müssen, daß sie noch ein Prinz zur Gemahlin verlangt.

Nachdem der König das Bildniß der Prinzessin Marmelshier erhalten hatte, ließ er den Prinzen kommen, und sagte: „Nimm dieses Gemälde und gewöhne dich daran. Das Original soll deine Gemahlin werden!“

Tausend dehmüthige Ausreden des Prinzen konnten den Willen des Vaters nicht ändern. „Wahrhaftig, sagte dieser, dir mit deinem Schweinrüßel steht es eben an, ekel zu sein; du bist ja selbst ein vollkommenes Scheusal.“

„Leider bin ich das, versetzte der Prinz, und habe Mühe genug mich selbst zu ertragen, aber unmöglich würde es sein, außer mir noch ein gleiches Scheusal zu ertragen.“

„In der That, mein theurer Prinz, sagte der König mit grimazigen Stirnrunzeln und zornfunkelnden Augen, in der That, du bist wohl ein wenig allzuart in deinem Geschmack; ich hoffe, er wird sich in dem bekannten Prinzenthurm ändern.“

Der König ließ den Prinzen in eine uralte, große und mit vielen Thürmen versehene Burg einsperren, die ehemals zum Gefängniß für widerspenstige Prinzen diente. Weil aber, wie uns die Weissen lehren, mit der Zeit Alles viel vollkommener wird, (selbst die Kriege, die Seuchen, die Verachtung der Menschenrechte, die Nahrunglosigkeit u. dgl. m.) so hatten sich im Verlauf von zwei Jahrhunderten gar keine Prinzen gefunden, als lauter artige. Krummbüchel hätte nun artiger als alle seine Vorgänger sein sollen, aber er machte eine Ausnahme, und darum kam er in den Thurm, wo aus Mangel an widerspenstigen Prinzen das Meiste verfallen und das noch Vorhandene so uralte war, als wäre es vor Erschaffung der Welt schon da gewesen.

Was sollte der Prinz hier mit sich selbst anfangen? hier wo er nicht einmal Ratten und Mäuse zur Gesellschaft hatte. — Er verz

langte Bücher zu seiner Unterhaltung und bekam die Erlaubniß aus der alten Thurbibliothek sich deren so viele bringen zu lassen, als nur immer da wären; aber sie waren so alt, daß er nicht einmal darin lesen konnte. Er nahm andere und immer wieder andere, und studirte und muthmaßte und verglich, bis er da und dort einigen Sinn herausbrachte.

König Zornrunzel ließ erst, seitdem der störrige Prinz eingesperrt worden war, um die Prinzess Wurmeltier für seinen Sohn anhalten. Wie sträubte sich die arme Prinzessin, als man ihr das Bildniß des überaus häßlichen Gemahls zeigte; wie bat sie, sie immerdar ledig bleiben zu lassen! Aber wie vergeblich war Alles! Ihr Herr Vater, der die Verbindung für seinen Staat für sehr vortheilhaft hielt, und eben nicht zu den weicherzigen Naturen gehörte, hielt ihr einen Spiegel vor. „Da! sagte er, schau hinein, und danke Gott.“ — Alle ihre Thränen bewegten ihn nicht; sie mußte mit dem Gesandten des Königs Zornrunzel abreisen.

Indessen, bis die Prinzessin ankam, ging es dem Prinzen Krummbüchel recht trübselig. Niemand durfte ein Wort mit ihm sprechen; die alten Bücher waren so schwer zu verstehen; die Gemächer und Säle waren so groß und hohl; die Kost bestand aus schmalen Bissen und bloßem Wasser und Tage und Nächte waren so lang. Hätten die Hüter nun noch dem Prinzen, wie sie eigentlich angewiesen waren, übel begegnet, so wäre sein Elend noch größer gewesen. Das aber konnten sie nicht über das Herz bringen.

Eines Tages wandelte der Prinz in einer großen Galerie auf und ab, und dachte seinem traurigen Schicksale nach, das ihn so mißgestaltet gemacht hatte, und ihm nun gar noch ein Schensal von Gemahlin aufdringen wollte, als seine Augen von ohngefähr auf die bemalten Schiben der Fenster fielen. Er erstaunte über die Rich-

ttigkeit der Zeichnungen und über die Lebhaftigkeit der schönen Farben. Er hätte gern gewußt, was die auf den Scheiben vorgestellten Geschichten bedeuten sollten, aber das vermochte er nicht herauszubringen.

Höchst verwundert war er aber, als er auf einem Gemälde sich in seiner ganzen verzerrten Gestalt höchst genau und richtig abgebildet erblickte. Er wußte ja doch, daß binnen zweihundert Jahren kein menschliches Wesen in diese alte Burg gekommen war. Er fand sein Bildniß auf vielen andern Scheiben so vorgestellt, als ob er im obersten Geschos des großen Thurms sich befinde, in welchem seine Wohnzimmer waren; auf einigen Bildern war es, als ob er in einer Mauer Etwas suche, und auf andern wieder, als habe er in der geöffneten Mauer einen goldenen Korkzieher gefunden. Darneben sahe er auch ein wunderschönes Mädchen mehrmals dargestellt, dessen Gesichtsbildung höchst geistreich war. Es zog seine Augen immer auf dieses schöne Bild hin, welches ihn wundersam bewegte. Er wußte nicht, wie und warum es ihm beim Anschauen desselben so seltsam ward, und warum er davon nicht los konnte. Genug, er sahe so lang darauf hin, bis die Nacht einbrach.

Er war in sein Zimmer zurückgekehrt und nahm zu Zerstreuung seiner Gedanken das erste beste Buch, was ihm in die Hand fiel. Die Pergamentblätter desselben waren am Rande mit schönen aber wunderlichen Figuren bemahlt, die Deckel von Gold mit verschlungenen Buchstaben von blauem Schmelz. Er fing in dem Buche an zu blättern, und siehe das Wunder! er findet dieselben Geschichten, in gleicher Größe, Art, Kunst und Farbe darin, die auf den Fensterscheiben standen. Darunter waren Zeilen geschrieben, von welchen er aber mit aller Mühe kein Wort, ja selbst keinen Buchstaben

und keinen Zug verstand. Aber es kam noch seltsamer und wunderlicher.

Er blättert weiter und findet auf dem einen Blatte ein ganzes Chor kleiner Musiker. Kaum hatte er sie recht angesehen, so fingen die kleinen Leute an lebendig zu werden. Sie streichen auf ihren Geigen auf, sie flöteniren und harfeniren, trompeten und blashornen, Alles zwar nur sehr schwach und leise, aber doch munter und lustig, fein und lieblich. „Wozu soll die Musik?“ dachte der Prinz, aber es fand sich bald, wozu sie sollte, denn auf dem nächsten Blatte fanden sich Herren und Frauen, alle prächtig geschmückt, weil ein Ball gegeben wurde, wo alle Welt sich drehete und tanzte. — So ohngefähr wußte der Prinz nun wohl, wie das mit dem vorigen Blatte zusammenhing. Er sah, daß hier ein großes Fest gegeben wurde, aber warum und wozu, das wußte er freilich nicht. Daß man aber von einem Balle nicht mit trockenem Munde weggehn würde, durfte er vermuthen. In Wahrheit fand er auch auf dem nächsten Blatte ein herrliches Gastmal, welches ihm würzig und lieblich entgegen duftete. An großen Tafeln saßen kleine Personen und aßen und tranken, und Eine darunter nahm den Becher, und sagte, indem sie sich zu ihm wendete: „Auf dein Wohlergehen, liebster Prinz. Denke daran, uns unsere Königin wieder zu schaffen, welches dein Schade nicht sein soll. Wolltest du nicht daran denken, möchte dir's übel bekommen.“

Der Prinz, von allen vorherigen Wunderdingen ohnedieß schon mitgenommen, gerieth bei diesen Worten in solches Entsetzen, daß er das Buch zu Boden fallen ließ, er selbst aber fiel ohnmächtig gleich hinterdrein.

Seine Wächter hatten den Fall gehört, liefen herbei und brachten ihn wieder zu sich selbst. Sie fragten: was ihm zugestoßen sei? Er antwortete, er bekomme so wenig und so schlecht zu essen, daß es kein Wunder sei, wenn er abfällig werde und in seiner Phantasie Dinge zu sehen geglaubt habe, deren doch keins in der Wirklichkeit vorhanden sein könne.

So dachte er in der That auch da noch, als er sich völlig wieder erholt hatte, denn er hatte den Weltweisen zugehört, die Alles was ihnen zu hoch ist, recht leicht und gemüthlich erklären, indem sie es Aberglauben, Phantasie und Einbildung nennen.

Die Hüter, die den Prinzen liebten, brachten ihm, gegen das scharfe Verbot des Königs, gute Speise und Trank, mit welchen sie sich selbst hinlänglich versehen hatten. Als er sich gelabt hatte, nahm er in Gegenwart der Wächter das Buch wieder vor und sah von allem vorhin Gesehenen eben so wenig noch Etwas, als seine Wächter. So wußte er nun, woran er war, und welche Macht der Magen über den Geist hatte.

Als er aber des andern Tages wieder in die Gallerie ging, und fand wieder Alles wie des Tages zuvor, da fing er doch an, an der Phantasie zu zweifeln, zumal da er sehr gut geessen hatte, welches der Phantasie gar nicht zuträglich sein soll. Er vermuthete, daß hierunter ein Geheimniß liegen müsse, welches es auch sein möge, und suchte dahinter zu kommen.

Er stieg mühsam ins oberste Stockwerk hinauf; schlug an verschiedenen Stellen mit einem Hammer gegen die Mauer, bis er eine Stelle fand, die ihm hohl zu sein schien. Er öffnete dieselbe und fand einen goldenen Psropfenzieher, mit dem er nichts anzufangen wußte. Indem er darüber nachsann, fällt ihm ein großer Eßschrank in die Augen, der alt und unscheinbar in einem Winkel stand. Er

suchte überall an demselben, da und dort, aber er fand kein Schloß. Es fiel ihm aber ein kleines Loch in die Augen, in welches er den Korkzieher steckte. Er drehte und zog dann mit aller Macht, und der Schrank ging auf, und es fand sich, daß die schlechte alte Außenseite das schönste Innere verbarg. Die Schubfächer waren von Ambra, von Bergcrystall, von den seltensten Bernsteinstücken, von der köstlichsten Perlmutter, und enthielten die kostbarsten Sachen allerlei Art, worunter die Juwelen die unbedeutendsten waren.

Der Prinz besaß den Inhalt aller Schubfächer, deren unglaublich viel waren. In einem der letzten Fächer fand er einen kleinen Schlüssel, welcher aus einem einzigen Smaragd geschnitten war, und rings umher alles, leuchtend wie ein Karfunkel, bestrahlte; und als er mit demselben eine kleine Thüre, unten am Boden des Schrankes, aufschloß, lag ein noch heller strahlender und leuchtender wirklicher Karfunkel darin, der als Deckel über eine Schale von kostbarem aber seltenem Gestein lag.

Welch ein Anblick, als er den Deckel abhob, und in der Schale eine im Blute schwimmende Menschenhand fand, die ein reich besetztes Bildniß zwischen den Fingern hielt. Seine Haare sträubten sich, seine Knie schlugen zusammen, sein Herz stockte. Jedoch er war ein Prinz; er faßte sich und dachte an alle Wunder, die ihm schon begegnet waren, und insonderheit an die gefährlichen Worte der kleinen Person auf dem Pergamentblatte. Er heftete seinen Blick auf die Hand. „Unglückliche Hand, rief er, welchem zärtlichen Prinzen, oder welchem tapfern Helden magst du angehört haben, und welche boshafte Tücke hat dich von dem Arme abgehauen, dessen Zierde du warst. Kannst du ein Zeichen noch geben, so laß mich wissen, was ich für dich thun kann; ich stehe gern zu deinen

Diensten, und habe ein Herz Alles für dich zu unternehmen, was ich vermag.

Die Hand, welche solchen Anerbietungen nicht widerstehen konnte, fing an ihre Finger zu bewegen und sich dadurch verständlich zu machen; denn die Fingersprache war in jener alten Zeit sehr bekannt und verständlich.

„Siehe! sprachen die Zeichen der Finger, siehe in diesem Bilde die Angebetete, von welcher mich die Wuth der Eifersucht getrennt hat. Dir ist es aufgehoben, viel für uns zu thun. Aber gehe jetzt sogleich auf die Gallerie und bemerke die Stelle, die von den einfallenden Strahlen der Sonne am meisten vergoldet wird. Suche dort, und du findest mein Kleinod.“

Die Hand hörte auf zu sprechen, wie sehr auch der Prinz wünschte, daß sie fortplaudern möchte. Sie antwortete ihm auf alle seine Fragen nicht mehr.

Da er wohl erachten konnte, es möchte auf eine solche Hand doch viel ankommen, so stellte er sie in ihrer Schale wieder an ihren Ort, verbarg den Korkzieher in die Mauer, an die Stelle, wo er ihn gefunden hatte, und eilte in die Gallerie hinab, um das Weitere zu erfahren.

Als er eintrat, zitterten klirrend die Fensterscheiben. Er sah, daß die Sonnenstrahlen auf das Bild eines jungen Mannes fielen, dessen Schönheit und Hoheit ihn anzogen. Er schob das Gemälde fort, und stellte es an einen andern Platz, fand aber hinter demselben nur ein Gefäß von Ebenholz mit goldenen Leisten, wie es überall an den Wänden der Gallerie sich fand. Er sah aber, um sich Rath's zu erholen, nach den Gemälden der Fensterscheiben, die ihm ja bis hieher Alles angedeutet hatten, und fand, daß er das Gefäß aufschieben müsse. Er versuchte

das; es gelang und er trat in einen Saal von Porphyrr mit schönen Bildsäulen. Der Saal führte zu einer Treppe von Marmorstufen, an den Lehnen mit Gold eingelegt. Als er die Treppe hinauf gestiegen war, kam er wieder in einen Saal, der mit den kostbarsten, hellglänzendsten Sazur ausgelegt war. An den Saal stieß eine Reihe der prachtvollsten Zimmer, in welchen Alles wohl erhalten und mit den herrlichsten Malereien und andern Kostbarkeiten versehen war.

Er kam zuletzt in ein Geheimzimmer, wo er eine Dame auf einem Bette ruhend fand, welche vollkommen dem Gemälde zu gleichen schien, das die abgehauene Hand zwischen den Fingern hielt. Sie schien im Schlummer zu liegen, aber in einem sehr unruhigen, und dem schönen Gesicht waren tiefe Züge eines dauernden Grams eingedrückt.

Mit aufmerksamer und mitleidiger Theilnahme betrachtete unser gutherzige Prinz die Schläferin. Ihre athmende Brust hob sich, und sie fing an im Schlafe zu sprechen, obwohl anfangs sehr unvernünftig. „Denkst du, Grausamer, sagte sie in unterbrochenen Worten, ich würde dich lieben? — Dich? — hast die liebe Hand abgehauen — sie ist dir furchtbar. — — Lieben? Dich? — Nein nimmermehr! — dich! dich! dich! mein theurer Prinz — dich; ja dich wiedersehen!“

Thränen liefen über die Wangen der Schlafenden, indem sie dieß sagte. Während der Prinz sie in seinem Herzen beklagte und ungewiß war, ob er sie aus ihrem traurigen Traum erwecken sollte, erhob sich eine liebliche Musik, wie von einem Chor von Nachtigallen und Grasmücken. Gleich darauf kam, von vielen Singvögeln begleitet, ein Adler geflogen, der überaus groß war und einen goldenen Zweig in seinen Klauen hielt, besetzt mit Rubinen, welche wie Kir-

sehen gestaltet waren. — Unverwandt heftete der Adler seine Augen auf die schlafende Schöne, schwang dann seine Flügel, um auf dieselbe hinzukommen, und in seinen zitternden Schwingen und Federn lag unverkennbar ein Ausdruck voll Sehnsucht, aber eine unsichtbare Gewalt schien ihn zu hindern bis zu derselben hinzugelangen. Er betrachtete sich nun den Prinzen mit scharfem Auge, flog dann auf denselben zu und überreichte ihm den Zweig. Dabei erhoben die Vögel ein fröhliches, aber durchdringendes Singen und Zwitschern.

Der Prinz brachte den Adler, den Zweig und die schlafende Dame in seinen Gedanken in Verbindung, und hatte darüber keinen Zweifel, daß hier ein Zauber walte. Er nahm den Zweig und berührte die schöne Schläferin damit, die in demselben Augenblick erwachte, den eben mit einem traurigen Schrei entstiehenden Adler erblickte und ihm, die Arme nach ihm ausbreitend, nachrief: „Bleib! o mein Geliebter, bleib.“

Er blieb nicht und die Dame wendete sich jetzt zu dem Prinzen. „Ich weiß, was ich dir schuldig bin, sagte sie; dir verdank ichs, daß ich aus einem Schlaf erwacht bin, der schon zweihundert Jahr gedauert hat, und an welchem die verhasste Liebe eines Zaubers Schuld war. Es steht in meiner Macht dir zu vergelten, sage nur, was du wünschst; ich bin eine Fee.“

„Ich bin wenig zu beklagen, antwortete der Prinz, obwohl die Natur ein wenig allzu ungünstig gegen mich gewesen ist. Alles, was ich wünsche, ist, Euch zu dienen, und, wenn ich es vermag, Euch zu Eurem Geliebten zu verhelfen.“

„Großmüthige Seele, sagte sie, du verdienst glücklich zu sein; sei äußerlich so schön, als du es innerlich bist.“ Bei diesen Worten berührte sie ihn mit ihrem Zweig, und in dem Augenblick war er

verwandelt und hundert Meilen weit davon in einen Wald versetzt, der ihm ganz unbekannt war.

Die Wächter des Prinzen waren in der höchsten Noth, als sie des Abends den Prinzen nirgends fanden, denn dem Könige durften sie die Wahrheit nicht wissen lassen. Er hätte sie gewiß, als Mitschuldige an des Prinzen Verschwinden, grausam gestraft. Sie ersannen einen Rath, nahmen den Kleinsten unter ihnen, machten ihm zwei große Buckel, legten ihn in das Bette des Prinzen und benachrichtigten den König, daß derselbe sehr krank sei. Der König sagte bei sich selbst: „Finten sind das! Pisse sind's! Der Patron will nur wieder aus dem Kerker.“ — „Es ist gut,“ sagte er sehr gleichgültig zu dem, welcher diese Nachricht brachte, und entließ ihn.

Während der Prinz im Kerker war, kam die Prinzessin Murrelthier in einer Sänfte, wohl eingepackt, am Hofe Zornrunzels an. Als dieser sie noch viel mißgeschaffener fand, als er gedacht hatte, empfing er sie mit Spott. „Ei, mein schönes Prinzeß Murrelthierchen, sagte er, Ihr habt fürwahr mit Eurer allerliebsten Figur eben Ursach' gehabt, Euch gegen meinen Krummbuckel zu sträuben. Es ist wahr, der Kerl ist häßlicher als ein alter Kater, aber Ihr seid ja tausendmal häßlicher als er.“

„Sie irren sich, gnädiger Herr, antwortete die Prinzessin, wenn Sie Ihre feinen Höflichkeiten für das Mittel halten, Liebe in mir zu Ihrem Prinzen zu erwecken. Ich weiß, wie mich die Natur gemißhandelt hat, eben darum aber sollten Sie, wenn Sie edel wären, meiner schonen. Indessen erklär ich hiemit fest, daß ich eher als Prinzessin Murrelthier sterben, denn als Königin Krummbuckel leben will.“

„Das wäre der Tausend, mein schönes, weißes Kind! sagte der König. Aber damit soll Eure Weisheit nicht loskommen.“

Ich habe mich einmal in den Handel eingelassen, und habe so einige Hoffnung, trotz Eurer Ungnädigkeit ihn auszuführen.“

Es ist Schade, daß wir nicht so ausführlich beschreiben dürfen, mit welchen anmuthig spitzen Worten sich noch beide Theile ein wenig zu prickeln und anzubohren fortführen. — Indessen wurde der König aufgebracht, entfernte sich ohne weiter zu antworten, und ließ die Prinzessin in ihre Zimmer bringen.

Sie wurde bald allgemein von den Hofdamen geliebt, aber sobald diese zu Gunsten des Prinzen Krummbuckels wirken wollten, wurde sie sehr ernst, und brach das Gespräch ab, denn so weise sie war, wollte sie dennoch keinen Gemahl, an dem nichts gut wäre, als blos die Herzensgüte. Das gute Kind fühlte sehr wohl, daß es ein eignes interessantes Ding um eine erträgliche Menschengestalt ist.

So war es eine Zeitlang gegangen; als der König die Nachricht von dem erdichteten Tode seines Prinzen bekam. Jetzt kam er beinahe von Sinnen, nicht weil sein Prinz todt war, sondern weil mit dessen Tode alle Vergrößerungspläne gescheitert waren. Er mußte einen Gegenstand haben, an welchem er seine Wuth auslassen konnte, und er nahm die Prinzessin dazu und ließ sie sogleich, statt des Prinzen, in den Thurm einsperren. Die Arme wußte nicht, warum sie so übel behandelt wurde; sie sprach stark zu ihren Hütterninnen gegen das ihr zugefügte Unrecht, aber Niemand wagte, dem Könige es zu hinterbringen.

Die Prinzessin mußte sich fügen. Zu ihrer Unterhaltung ging sie täglich auf die Galerie, dort die Gemälde zu betrachten. Sie konnte nicht begreifen, warum sie dort überall ihre eigene armselige Figur abgebildet fand, und hielt es für eine rachsüchtige Tücke des Königs, zumal da sie überall auch die Bildnisse einer wunderschönen Schäserin und eines eben so schönen Schäfers auf den Gemälden an-

traf. Sie vermuthete, es sollte die Häßlichkeit ihrer eigenen Ungestalttheit durch den Abstich zu ihrer Kränkung noch auffallender werden, und sie wurde es auch für ihr eigenes Gefühl, ach schmerzlich genug! „Wie glücklich, sagte sie mit Thränen, müssen so schöne Leute sein!“

Sie hatte kaum ihre Augen getrocknet, so sieht sie, nicht ohne Entsetzen, ein altes Weib vor sich stehen, tausendmal häßlicher als sie selbst, zerlumpt gekleidet und mit einem weißgelben Muff versehen.

„Prinzessin, sprach die Alte, ich habe deine Worte gehört und tadle sie nicht. Wie gering ich dir auch scheinen möge, so bin ich doch mächtig genug dich so schön zu machen, als diese Schäferin, und dieser lebenswürdige Schäfer würde dann dein Liebhaber werden. Indeßen könnt ich dir nicht dafür stehen, wie es dann mit deinem Herzen aussehen würde; denn die Schönheit hat schon Viele verdorben. Ich habe bloß deinetwegen diesen Muff mitgebracht. Hauchst du am gelben Ende hinein, so erlangst du Schönheit; am weißen Ende hineingehaucht, wirst du immer tugendhafter und edler.“

„Gib mir den Muff, liebe Alte, sprach die Prinzessin; hier braucht es keines langen Wählens.“ Sie nahm den Muff und hauchte ins weiße Ende hinein. „Wohl dir!“ sprach die Alte und verschwand.

Das Gefühl, nach dem Rechten getrachtet zu haben, beruhigte die Prinzessin, wenn zuweilen das Verlangen nach gefälliger Bildung in ihr zu lebhaft werden wollte. Sie hoffte nichts weiter als Erlösung aus ihrem Kerker, aber sie hoffte vergebens, denn ihr Vater, den sie mit einem großen Kriegsheer zu ihrer Be-

freitung erwartete, wußte nichts von ihrer Einkerkung, weil ihre Briefe an ihn aufgefangen waren.

Sie hatte die Zeit berechnet, wo ihr Vater mit seinem Heere da sein könnte, und stieg mit einer unsäglichen Mühe und mit vielem Ausruhen bis in das oberste Stockwerk des Thurms, wozu sie fast einen halben Tag brauchte. Sie sah zum Fenster hinaus, nach des Vaters Armee, und ersah nichts. Sie ruhte sich aus, und schauete alsdann im Zimmer umher. Sie sah eine Stelle in der Mauer, die ihr erst frisch und schlecht zugestrichen zu sein schien. Sie untersuchte die Stelle und fand den Korkzieher. Sie fragte; „wozu soll der hier?“ — Sie entdeckte den Schrank und das Loch darin; sie öffnete den Schrank mit vieler Mühe; sie durchsuchte denselben, sie fand die im Blute schwimmende Hand, sie entsetzte sich so sehr, daß sie die Schale beinahe hätte fallen lassen. Aber eine feine Stimme rief ihr zu: „Muth! Muth! dein Glück hängt an diesem Abentheurer!“ Sie wußte nicht, woher die Stimme kam, aber sie vertraute derselben. „Was aber soll ich thun?“ sagte sie zweifelnd so vor sich hin. „Nimm die Hand! Nimm die Hand! wisse die Stimme! — Unter dein Bettpfüßlen verbergen; — dem Adler geben, der ans Fenster kommt!“

Mit Grausen zog sie die Hand aus dem Blute, die aber im Augenblick wie eine Wachshand wurde. Sie umwickelte dieselbe mit einem Tuche, und steckte sie in ihren Rock.

Eben kamen ihre Aufwärterinnen, die sie überall im Thurm mit Angst gesucht hatten; nahmen sie mit Freuden und trugen sie die Stufen herab. In den nächsten zwei Tagen ereignete sich nichts; aber in der dritten Nacht schlug beim Schein des Vollmondes ein großer Adler in der Mitternacht ans Fenster. Die Prinzessin öffnete es ihm und reichte ihm die Hand dar, die er in seine Klauen nahm

und damit verschwand. Einen Augenblick darauf stand ein Jüngling vor ihr, in götter Schönheit; sein Diadem von Diamanten funkelte wie ein Gürtel von Sternen um seine Stirne, und sein Ansehn war blendend, als wär er aus einem höheren Reiche der Wesen gekommen; in der Hand hatte er das Bildniß der Dame, die wir schon kennen. „Prinzessin, sagte er, ich danke dir viel, und bin glücklich. Werde auch glücklich!“

Bei diesen Worten berührte er sie mit dem Bildniß der Dame, und sie entschlummerte in Ohnmacht. Als sie erwachte, glaubte sie zu träumen, denn sie fand sich am Ufer eines Baches, und wußte nicht, wie sie dahin gekommen war. Es weiß ja freilich so Mancher nicht, wie er dahin oder dorthin gekommen ist, und denkt denn doch, es müsse so sein. Aber als sie sich im Bache bespiegelte, und sich nun so ganz dem Bilde der Schäferin auf den Glasscheiben ähnlich fand, da wußte sie nicht, ob sie es selbst noch wäre, oder ob ein seltsamer Wahnsinn sie überfallen habe? — Sie war eine Schäferin, und doch war sie eigentlich eine Prinzessin, wie sie gar wohl sich erinnerte. Sie trug, wie die Schäferin im Bilde, einen weißen Anzug vom feinsten Mußelin, mit Brabanter Kanten, die schon zweitausend Jahr vor ihrer Erfindung, heimlich allgemein bekannt waren, und einige strahlende Diamanten hielten den Gürtel besetzt. Sie war eine Prinzessin und eine Schäferin, und, was die Hauptsache war, sie war schön. Ihr Schäferstab war dick vergoldet, wie man sich denken kann, und die Bänder um den Hut waren mit Edelsteinen besetzt, wie sich ebenfalls von selbst versteht, weil es eine Schäferprinzessin war. — Seltsam, daß sich eine am Ufer des Baches weidende Schaafherde bei ihr einfand, sich um sie her lagerte, als hätte sie ihr schon lange angehört, und der hütende Spitzhund, mit Namen Philax, sich vor ihr auf die Hintere

belne niedersezte, und, wedelnden Schwanzes, ein Stücklein Brodt von ihren schönen Händen schmeichelnd erharrte.

„Was bin ich denn nun eigentlich? fragte sie sich selbst. Schäferin oder Prinzessin?“ — Sie wußte sich die Frage nicht zu beantworten. Hirtin zu sein, war so süß; Prinzessin zu sein, war so hoch und erhaben. Prinzessin aber und Hirtin zugleich, war Alles in Allem und in Einem.

Sie wußte nicht einig mit sich zu werden und schlummerte unter dem Schatten eines schönen Baumes in ihren zweifelnden Gedanken ein.

Ziemlich ähnlich war es dem Prinzen gegangen. Er fühlte, daß eine völlige Umwandlung mit ihm vorgegangen war, und er sahe dieselbe mit eigenen Augen, als er an einen klaren, von hohen Erlen umschatteten Teich kam und im Wasser des Teiches seine Gestalt erblickte. Er fand, daß er bis auf die kleinsten Züge dem Schäfer glich, welchen er auf den Fensterscheiben gesehen hatte, bis auf die Kleidung sogar. Selbst eine Heerde Schafe fand sich auch bei ihm ein, so, als ob sie nie einen andern Herrn gehabt hätte, und der treue Hund mit freundlich wedelndem Schwanz fehlte der Heerde auch nicht. Sogar für eine Hütte hatte der Zauber gesorgt, die Alles enthielt, was ein Schäfer zu seinem Glücke verlangen kann. Sie lag am Ende des Waldes in einem blumenreichen, von schönem Silberbach durchschlängelten Thale. An beiden Ufern des Baches standen die Hütten friedlicher Hirten unter Fruchtbäumen.

Bald war der Prinz mit den gutmüthigen Hirten des Thales bekannt, und hatte mit ihnen schon eine Zeitlang gelebt; aber wie schön auch Alles war, dennoch fand er sich sehr einsam und allein.

Als er eine Zeitlang im einsörmigen Hirtenleben zugebracht hatte, kommt er durch Zufall an den Ort, wo die schöne Schäferin

schlummert. Wie ward es ihm, da er sie selbst erblickte, die schon im Wilde sein Herz bewegt hatte. Er zitterte, er kniete neben ihr nieder und war im Anschauen der himmlischen Gestalt versunken. — Sie erwachte und war betroffen, den schönen Schäfer auf den Fenssterscheiben hier lebendig zu sehen. Beide näherten sich bald einander, denn sie waren einander ja schon durch die Gemälde bekannt, und daher liebten sie sich auch einander sehr bald, obwohl Keins in dem Andern etwas Höheres vermuthete, als Schäfer und Schäferin.

Sie erzählten sich, wie oft sie einander gesehen hätten. Da gab es Fragen, da gab es Antworten, da gab es Bewunderung und Erstaunen, und sie wußten nun, wer sie waren, und fühlten, daß sie vom Schicksal für einander bestimmt wären, obwohl sie sich in ihrer vorigen Gestalt so sehr vor einander gegraut hätten.

Sie blieben, was sie jetzt waren, und verlangten nicht in das Leben der vorigen Hoheit zurück. Sie hatten Gesundheit, Unschuld, Frieden und Liebe, und waren glücklich dadurch. Er lehrte die Hirten des Thales Bäume veredeln, esbare Kräuter erziehen und mancherlei Künste mehr, und Sie lehrte die Hirtinnen mancherlei weibliche Künste, die zur Anmuth und Bequemlichkeit des Lebens dienen.

Aus dem Thale, worin sie lebten, stammt das schöne Hirtenleben her, welches späterhin in Arkadien wieder recht aufblühet, und aus diesem Thale dorthin gekommen war.

15. Die Zauberflöte.

Nicht weit von der Hauptstadt des Landes Kohrasan, mitten in einem unendlich großen Walde, lag ein wunderherliches Schloß, welches vor Jahrtausenden ein König der Geister hatte erbauen lassen.

Lange war das Schloß unbewohnt geblieben, jetzt aber wohnte eine mächtige Fee darin, die für grausam und gefährlich ausgesprochen war, weil sie nicht jeden vorwitzigen Narren erlauben wollte, aus bloßer Neugier ihr Schloß auszuspähen, und dann Dinge davon zu erzählen, an welchen kein Wort wahr war.

Der König von Kohrasan hatte einen Prinzen, der Lulu hieß, und ein großer Liebhaber von der Jagd war, die er denn auch in dem großen Walde fast täglich trieb, zumal da des Wildes zu viel war. Er hütete sich aber dem Gebiete der Fee zu nahe zu kommen, denn es war bekannt, daß das selten ganz ungeahndet geschehen durfte. „Man muß Niemand beleidigen, sagte er, aber auch Niemand fürchten, wenn man Frieden haben will.“

Es war eines Tags eine große Jagd im Walde, und Lulu hatte sich vorgenommen, auf kein geringeres Wild zu jagen, als auf einen Tiger, deren es viele im Walde gab. Er ließ daher das kleinere Wild, Luchse und Füchse, ungehindert gehen. Aber jetzt kam ein mächtiger Tiger daher, der eine überaus schöne weiße Gazelle verfolgte. „Da ist mein Wild!“ sagte er, und setzte dem Tiger nach. Dieser konnte die Gazelle nicht erlangen, die ihm durch ihre leichte Behendigkeit mit den künstlichsten Sprüngen und Wendungen immer entging, aber er konnte eben so wenig an den Tiger kommen. Es ging dahin und dorthin, bergauf bergab; er kam in Gegenden, wohin er noch niemals gekommen war, und ehe er sich dessen

versah, fand er sich mitten in dem großen Garten, der das Schloß der Fee umgab. Tiger und Gazelle waren im Gehölze verschwunden.

„Gut! sagte der Prinz, bin ich doch nicht aus Bormis hieher gekommen!“ und wollte eben wieder umkehren, als die blühenden Thorsflügel des Schloßes aufsprangen und die Fee in einem Strahlengewande hervortrat, welches wie Blendspiegel blendete. Aber selbst auch aus ihren Augen gingen Lichtströme aus.

Sie schritt wie eine aufsteigende Morgensonne auf ihn zu. Er aber verbarg die Augen hinter seinen beiden Händen, um nicht zu erblinden, und als er am Rauschen ihres Gewandes ihre Nähe merkte, sagte er: „Zürne nicht, hohe Fee, ich bin nicht durch Schuld des Bormises, sondern des Zufalls in deinem Garten!“

„Ich weiß es, sagte die Fee. Laß deine Augen frei. Aller Lichtglanz ist nur denen gefährlich, deren Herz finster ist, deins aber ist unschuldig und hell; ich kenne dich lange!“

Er schlug seine Augen auf, und eine Frau stand vor ihm voll hoher Würde, voll Güte und Freundlichkeit auf ihrem Angesicht. Das that ihm sehr wohl, wie immer es wohl thut, wo sich Hoheit mit Güte paart.

Sie nahm ihn mit in ihr Schloß, und sagte, sie bedürfe seiner Dienste. Da sprach er, sie möge über seinen Willen und seine Kraft befehlen, er sei recht willig und bereit zu Allem.

„Was ich fordere, sagte sie nun, erfordert nicht Macht und Stärke, aber Klugheit und Geist. Unweit von hier wohnt ein Zauberer, der mir durch einen unglücklichen Zufall einen vergoldeten Fenerstahl entwendete, den ich von deinem und meinem Urstammvater, dem weisen Dschiamschid, ererbt habe, und der mir über das ganze Reich der Geister eine unbeschränkte Gewalt ertheilte. Ich kann

ihn nur durch einen Jüngling wieder erhalten, der noch im Herzen ganz rein und schuldlos ist, wie du, und ich vertraue dir.“

Der Zauberer, zu dem ich dich sende, ist eben kein großer Geist, aber doch wachsam, weil er sehr argwöhnisch ist, einer Jungfrau wegen, die er geraubt hat und eingesperrt hält. In deiner natürlichen Gestalt würde er dir nimmermehr trauen. Hier! nimm diesen Ring, der dir jede Gestalt gibt, die du wünschest; du wirst ein Greis oder ein Jüngling, je nachdem du seinen Diamant ein oder auswärts drehst; und wenn du in Gefahr solltest kommen, so wirf ihn in die Höhe, dann bin ich im Augenblicke bei dir. Nimm auch diese Flöte. Du kannst alle Leidenschaften damit hervorrufen und besänftigen, und Liebe und Zorn erregen und stillen. Die Anwendung von beiden Stücken überlaß ich deiner Klugheit. Sei vorsichtig. Das Beste, was ich besitze, sei dein Lohn!“

Sie führte ihn in ihrem Wolkenwagen so weit, daß sie ihm das Schloß des Zauberers zeigen konnte, durfte ihn aber nur bis hinter eine Bergspitze bringen, um von dem Zauberer nicht entdeckt zu werden.

Ein Paradies lag zu seinen Füßen, als er die Bergspitze erstiegen hatte. Durch liebliche Blumenauw floß ein silberheller Strom in tanzend schlängelnden Windungen, mit welchen er liebliche Inseln einschloß. Jetzt stürzte er über Gestein rauschend hinab, jetzt zog er still und ruhig dahin. Hügel mit Fruchtbäumen, Lustwäldern und wildes Gezäus schmückten die Aue, und bewachsene Anhöhen stiegen immer höher, bis sie sich an einen dichten Wald angeschlossen, welcher das Thal von allen Seiten umgab. Auf einer Anhöhe in der Mitte des Thales stand ein Schloß, welches wie hellpolirter Stahl schimmerte.

Dies war das Schloß des Zauberers, zu welchem Lulu hinschritt, nachdem er durch den mit dem Diamant einwärts gedrehten Ring sich zum Greise mit einem Eisbarte verwandelt hatte.

Als er an das Schloß kam, war nirgends ein Eingang. Es schien ein einziger ungeheurer Thurm, der auf einem hohen und steilen Steinfelsen stand, auf welchen hinauf zu kommen ohne Flügel unmöglich schien.

Lulu setzte sich unter einen Baum, in einem schattigen Orangenhain und blies auf seiner Flöte, und die Flöte gab Töne, wie er sie noch niemals gehört hatte und die sein Innerstes bewegten tief und wundersam. Blies er sanft, so war es, als spräche lächelnd der Abendwind mit den Blättern der Baumgipfel, oder als seufzten die Nachtigallen unter den Bäumen, oder als sänge eine Mutter dem Kinde ein leises Wiegenlied. Hauchte er stärker, so hallten gewaltige Ebdre von den Bergen mit rauschenden Winden und brausenden Fluten, und der Donner rollte in lauten Schlägen darunter.

Lulu erkannte nun die geheimen Kräfte der Flöte und sahe, wie mannichfaltige Anwendung sie zuließ. Er blies ein trauerndes Klagelied und es war, als ob ihm die Bäume und Wälder, und die Hügel und Thäler und Rehe und Hirsche und alles Geflügel zuhörten. Aber im Schloße wollte sich Niemand regen. Da stieß er ein paar mal heftig in seine Flöte und das Wild floh erschrocken in den Wald, und das Schloß schien zu erbeben.

Der Zauberer war dadurch im Schlafe erschreckt, sahe zum Fenster hinaus und rief hinab: „Was dudelst du hier unter meinem Fenster, du Dudeldei, und störst meinen Schlaf? Such dir einen andern Platz, oder ich will dir einen anweisen!“

Lulu that nicht, als ob er ihn höre, sondern spielte ein lustiges, liebliches Stück, trillernd und hüpfend, als sollt es zum Tanz gehen. Der Zauberer spitzte die Ohren und öffnete den Mund, als wollte er die Töne verschlingen. „Der alte Eisbart, versteht seine

Sache," sagte er; und ich muß ihn doch sehen. Er legte seinen Morzgenrock an, schlich durch ein Hinterpförtchen aus dem Schloße, und stand auf einmal vor dem Spielmann.

Lulu erschrak fast vor dem rauchhaarigen Riesen mit Wurstklippen, Hängebacken und weitem Schlappbauche, der mit kleinen Schweinsaugen ihn anblinzelte, die tief im rothhaarigen Kopse lagen.

„Du pfeifst gar hübsch, alter Eisbart, will ich dir sagen; denn ich verstehe Etwas von deiner Sache, das kannst du mir glauben.“

„Ei, antwortete Lulu, das will ich Euch denn wohl glauben, denn Ihr seid ja ein stattlicher Herr, der gewiß weit in der Welt umher gewesen ist, wo man so Etwas schon lernt. Euch glaub ichs, aber mir selbst freilich hätte ichs nimmermehr geglaubt!“

„Höre! sagte der Zauberer, willst du Dienst bei mir haben, und mein Spielmann werden?“

„Nein, Herr! ich diene Niemand, antwortete Lulu; der Spielmann und der Sänger müssen frei sein, wie die Vögelein Gottes unter dem Himmel, sonst werden Klang und Stimmen heiser. Auf hohen Befehl spielt's und singt's sich nicht gut!“

„Bist ein närrischer Kauz, bei meiner Treu! lachte der Zauberer; aber trage nur die Nase nicht gar zu hoch; man will ja doch leben!“

„Zu leben find ich überall, sprach Lulu, denn wo ich hin komme und wo mein Spiel gefällt, da hab ich Alles volkauf. Ich könnte schon Schätze gesammelt haben, aber was mach ich damit? Hab ich Kleid und Speise und einen Becher guten Wein, so hab ich, was ich brauche; und wo ich mit meinem Spiel eine frohe Stunde kann machen, da bin ich recht willig und bereit,

und habe meine Freude daran. Für Geld aber ist meine Kunst viel zu hoch!"

„Nun, das heißt das Maul voll nehmen;" sagte der riesige Mann.

„Gar nicht! erwiderte der alte Spielmann. Ich mache die Traurigen fröhlich, und tröste sie; ich erzeuge Mitleid und Thränen; ich besänftige den Zorn der Frauen, erzeuge Liebe, mache zärtlich, empfindsam, und noch vieles Andere mehr, Alles durch Macht und Gewalt meiner Töne."

„Nun, das heiß ich aufschneiden!" sagte der Zauberer, aber Lulu stellte sich sehr beleidigt, steckte seine Flöte ein und schien fortgehn zu wollen.

Der Zauberer hielt ihn beim Arm, und sagte, er möge doch Spaß verstehen; fragte ihn, wer er sei? und woher er sei? und als er vernommen, der Spielmann sei als eine verlassene Waise von einem Derrwisch aufgenommen, der hab ihm das Spiel gelehrt, und diese Flöte geschenkt, mit welcher er die Welt durchzogen, da mochte der Zauberer denken, er sei sicher bei diesem Alten, und kam mit dem Antrage hervor, mit in sein Schloß zu gehen, und ein störriges Ding von Jungfrau, das ihn nicht heirathen wollte, ihm mit seiner Flöte geneigt zu machen.

„Herr, sagte Lulu, Ihr fordert grade das Schwerste von mir, das mir gar oft wohl auch gelungen ist, aber nicht allemal. Inzwischen will ich es Euch zur Liebe versuchen; aber nach einigen Stunden muß ich weiter ziehn!

„Du darfst aber nicht mit meiner Frau sprechen, sagte der Zauberer."

„Sehr wohl, erwiderte Lulu entrüstet; was geht mich denn seine Frau und seine Burg an? Geh der Herr hinein und pfeife

seiner Frau so viel süße Worte vor, als dem Herrn beliebt. Ich aber ziehe meines Weges.“

Kurz: Lulu ging, nach manchem Hin und Herreden, mit ins Schloß. Der Zauberer schlug an den Felsen von Stahl, und es öffneten sich zwei Thorflügel, deren Fugen zuvor das schärfste Auge nicht bemerkt hätte, und schlossen sich von selbst wieder zu, als sie hinein waren.

Es ging eine dunkle Wendeltreppe hinauf, dann durch einen finstern Gang, dann durch viele verschlossene Thüren und endlich in einen geräumigen Saal, der sein Licht von einem einzigen Fenster empfing, das mit starken Eisenstäben vergittert war.

Hier saßen neun zarte weißgekleidete Jungfrauen und spannen an elfenbeinernen Rädern, und die zehnte stand an einem Tisch mit goldener Weise und weiße ab, was die andern gesponnen hatten. Ein dickbauchiger, breitmauliger Zwerg war Aufseher, und welche der Jungfrauen nicht fein oder nicht fleißig spann, der gab er mit seiner Gerte einen Hieb auf die Finger.

„Setz dich dort in dem Winkel, Alter, sagte der Zauberer. Diese hier sind meine Trostköpfe, die immer harteirriger werden, je strenger ich bin. Aber wir wollen schon sehen, wer es am längsten wird aushalten. Die Spulen sollen von heut an täglich größer und die Weise immer schwerer werden, und ehe nicht die Spulen voll gesponnen und die Weise abgeweist ist, gibt es keine Mahlzeit und keinen Schlaf. — Nun spiel auf, Alter; die Mädchen haben lange nicht getanzt.“

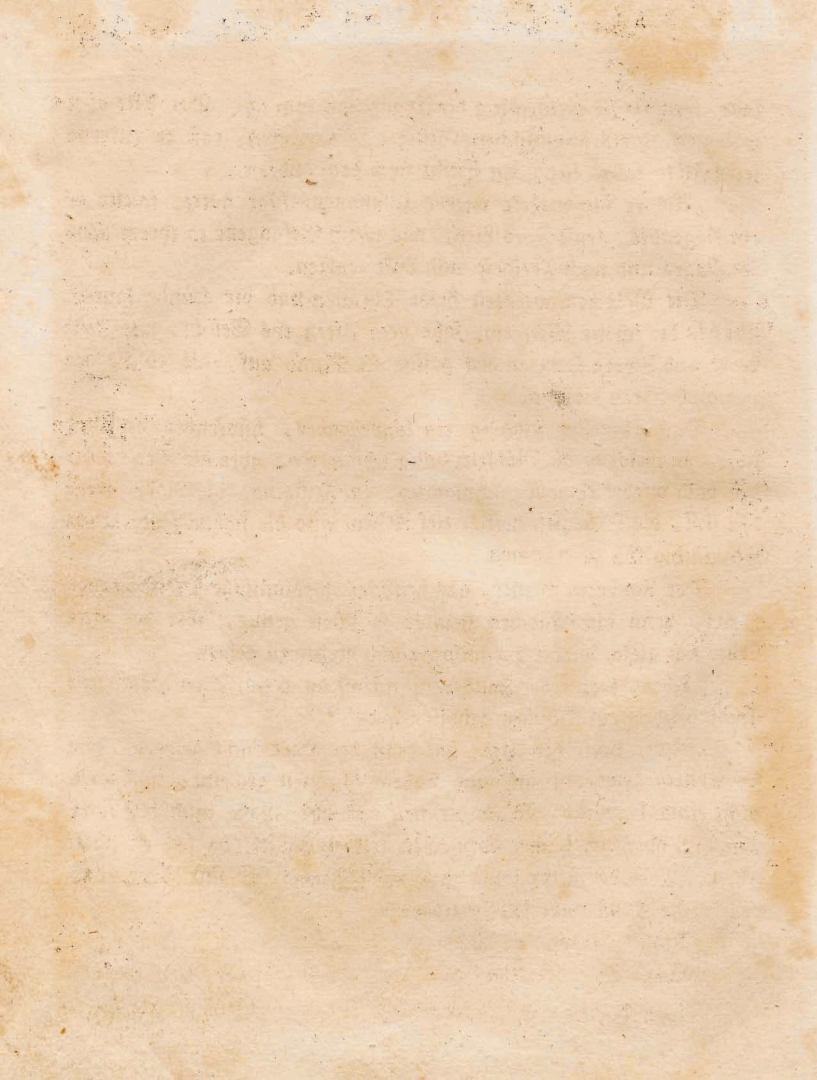
„Die armen Mädchen seufzten und einige Thränen fielen heimlich aus den Augen, aber die Schönste unter Allen, die Weiserin, gab dem Zauberer einen verachtenden Seitenblick und sahe nach dem Spielmann, und da sie einen ziemlich zusammengewürsteten Alten



J. H. Kramberg inv. del.

M. J. J. J.

Die Zauberflöte.



sah, wendete sie gleichgültig die Augen von ihm ab. Der Alte aber war von ihrem himmlischen Gesichte so betroffen, daß er zitternd seine Flöte fallen ließ, ein Stück nach dem andern.

„Als er die Stücke wieder zusammengefügt hatte, spielte er ein klagendes, seufzendes Lied, wie wenn Gefangene in ihrem Kerker klagen und nach Freiheit und Lust seufzen.

Die Mädchen weinten heiße Thränen und die Hände sanken. Sidi, die schöne Weiserin, sah dem Alten ins Gesicht, und Zauberer und Zwerg sperrten den gaffenden Mund auf, als ob sie das mit auch hören wollten.

Das Klagelied ging in ein schwebendes, hüpfendes Tanzlied über, zu welchem die Mädlein lustig schnurrten; aber die Töne wurden bald wieder klagend, schmachrend und seufzend, die Räder standen still, die Mädchen holten tief Athem und die schöne Sidi schien wehmüthig süß zu träumen.

Der Zauberer meinte, das heulige, wehmüthige Pfeifen tauge nichts, denn die Mädchen heulten so schon genug, aber der Alte stellte sich gleich wieder zornmüthig und drohte zu gehen.

„Aber, fragte der Zauberer, meinst du denn, Alter, daß dein Pfeifen schon ein Bißchen geholfen habe?“

„Nun, sagte der Alte; hat denn der Herr nicht gesehen, wie sie traurig geworden sind und haben Thränen geweint, und weiß nicht einmal, welch ein gut Zeichen das ist? Laß mich der Herr noch drei oder vier solcher Stückchen gespielt haben, da soll er schon sehen. Aber der Herr sollte auch selbst Etwas für sich thun, und mir meine Kunst nicht selbst verderben.

„Nun?“ fragte der Zauberer.

„Was? fuhr der Alte fort; der Herr will in der Welt gewesen sein, und geht hier vor der Mädchen Augen in seinem Nachtkittel

umher. Da mag er ihnen ja freilich gar wunderschön gefallen! Zieh der Herr sich besser an, leg er den reichsten Schmuck an, und sodann plag er die armen Dinger nicht durch die Hiebe seines dicken Zwerges und durch allzuvieler Arbeit. Denkt er denn, die Liebe der Jungfrau durch Martern zu gewinnen?"

„Hör, Alter, sagte der Zauberer, indem er ihm auf die Achsel klopfte, du bist mir ein Schlaukopf. Was die Kleidung betrifft, darin hast du fürwahr recht, und der Zwerg soll mich ankleiden. Spiele ihnen indeßen noch ein Paar hübsche Stückchen.“

Damit gingen Zauberer und Zwerg aus dem Saal.

Sie waren kaum heraus, als die Jungfrauen zu flüstern anfangen, aber ohne im Spinnen aufzuhören, denn das Tageswerk wollte gethan sein.

Jetzt drehete Lulu seinen Ring und stellte sich, ein schöner goldlockiger Jüngling, vor Sidi hin, die heftig erschrock. „Keine Furcht! schöne Sidi, flüsterte der Jüngling. Ich bin der Sohn des Königs von Kohrasan, und eine Fee sendet mich zu Eurer Aller Befreiung. Nur sage mir, wo der Goldstahl ist, auf welchem so viel ankommt.“

„O Jüngling, rief Sidi erblaßt, verbirg dich eilends! fliehe, du bist verloren, wenn dich der Zauberer entdeckt, und keine Wache wird dich vor seinen Geistern beschützen, und den Geisterstahl wirst du niemals erlangen, denn er trägt ihn in seinem Busen bei Tag und Nacht, läßt selbst bei Tage sich von seinen starken Geistern in dem obersten Gipfel des Thurmes bewachen, und sogar sein Liebling, der Zwerg, weiß nicht, wo er schläft. O fliehe! fliehe!“

Lulu nahm Sidi bei der Hand und sagte: „Wie könnt ich fliehen, da ich deiner Befreiung wegen hergekommen bin, und dich nun auch selbst gesehen habe. Wie könnt ich? — Etke, schöne Sidi, wenn du noch Etwas von dem Stahle weißt, es mir zu ent-

decken. Der Zauberer kleidet sich prächtig an, um dir zu gefallen, und wird bald wieder da sein. Ich habe dich durch mein Spiel ihm sollen geneigter machen; stelle dich doch, als ob du es ein wenig geworden wärest, damit er Vertrauen zu meinem Spiel gewinne, welches vielleicht meinem Vorhaben sehr dienlich werden kann."

Lulu wollte weiter sprechen, aber eine Spinnerin, die vor dem Saale gelauscht hatte, kam schnell herein und rief: „Er kommt.“ Da waren sie allesammt sogleich bei ihrer Arbeit, Lulu aber als Greis wieder in seinem Winkel, wo er so heimlich pffif, daß man es vor der Saalthüre vor den schnurrenden Rädern kaum hören konnte.

Der Zauberer wollte beim Eintritt schon murren, als er das liebliche, leise Flüstern und Lispeln der Flöte hörte, das ihm gefiel. Er hatte sich durch seine Geister so reich schmücken lassen, daß er die Kostbarkeiten an Stoffen, Perlen und Diamanten kaum tragen konnte.

„Hat deine Kunst Etwas geholfen?“ fragt er den Spielmann? Das mein ich gewiß, antwortete dieser; aber freilich werden sie über Eure Strenge wohl noch ein wenig maulen; gebt ihnen jedoch nur ein Mal, oder ein kleines Fest, so werden sie ihren Unwillen auch bald vergessen."

Der Zauberer wollte doch sehen, was das Spiel geholfen hätte, und näherte sich der Weiserin mit süßen Gehehrden.

„Zürnst du noch auf mich, liebe Kleine? sagte er, mit einer Stimme, die er so süß machte, als er nur konnte. Hast du mich vergessen?"

Er würde eine schlimme Antwort erhalten haben, aber Lulu nahm seine Flöte unter den Arm, drehete seinen Ring, stellte sich hinter Zauberer und Zwerg, und sahe als schöner Jüngling hin-

tend die Jungfrau an, die nun erdthend und mit ängstlicher Scham die Augen niederschlug. Das hielt der Zauberer für ein sehr gutes Zeichen, und das war es auch wohl, aber nur freilich für ihn nicht.

„Ja, du zürst nicht mehr! sagte der Zauberer, du sahst, wie treu ich dich liebe; willst du mir denn auch nun ein wenig gut sein?“

Lulu hatte indeß die rechte Hand auf sein Herz gelegt, und blickte sehnstchtig die Jungfrau an. Diese aber sagte: „Wenn ich dich nun lieb hätte, würdest du mich und meine Jungfrauen von der Sklavenarbeit befreien?“ Das versicherte der Zauberer mit theuren Schwüren, Lulu aber breitete die Arme gen Himmel aus.

„Beweise mir deine Liebe durch Thaten, sagte Sidi zum Zauberer, blicke aber dabei verstohlen auf Lulu, du wirst ja dann sehen, ob ich dich lieben werde.

Das war dem Zauberer ein köstliches Wort, und er wollte in seinem Entzücken die Jungfrau umarmen. Da drehete Lulu schnell seinen Ring und stieß so heftig in die Flöte, daß das Schloß erbebt, die Thüren erzitterten und die Fenster klirrten. Der Zauberer fuhr erschrocken zurück und die Mädchen erhoben ein Angstgeschrei. Selbst Lulu erschreckt, lockte aber sogleich schmeichelnde besänftigende Töne aus der Flöte hervor. Das war sein Glück, denn der Zauberer hatte schon die Hand ans Schwerdt gelegt und rief grimmig: „du alter Gaudieb, was bläsest du so gräßlich? Nimm deine Kehle in acht, das will ich dir rathen!

Lulu entschuldigte sich, er habe unversehens einen falschen Griff gethan, den die Flöte nicht ertrüge, ohne laut aufzukreischen, der Zauberer aber rieth ihm, sich vor den falschen Griffen zu hüten.

Sidi hat den Zauberer schmeichelnd dem Alten zu verzeihen, der ja so viel schönes geblasen habe; die Flöte möge wohl ein wun-

derliches empfindliches Ding sein. Dabei klopfte sie ihm sanft die Wangen.

Der Zauberer kam darüber außer sich, und wollte gleich Hochzeitmahl halten, wie sehr Sidi auch bat, nur noch einige Tage zu warten, damit sie sich erst erholen und vorbereiten könne, aber er meinte, das sei nur jungfräuliche Verstellung, denn sie blühe ja wie eine Rose, und die Neuglein blinkten wie Sterne.

Er hörte weiter auf keine Einreden, sondern schlug mit dem Stahl Feuer. Funken sprühten daraus zahllos hervor, und die Funken verwandelten sich in eben so viel Geister, in Schützen mit blinkenden Waffen, die den Meister umringten.

Dieser sprach: „Die Hälfte von Euch durchstreife die Gegend rings umher. Alles werde durchsucht; gebt Nachricht! die andere Hälfte besetze das Schloß von Innen und Außen. Fort!“

Die Schützen verschwanden sogleich; der Stahl sprühte noch einmal Funken, und es kamen eine Menge Sklaven und Sklavinnen, reich gekleidet. Der Zauberer befahl: „Räumt auf; schaffet der Braut die reichsten Kleider und den kostbarsten Schmuck und sorgt für ein köstliches Mahl!“

Im Augenblicke waren Weise und Räder verschwunden, große helle Fenster wurden in den Mauern sichtbar, und eine Tafel von Elfenbein erhob sich in der Mitte des Saales. Die schöne Sidi seufzte schwer. Sie sah, welch ein trauriges Loos sie sich durch ihre verstellte Freundlichkeit gegen den Zauberer bereitet hatte. Wo sollte sie Rettung finden?

Sie stand in traurigen Gedanken, als die Sklavinnen sie abholten, um sie zum Feste zu schmücken; der Zauberer aber zog den Alten bei Seite und sagte: „Hör, Alter! deine Kunst ist freilich nicht unrecht. Sidi zürnt nicht mehr, und zeigt eben keinen Widers

wissen, aber liebreich ist sie doch auch noch nicht. Ich dachte, du spieltest bei der Mahlzeit noch ein Paar sanfte Stückchen, die ihr das Herz zurecht setzen.“

„Nun, antwortete der Alte, das hab ich ja vorher schon gemeint und will es recht gern thun.“

„Ich bin dir vielen Dank schuldig, sagte der Zauberer, und wenn Alles gut abgegangen ist, will ich dich lohnen. Sprich, was verlangst du?“

„Es scheint, erwiederte der Spielmann, Ihr habt ein etwas schwaches Gedächtniß. Ich meine, Ihr wüßtet es schon, daß ich für meine Kunst nichts nehme als eine gute Bewirthung.“

„Ja, sprach der Zauberer, es ist wahr, das hast du gesagt, und das soll dir auch werden. So bald meine Braut so ist, wie ich es wünsche, wird für dich und meinen Zwerg besonders gedeckt, und wenn du gezeßen hast, wird dich einer meiner Schützen über das Gebirge begleiten.“

„Nun, fürwahr, sprach der Alte, Ihr seid doch ein grundedelmüthiger Mann. Nachdem ich Euch mit meiner Kunst gefällig gewesen bin, wollt Ihr, da die Sonne schon sinkt, so gefällig sein, mich unter freiem Himmel übernachten zu lassen, wahrscheinlich weil Ihr denkt, so eine alte Natur ist gegen Schnupfen und Erkältung abgehärtet und so stählern als Euer Schloß. Ich merke, daß Ihr ein vornehmer Herr seid. Gott erhalte Euch bei Eurem hochvernehmen Zartgefühl.“

Hiermit steckte er seine Flöte ein, griff nach seinem Wanderstabe und wollte gehen. Der Zauberer wurde unruhig, daß seine Braut so lange blieb. Das böse Gewissen fürchtet überall Gefahr, und obwohl er seine Geisterschützen ums Schloß gestellt hatte, und wußte,

daß keine Mücke herein oder heraus konnte, ward ihm doch unheimlich.

„Bleib!“ sprach er zum Alten und ging der Braut nach; aber zu den Schützen, die im Saale geblieben waren, sprach er: „Laßt, bei harter Züchtigung, den alten Burschen hier nicht aus dem Saal!“ — „Und du, fuhr er den Alten an, thust du nicht, was ich eben dir befohlen habe, so laß ich einen Eichbaum spalten und dich hineinklemmen, und du sollst darin bleiben, bis dir Geier und Raben Herz und Leber ausgefressen und Ohren und Augen ausgehackt haben.“

„Hoh! hoh!“ sagte der Spielmann, indem der Unhold ging, aber es war ihm nicht wohl ums Herz, indem er es sagte. Indessen wollte er doch auch wissen, wo die schöne Sidi sei, zu welcher sein Herz ihn beim ersten Blick hingezogen hatte. Er setzte seine Flöte an und lockte lustige, schwirrende und trillernde Töne aus ihr hervor. Die Geisterschützen und Sklaven sahen ihn staunend an; er aber war darüber der Saalthüre immer einige Schritte näher und näher gekommen, und jetzt wollte er unbemerkt hinaus. Da erfaßte ihn der garstige Zwerg mit einem Zetergeschrei beim Rockzipfel und wollte ihn halten. Lulu wollte sich nicht mit Gewalt losreißen, weil er Lärm befürchtete. So blies er denn ein Liedchen, welches neckend und doch auch zornig war, wo es schäkerte und scherzte, und wiederum sumimte, knurrte und brummte, und endlich Alles böse und beißig wurde.

Da knirschten die Schützen und Sklaven mit den Zähnen, und ballten die drohenden Fäuste gegen den Zwerg. Der aber wurde auch tückisch, schalt die Schützen und Sklaven mit grimmiger Gebehrde, daß sie den alten Spielmann nicht zurück gehalten hätten, und drohete ihnen mit der Gerte, womit er sie auf Befehl des Zau-

Verers oft hatte züchtigen müssen. Da wurden sie noch wilder, fuhrren über den Zwerg her, stießen ihn und schleuderten ihn wie einen Ball aus einer Hand in die andere. Jetzt schwebte er an diesem, jetzt an jenem Ende des Saales; jetzt an der Decke, jetzt an dem Boden; jetzt wirbelnd im Kreise umher, und das so blickschnell, daß ihm der Athem entging.

Während die Geister mit dem Zwerge ihr grimmiges Ballspiel trieben, schlich Lulu dem Zauberer nach, und kam durch mancherlei Gänge an ein Zimmer, dessen Thür ein wenig aufklaffte und worin gesprochen wurde. Es war die Stimme des Zauberers welche sagte: „Liebe Barsine, sei ruhig; ich habe den Feuerstahl durch dich; das soll dir nie vergessen werden. Wie grausam würde sich die Fee an uns beiden rächen, käme der Stahl, den du ihr raubtest, wieder in ihre Hände. Laß mich nur erst ihre Tochter, die Sidi, geheirathet haben, dann sind wir sicher, und will sie dann mir weh thun, trifft es ihre Tochter ja mit. Dann will ich deine Treue vergelten, und dein Sohn Barla (der war sein Zwerg) soll der Erbe meiner Macht und Wissenschaft werden. — Jetzt muß ich fort, und vor allen Dingen erst erforschen, was die Fee etwa im Schilde führt.“

Lulu lief zurück, der Zauberer aber stieg auf die Sinne seiner Burg mit einem Sechrohr und sahe nach dem Waldschloß der Fee. Die saß mit einigen Feen und Königinnen lachend und scherzend bei Tafel. „Vor der bin ich jetzt wohl sicher,“ sagte er und stieg von der Sinne hinab. Er konnte aber nicht sehen, daß die Fee in ihrem großen Spiegel Alles wahrnahm, was auf seiner Stahlburg vorging. In diesem Spiegel sahe Niemand etwas Besonderes, als nur sie allein. Eben hatte sie das lustige Ballspiel der Geister mit dem Zwerge gesehen und heimlich darüber gelächelt.

Als Lulu in den Saal zurück kam, spielten die Geister noch Fangball mit dem Zwerge. Lulu besänftigte sie durch ein Paar Töne und sie warfen ihn in den Winkel eines Sofas, wo er athemlos keuchte.

Jetzt traten der Zauberer von der einen Seite, und die Prinzessin im Wunderglanze ihrer Schönheit und ihrer Kleidung von der andern Seite in den Saal. Die Schützen standen in Ordnung, und Lulu war in seinem Winkel. Der Zwerg hatte sich vom Sofa erhoben und machte dem Alten ein grimmisches Gesicht, die Schützen aber hieb er mit seiner Gerte auf die Hände.

Der Spielmann, der die Jungfrau in ihrer Schönheit aber auch in ihren Thränen sahe, sann und sann, wie er dem bösen Zauberer seine Beute entwinden wollte. Er hatte viel Rath, aber keiner ließ sich ausführen, und so sann er immer wieder auf neuen Rath, der aber auch nichts taugte. Er wollte fast verzweifeln. Das würde er wohl unterlassen haben, hätte er bedacht, daß da und dort sie zu Dutzenden beisammen saßen um Rath zu ersinnen, und finden nichts als Unrath.

Der Zauberer trat zu seiner weinenden Braut. „Was weinst du, hold Liebchen, sprach er. Hab nur Geduld, du sollst dich noch recht freuen.“ Er führte sie zur Tafel, und ihre Jungfrauen saßen zu beiden Seiten. Die Geister trugen auf, der Zwerg war der Mundschenk.

„Nun, Alter spiele! so was, wie meine Braut gern hört, so — so recht sanft und beweglich; das höre ich auch gern.“

Sidi hatte eben den Alten innig angeblickt, und er spielte, spielte so wundersam froh und entzückt, heiter und selig, und so keltisam unaussprechlich, und doch wieder für Sidi so verständlich,

als wären die Töne Worte, und wollten ihr sagen: „Freue dich, Holde! du bist gerettet!“

Seine Töne setzten die aufwartenden Geister und Sidis Jungfrauen in Bewegung und sie schwebten, hüpfen und tanzten nach dem Lusthauch der Flöte, als wären sie selbst lauter Lust. Alle waren begeistert und der Zauberer, der ohnedieß einen Becher nach dem andern getrunken hatte, schien seinen Argwohn verloren zu haben; aber der Zwerg, dem noch alle Ribben weh thaten, war sehr übellunig und suchte den Alten der Flöte zu berauben, welcher er das Ribbenweh verdankte.

„Lieber Herr, sprach schmeichelnd der Zwerg, hätt ich die Flöte des Alten, so könnt ich dir alle Abend ein hübsches Liedchen blasen; ich möchte, ich wollte die Griffe bald lernen, wenn sie mir einer von deinen Geistern zeigte. Dann hättest du den wunderlichen Alten nicht nöthig, der dich vorhin so häßlich erschreckte.“

„Et, du feiner Bursche, rief der Zauberer, das ist ein prächtiger Einfall!“ „Hast du es gehört, Alter, rief er dem Spielmann zu, du sollst deine Pseife meinem Knaben geben, der wird sie bald blasen lernen.“

„Et, antworte Lulu, das will ich gern glauben; nur daß ich denn nicht wüßte, wie ich mich durch die Welt bringen sollte, und müßte noch auf meine alten Tage verhungern.“

„Kannst ja deinen prächtigen Fingerring mit dem Diamant verkaufen, sagte der Zwerg glücklich.“ — Sorgfältig hatte ihn Lulu zu verbergen gesucht, aber der Zwerg hatte denselben entdeckt, als sich Lulu in der Salthür von ihm losreißen wollte.

„Was? rief der Zauberer; einen Ring hast du? den hab ich ja gar nicht gesehen. Zeig ihn doch einmal! Wo hast du ihn her?“

Jetzt war der Alte in großer Noth. Wenn die Flöte nicht noch eine besondere Kraft hat, dachte er, so bleibt mir nichts übrig, als den Ring in die Höhe zu werfen.

Er trat, gleichsam als wär er aufgebracht, dem Zauberer einige Schritte entgegen: „Das heißt doch Gastfreiheit! Ich diene dem Herrn aufs beste bei seiner Braut, zum Dank soll ich ihm noch meine Flöte, meine Erhalterin, da lassen. Ob denn der Herr nicht ein Bißchen Schaum mehr hat? — Nun! gegen seine Geister kann ich nicht streiten. Ich blase mir noch ein Stückchen, das letzte, und dann fahre wohl, du treue, liebe Gefährtin. — Ihm, Herr, wirds aber nicht zum Seegen gedeihen.“

Er sahe die Flöte wehmüthig an, er seufzte, er setzte sie an die Lippen. Sidi war in der höchsten Angst.

Es war das süßeste Wiegenlied, was Lulu seiner Flöte entlockte; es war wie ein leises Hin- und Herschaukeln, ein sanftes Lullen, ein mildes Wehen zartes Lusthauchs. Alles wurde still und stumm, die Augen fielen zu; die Köpfe nickten; die Gäste lehnten sich an ihre Sitze, die Schützen waren mit dem Gewehr im Arm und die Sklaven mit den Schüsseln auf den Händen wie versteinert, und Alles lag zuletzt in dem allerfestesten Schläfe, der Zauberer am meisten, der sehr viel Wein getrunken hatte.

Lulu küßte dankbar seine Flöte, trat zu dem Zauberer hin und zog ihm leise den Stahl aus dem Busen, der in einer ledernen Tasche steckte. Indem er den Stahl untersuchte und unversehens eine Stahlfeder berührte, erwachten die Geister, sahen sich verwundernd an und machten gegen Lulu so behmüthige Gebärden, als ob sie seine Befehle erwarteten. — Indem er sich besann, was er mit dem Unhold anfangen sollte, regte sich Sidi im Schlummer. Er drehete seinen Ring und weckte sie ganz auf. „Du bist erlöst,

schönes Mädchen, rief er entzückt. Siehe den Geisterstahl in meiner Hand!"

Sidi sank ihm dankbar in die Arme, und beide hielten sich lange und schweigend umschloßen.

„Bring mich nun zu meiner Mutter!“ bat Sidi. Sie soll die meine Befreiung verdanken, denn sie ist mächtig und gütig; es ist die Fee Perine.“

„O wie glücklich! rief Lulu; Sie eben ist es, die mich hieher gesendet hat, und hat mir Flöte und Ring gegeben, und eine schöne, schöne Verheißung obendrein. Nun verstehe ich Alles.“

Sidi erzählte nun, wie sie hieher gekommen. „Mein Vater war der König Sabalein von Kaschmir, der seiner Weisheit und Tugend wegen im ganzen Morgenlande berühmte war. Meine Mutter schätzte ihn sehr hoch und nahm ihn zum Gemahl.“

„In den ersten Wochen ihres Glücks hatte meine Mutter den Geisterstahl nicht mit sonstiger Sorgfalt bewacht. Der tückische Zauberer dort hatte dem Stahl schon lange nachgetrachtet und die Varfine, eine Sklavin meiner Mutter beredet, ihr denselben zu entwenden. So gerieth er in seine Hände, da er ihn aber nicht recht zu gebrauchen verstand, so singen die mächtigsten Feen und Geister viel Unfug an, und es entstanden Kriege und Empörungen und verderbliche Zeiten. Da zog sich meine Mutter im tiefen Gram in ihr Waldschloß zurück.“

„Als ich 14 Jahr alt war, erzählte mir meine Mutter die Geschichte ihres Verlustes. Der Zauberer, sagte sie, sei immer in Furcht, er möchte wieder um den Stahl kommen, und sie könnte ihn dann etwa züchtigen. Er werde daher gewiß Alles anwenden, mich in seine Gewalt zu bekommen. Ich sei nur innerhalb des Schloß-

gartens sicher, dessen Grenzen zu übertreten sie mir deshalb verbot.“

„Eines Abends ging ich mit meinen Jungfrauen im Garten lustwandeln. Einige Schritte vor uns hüpfte ein Rabe, der sich wenig um uns kümmerte. Er flatterte von einem Blumenbeete zum andern, wühlte mit dem Schnabel in dem Boden, zerpickte meine schönsten Blumen, biß sie an den Stielen ab, oder trat sie mit den Füßen nieder. Wir scheuchten den Unverschämten, wir warfen mit kleinen Steinen nach ihm; dann flatterte er schreiend weiter und fing seinen Unfug von neuem an. Unvermerkt gefiel uns das kindische Spiel. Wir liefen ihm nach, wir warfen nach ihm. So kamen wir in der Dämmerung unvermerkt über die Rasengrenze des Gartens. Ach unglückliche Unvorsichtigkeit, durch welche die Mutter den Stahl und ich die Freiheit verlor! — Es war zu spät, als ich den Irrthum bemerkte, und eiligst zurückfliehen wollte. Der Zauberer trat aus dem Gebüsch, schlug den Stahl und rief mit Donnerstimme: „Halloh! Jäger heraus! die Tauben entfliehn!“ Da ward jeder Funke ein starker Mann, und wir wurden durch die Luft in dieses Schloß entführt.“

Der Zwerg, der stehend eingeschlafen war, schwankte während dieser Erzählung auf seinen schwachen Krummbeinen hin und her, und stieß jetzt mit der Nase so heftig auf eine scharfe Stuhlkante, daß er erwachte. Er dehnt die Glieder, er reibt sich die Augen, er sieht den Jüngling und die Jungfrau im Fenster koksen und erschreckt. Er stößt den Zauberer an, und als das nicht hilft, zieht er ihn bei den langen Ohren, und kniff hinein. Da der erwachte, zeigt ihm der Zwerg die Beiden im Fenster. Während springt der Zauberer auf und will wie ein Blitz mit ge-

zücktem Schwerdt auf den Jüngling eindringen, der sich kaum zur Wehre setzen kann. Das hatte er aber auch nicht nöthig, denn die Schützen stellten sich vor ihn und wurden seine Schützer, und die Sklaven fielen dem Zauberer in den Arm und hielten ihn fest.

Von dem lauten Schrei Sidis erwachten die Mädchen. Lulu warf nun seinen Ring in die Höhe; der Zauberer aber sah, daß er um den Geisterstahl gekommen war. Da gab er freundliche Worte und sagte: „Du hast mich betrogen, es soll dir aber nichts helfen, denn ohne meinen Willen kommt Niemand aus diesem Schloße. Gib mir den Stahl zurück, der für dich von keinem Gebrauch ist; nimm dafür Sidi und ihre Jungfrauen hin, und noch so viel Diamanten und Kostbarkeiten, als ihr fortbringen könnt.“

„O! wie großmüthig! rief Lulu. Sehe der Herr: das ist das rechte Gemüth! das ist eine edle Gesinnung; obwohl sie ein Bißchen spät kommt. Beliebe sich aber der Herr zu erinnern, daß ich ein Nachtlager mir auf seiner Stahlburg gewünscht habe; dabei wollen wirs lassen.“

Der Zauberer behte vor Wuth, aber er vermochte nichts mehr gegen die Macht des Stahles. Eben dachte er auf einen Rath, als die Decke des hohen Saales wie ein Nebel verwallte, und im Sonnenglanz die Fee Perine auf ihrem Wolkenwagen herabschwebte. In der Angst verwandelte er sich in einen Falken, aber die Fee beugte sich aus dem Wagen ein wenig seitwärts und schlug den Falken mit der Hand. „Sei ein Uhu, sagte sie, denn diese Gestalt ziemt sich besser für dich!“ Plötzlich wurde er zum schwarzgrauen Uhu, der, im hellen Sonnenglanz der Fee geblendet, sich an den Wänden den Kopf fast zerschmetterte, bis er endlich auf ein Fenster stieß, das

er für freie Luft hielt. Das Fenster zerbrach, und der Uhu kam mit blutigem Kopfe davon.

Zitternd war der Zwerg unter den Tisch gekrochen, aber die Fee sagte: „Komm nur hervor, Baraka; du thust mir leid, und ich würde dein gern verschonen, aber du hast die rücksichtlose Natur mit deinem Vater, dem Zauberer, gemein, obwohl du nicht weißest, daß er dein Vater ist. So werde denn ein Leichenhuhn.“ Da ward der Zwerg zu der kleinsten Eule, zum Käuzlein, und flog dem Vater durch das zerbrochene Fenster nach.

„Jetzt sind wir glücklich; sagte die Fee zu Lulu und Sidi, die vor ihr knieten, und zärtlich ihre Hände küßten. Dir, liebe Tochter, hätte ich längst gern geholfen, aber ich konnte nicht, denn ich stehe unter höherer Macht. Ich war im Glücke zu sorglos, und habe dafür schmerzlich gebüßt, wenn ich in meinen Spiegeln deine Trübsal sahe.“ „Lulu, ich danke dir, und meine Tochter ist dein. Du bist unser Retter, und der Erste, dem meine Flöte gehorchte, weil du reines Herzens warst. Glaub mir es, Kinder, alle schönen, himmlischen Töne des Lebens klingen nur aus reinen Herzen hervor.“

Hierauf fragte sie: „Wo ist Barsine?“

Barsine trat zitternd hervor und warf sich weinend vor ihr nieder.

„Du hast mir sehr weh gethan, Barsine, sagte die Fee sanft, ich hatte es nicht um dich verdient. Aber ich weiß, du hast es bereuet, und Neue versöhnt, zumal da du aus Uebereilung gefehlt hast. Du ziehst wieder mit mir, und wirst mich wohl nicht mehr verrathen.“

„Nimmer! nimmer!“ sagte Barsine mit bebender Stimme.

Die Geister entließ sie, bis auf neuen Ruf, ihres Dienstes, und hieß sie fröhlich sein. Das waren sie auch, denn sie wußten, welch gütige Herrin sie war, und hatten geseufzt, als sie dem Zauberer unterthan werden mußten.

Jetzt bildete sich ihr Wolkenwagen wieder, in welchem die Prinzessin mit ihren Jungfrauen und Lulu und auch Barsine Platz hatten. Sie umfuhr auf demselben dreimal die Stahlburg, indem sie dazu eigene Töne aus der Flöte hervorlockte, die wie silberne Symbale klangen, und immer lieblicher wurden; aber dann gingen sie in Mißlaute über und wurden wild und verworren und immer wilder, als wollten alle Elemente bräusend und schnaubend im Grimme sich einander vernichten. Und als sie zum drittenmal die Stahlburg umfahren war, bebte es, daß die Luft davon wogte, und mit dem Krachen von tausend Donnern zerfiel die Burg, und deckte den Boden mit einer Lage von Sand und Staub.

Jetzt schwebte der Wagen weiter, bis zum Waldschloß der Fee. Dort waren Sidis und Lulus Väter, und es wurde ein herrliches Vermählungsfest gefeiert.

16. Das Goldvögelein.

Es waren zwei Besenbinderjungen, die eine Schwester hatten, und waren alle drei herzgute Menschen, die aber wenig zu brocken und zu beißen hatten, seitdem die Aeltern todt waren. Indessen halfen sie sich durch, so gut sie konnten, und lebten einträchtig; die Brüder holten Birkenreisig und banden Besen dar:

aus, und die Schwester verkaufte die Besen und führte den kleinen Haushalt von dem Erbs.

Zuweilen ging es ärmlich her und wollte nicht zulangen, dann munterte sie der zweite Bruder auf, der gar ein vergnüglicher Bursche war, und sagte: „Vog Hundert! Vog Fünfundzwanzig; Besenbinders Kinder verderben nicht, wenn sie auch einmal darben müssen, und wenns der Himmel will, werden wir noch vornehme Leute.“

Einmals waren sie auch in den Wald gegangen und der Jüngste war auf einen großen Baum geklettert, um die Nester abzuhauen. Da fand er ein artiges dunkelfarbiges Vögelchen auf einem Neste sitzen. Das flog nicht fort, sondern sah ihn mit hellen Augen recht zutraulich an.

„Ei! sagte der junge Bursche, du bist ja ein recht lieb niedliches Vögelein! Du weißt es wohl ordentlich, daß ich solchem hübschen lieben Herrgottsthierchen nichts thue?“ Dabei streichelte er das Vöglein, welches fromm sitzen blieb und mit dem Kopf nickte.

Da sahe er, wie unter dem Einen Flügel, etwas Goldenes hervorschimberte, und sagte: „Laß dir dein Flügelein aufheben; da schimmerts drunter hervor wie Gold!“ Aber da hob das Vöglein den Flügel von selbst auf, und es lag unter demselben ein kleines Goldei.

„Darf ichs dir wegnehmen? fragte der junge Bursche, oder, kannst du es ausbrüten? da will ichs dir lassen.“

„Wegnehmen!“ sagte der kleine hübsche Piepvogel, und nickte mit seinem Köpfchen dazu.

Der junge Bursche ging mit dem kleinen Goldei zum Goldschmidt, welcher sagte, es sei so feines Gold, als er noch niemals gesehen hätte, und gab ihm viel blanke Silberthaler dafür. Am

andern und am dritten Tage fand er wieder ein Goldst, welches der Goldschmidt bekam.

Nun hatten sie schon viel Geld, wohl gar an sechszig Thaler, und der junge Bursche sagte: „Nun, da schauts, daß Besenbinders Kinder Glückskinder sind; da haben wir schon so viel Geld, daß wir wohl hunderttausend Schock Millionen Besen dafür kaufen könnten, oder noch weniger, und die Schwester kann nun schon einmal Pfannkuchen backen.“

Aber am vierten Morgen war kein Ei mehr da. Das Böglein aber fing nun an mit Verstand zu sprechen und sagte: Bring mich an den Goldschmidt; das soll Euer Aller Glück sein, und meines auch.“

Der junge Bursche brachte den Vogel in einem Gebauer, und bat: „Hebt mir ihn auf!“

Als aber der Goldschmidt mit dem Böglein allein war, sang es:

„Wer ist mein Herzlein
wird bald König sein;
wer ist mein Leberlein
hat alle Tag ein Goldbeutlein.“

Den Vogel mußt du haben! dachte der Goldschmidt und rief die Besenbinders Kinder und sagte: „laßt mir das Böglein ab; es gefällt mir so sehr. Dafür will ich Euer Schwesterlein heirathen, und Ihr sollt auch bei mir bleiben und sollt es gut haben!“ Da ließen sie ihm das Böglein ab.

Als aber Hochzeitstag war, da hatte er das Böglein tod gemacht und gerupft und die beiden Brüder sollten es am Spieße braten und Acht haben, daß nichts verdürbe, er aber wollte dann den Vogel allein essen.

Als nun derselbe bald genug gebraten war, fällt ein klein Stückchen heraus. „Das will ich doch kosten!“ sagt der Eine und ißt das Stückchen. Bald darnach fällt wieder ein Stückchen ab; „das soll für mich sein!“ sagte der Andere und aß es.

Darnach war der Vogel genug gebraten, und sie brachten ihn dem Goldschmidt, der mit dem Schwesterlein schon beim Hochzeitmahl saß. Der suchte gleich nach Herz und Leber, die wollte er geschwind essen, aber die waren fort. Da ward er sehr grimmig und sagte: „Wer hat Herz und Leber geessen?“ — „Jh! sagten die Brüder, das werden wir wohl gewesen sein. Es fielen ein Paar Krümchen ab, die haben wir genommen!“

„Habt Ihr mir Herz und Leber geessen, Ihr dummen Jungen, sagte der Goldschmidt, so behaltet den Vogel auch, und die dumme Trine, Eure Schwester, die mag ich nun auch nicht!“

Damit jagte er sie alle drei zum Hause hinaus, und jammerte nun darüber erbärmlich, daß er den Vogel nicht selbst gebraten hätte. Warum hatte es aber der Narr nicht vorher bedacht, denn nun halfs ihm nicht mehr.

Als sie nach Hause kamen, aß der Älteste den Vogel, denn der zweite wollte ihn nicht, weil es sein liebes Goldvögelein war, und die Schwester wollte ihn auch nicht, weil sie durch ihn um ihren Bräutigam gekommen war. Da aß ihn der Älteste. Aber er hatte ihn kaum geessen, so stand eine schöne Prinzessin vor ihnen, an der war Alles wie Goldglanz, die sagte: „Nun bin ich endlich erlöst; Ihr aber sollt alle drei mit in mein Reich kommen.“

Als sie dahin gekommen waren, heirathete die Prinzessin den Ältesten, der das Herz geessen hatte. Da war er nun König. Der Andere, der die Leber geessen hatte, fand alle Morgen einen Beutel mit Gold, und weil er nun ein hübscher und lustiger Burysche

war und so reich dazu, so nahm ihn die Schwester der Prinzessin. Nun hätte er sich selbst können ein Reich kaufen, das wollte er aber nicht, denn er konnte die Regierungsforgen nicht leiden.

Darauf kam der Bruder der Prinzessin, und wollte seine Schwester besuchen. Der hatte sein eigenes Reich, und war noch nicht vermählt, denn es hatte ihm keine gefallen, als er aber Besenbinders Tochter sahe, so gefiel sie ihm gleich gar sehr, er aber dem Mädchen auch. Da nahmen sie sich einander.

Da waren sie Alle recht froh. „Ja! sagte der zweite Bruder; wenn man einen Glücksvogel hat, so kann auch aus Besenbinders Kinder etwas Großes werden, ohne daß man Verstand dazu braucht.

17. Die drei Federn.

Es hatte ein König drei Söhne, unter welchen der Jüngste für ein Bißchen dumm gehalten wurde, weil er so still und friedlich war. Hätte er mehr Lärm und wirkliches dummes Zeug gemacht, so würde man ihn schon für klug gehalten haben, wohl gar für eine Art Teufelskerl, oder für ein Genie.

Der Vater wußte nicht recht, wem von den Söhnen er das Reich hinterlassen sollte, da wollte er denn sehen, wer das meiste Glück hätte. So schickte er denn seine drei Söhne in die Welt, und sagte, wer ihm das feinste Stück Linnen mitbrächte, sollte das Reich haben. Sie möchten darnach in der Welt umher suchen und könnten dabei auch noch Mancherlei hören und sehen, was ihnen gut wäre.

Der König nahm drei Federn, blies sie eine nach der andern aus den Fenster seines Schloßes in die Luft. Die eine flog nach Abend, dahinaus mußte der älteste Sohn ziehn; die zweite flog nach Morgen, das war der Weg für den zweiten; die dritte fiel auf einen großen Stein herab, der nicht weit von dem Palaste war. Da mußte denn der dritte Sohn zu Hause bleiben, und wurde darüber noch von den Brüdern geneckt, daß er nun bei dem Stein das seine Linnenwebe suchen möchte, da hätte ers ganz nahe.

Die beiden ältern Brüder zogen hin, und der dritte aber setzte sich auf den Stein und weinte bis zum Abend. Da kam es ihm vor, als ob sich der Stein hin und her schöbe, und zuletzt war er auch fortgeschoben, und nun kam eine Marmorplatte mit einem Ring zum Vorschein. Als die aufgehoben war, fand er eine Treppe, die stieg er hinab und kam in ein großes unterirdisches Gewölbe, da saß ein Mädchen am Webstuhl und webte Linnengarn.

Das Mädchen sah ihn in die Augen und fragte; „hast du geweint?“ — „Ja!“ sagte er, „ich habe sehr geweint;“ und erzählte nun wie übel es ihm ginge. Da schenkte ihm das Mädchen ein Stück der allerfeinsten Leinwand und sagte: „seiner bringen es deine Brüder gewiß nicht!“

Als er wieder auf die Erde hinauf kam, war er eben so lange Zeit weg gewesen als die Brüder, und wußte nicht, wie das zuging, denn es kam ihm vor, als sei er nur ein Stündchen unter der Erde gewesen.

Da nun Jeder dem Vater sein Stück Linnen vorzeigte, war des Jüngsten seins noch einmal so fein als der Andern ihre Stücke. Nun hätte dem Jüngsten das Reich gehört, das machten ihm aber die Brüder streitig und meinten, es müsse noch eine Probe gemacht werden.

Da verlangte der König den schönsten Teppich. Wer den bringe, der solle das Reich haben. Der König blies die drei Federn in die Luft, und da ging es wieder wie das erstemal. Diese flog nach Abend, jene nach Morgen und die dritte fiel wieder auf denselben Stein. Da lachten die Brüder den Jüngsten wieder aus, daß der abermals da bleiben müsse. Dasmal aber weinte er nicht, sondern hob den Stein auf und ging in das Gewölbe. Da saß das Mädchen und webte einen Teppich aus den allerfeinsten Faden mit brennenden Farben und wunderschönen Blumen, den gab sie ihm.

Als die drei Brüder nun ihre Teppiche zeigten, war des Jüngsten keiner so schön, daß man die andern Teppiche nicht ansehen mochte. Aber die Brüder stritten wieder und meinten, aller guten Dinge müßten drei sein.

So sagte denn der König, wer die schönste Jungfrau heimbrächte, bekäme das Reich. Darauf ging es mit den drei Federn abermals so wie vorher.

Da ging der Jüngste wieder in das Gewölbe und klagte dem Mädchen sein Leid. Das aber hieß ihn in dem Gewölbe weiter gehen, da fände er die Schönste auf Erden. Er fand aber nur große Kammern voll Gold und Edelsteinen und einen großen Frosch, der an einem Teich saß, der sprach: umfasse mich und versenk dich mit mir im Wasser. Das sagte der Frosch ihm dreimal, da that er es denn; aber kaum hatten sie das Wasser berührt, so hielt er die schönste Jungfrau auf Erden in seinem Arm, gegen welche die Jungfrauen der Brüder ordentlich garstig aussahen.

Aber das Reich machten ihm die Brüder noch einmal streitig, und sagten, der solle das Reich haben, dessen Jungfrau bis zu dem Ring hinaufspringen könne, der mitten im Saale hing. Die Jungfrauen der beiden ältern Brüder sprangen und sprangen, aber verz

geblich. Die Jungfrau des dritten aber hatte den Ring mit dem ersten Sprunge ganz leicht erlangt.

Die Brüder wollten ihm dennoch das Reich nicht lassen, aber der König sagte: „Nun sei es genug!“ und der dritte bekam das Reich, und heirathete die Jungfrau.

Da wurden die Brüder zornig gegen ihre Jungfrauen und jagten sie fort, weil sie ihnen das Reich nicht hatten erspringen können.

18. Die Nelke.

Ein König hatte sich lange besonnen, wem er wohl heirathen sollte. Er wollte ein Mädchen haben, die ein gutes Herz hätte, sanft und fromm, bescheiden, still und sittsam wäre und aus dem Mittelstande herkam, denn da, meinte er, bekam er gewiß etwas Gutes. Es war aber nicht leicht, ein solches gutes Kind zu finden und darum mußte er sich so lange besinnen.

Zuweilen glaubte er gefunden zu haben, was er suchte, aber wenn er recht zusah, war es nicht wahr.

So sann er denn auch einmal, indem er eben am Fenster stand, da die Leute zur Kirche gingen. Da sah er ein wohlgekleidetes Mädchen mit in die Kirche gehen, das sah so wunderlich aus und so sittig, und es war ihm, als stände es auf ihrem Gesicht geschrieben, daß sie herzensgut sei.

Weil er ein König war, so hatte er es bald heraus, wer sie sei, nach Stand und Gemüth, und es war Alles so, wie er wünschte.

Da bat er sie, ihn zu heirathen, und weil er ein grundguter Herr war, so that sie es, und sie waren beide recht glücklich, daß sie einander hatten; als aber der liebe Gott der Königin ein Prinzchen bescheerte, da waren sie noch viel, viel glücklicher.

Nun aber wußte der König wieder nicht, wen er zum Pathe des Kindes nehmen sollte, denn in Dingen solcherlei Art hatte er seine eigenen Gedanken und war gar nicht voreilig. Als er darüber nun nicht mit sich einig werden konnte, so dachte er: „Ich will ein Bißchen unbekannt und verkleidet ausgehen und der Erste, der mir auf der Straße begegnet, soll mein Gevattermann und des kleinen Jungen sein Pathe sein.“

Da begegnete ihm ein Mann, schlicht gekleidet, mit ernstem Angesicht, den eben Niemand zu kennen schien. Dem ging er von weitem nach, sahe, wo er wohnte, und als er sich nach ihm erkundigte, wußte Keiner eben Etwas von ihm, als daß er sich mit der Welt nicht viel abgebe, sondern lebe so vor sich hin, thue aber Niemand etwas zu Leide, Vielen Gutes, jedoch im Stillen.

„Das ist mein Mann! sagte der König, ging hin und bat ihn zu Gevattern.

Der Mann kam, bat aber, daß er das Kind allein zur Kirche tragen dürfe, die verschlossen werden müsse. Das wurde ihm denn versprochen.

Es hatte aber ein neugieriger Gärtner, dem der Wunsch des Mannes seltsam vorkam, sich vorher in die Kirche geschlichen und versteckt. Der sahe, wie der Mann das Kind auf seinen Armen zum Altar trug, machte Zeichen über dasselbe, sprach Worte über das Kind, und verlieh ihm die Gabe, daß Alles, was es wünschen würde, ihm gewährt sein solle.

„Das soll dir ein Vorthell sein,“ sagte der Gärtner und sann sich Böses aus.

Als die Königin einmal mit dem Kinde auf dem Arme im Schloßgarten spazieren ging — denn das Kind ließ sie niemals von sich — brach plötzlich aus dem Gebüsch ein Bär auf sie ein, der hatte zwei Hörner am Kopfe, Greiffüße und greuliche Krallen, womit er der Königin, die in Ohnmacht fiel, das Kind entriß und dabei brummte: „Ich will es freßen.“ — Die Wärterin aber war gleich davon gelaufen.

Die Aeltern waren trostlos, der Bär aber fraß das Kind nicht, denn es war der Gärtner, der sich ver mummt hatte.

Der Gärtner trug das Kind weit, weit weg in einen Wald, wo weit und lang keine Menschen wohnten, als ein Förster, der sein alter Schulkamerad war. Dem offenbarte er Alles und stellte ihm vor, was sie einmal für Gewinn von der Gabe des Prinzen haben wollten.

Der Förster hatte eine Tochter, die war von gleichem Alter mit dem Prinzen und wuchs mit ihm auf. Sie hieß Marie.

Die Kinder wuchsen auf und spielten und lernten mit einander und ließen nicht von einander. Der Prinz wurde ein Jägersmann und war brav und ehrlich, und Marie besorgte den Haushalt, und war sanft und fromm, aber auch klug und schlan. Weil der Gärtner oft kam, wenn der Prinz im Walde war und heimlich viel mit ihrem Vater zu sprechen hatte, paßte sie auf und brachte Alles heraus, und sagte es dem Prinzen.

„Gut, sagte der Prinz; aber von dir laß ich nun und nimmermehr, obschon ich ein Prinz nun bin, denn wir sind beisammen aufgewachsen und mit einander zusammengewachsen, wie die beiden Linden im Walde, die du ja kennst.“

Als nun bald darauf der Gärtner einmal wieder kam und von dem Prinzen, der immer darauf gelauert hatte, erblickt wurde, wünschte der ihn zu einem Pudel, seine Marie aber wünschte er zu einer Nelke.

Er ging sogleich an seines Waters Hof, ließ den verwandelten Gärtner als Pudel neben sich herlaufen, aber seine Marie steckte er als Nelkenstrauß vor seine Brust.

Er ward Jäger am Hofe seines Waters, der den ernstesten, stillen Burschen bald recht lieb gewann und mit ihm, ach wie oft, ganz allein auf die Jagd ritt. Wenn Niemand ein Wild erlegt hatte, so brachte er immer von allerlei Art. Das war aber keine Kunst, weil er ja nur zu wünschen brauchte. Er verlangte auch keinen Lohn für seinen Dienst und auch kein Eßen, ob es ihm gleich der König sehtausendmal angeboten hatte. „Nein, gnädiger König, sagte er dann immer, ich will Euch nur aus Liebe dienen.“ — Eine eigene Kammer hatte er gefordert, die er verschließen konnte, und hatte sie bekommen.

Seine Kameraden fanden das Alles wunderbarlich und wurden auch wohl ein wenig neidisch und spähetten und Einer sah einmal durchs Schlüßelloch. Schau! da saß der Jäger vor einem Tisch, der mit den herrlichsten Speisen und auch mit Wein besetzt war, und ein hübsches Mädchen saß ihm gegenüber, und beide aßen und sprachen mit einander vergnügt und vertraulich. Das Eßen hatte sich der Jäger nur zu wünschen nöthig gehabt, und seine Marie durfte ja keine Nelke bleiben, wenn er daheim war, sondern bekam ihre natürliche Gestalt.

Die Jäger brachen auf seine Stube ein, als er einmal nicht zu Hause war, und meinten, sie müßten große Reichthümer finden, aber sie fanden nichts als eine wunderschöne Nelke, in einem Glase

mit Waſer. Deß wunderten ſie ſich ſehr, die Nelke aber trugen ſie ihrer Wunderschönheit wegen zu dem König. Dem gefiel ſie ganz unaussprechlich, und er beſchloß ſie dem Jäger für großes Geld abzukaufen. Aber als die Nelke im Zimmer des Königs war, trauerte ſie und ließ die Blätter hängen.

Der Jäger kam aus dem Walde, der König bot ihm großes Geld für die Nelke, der Jäger aber ſprach: „Nein, edler Herr, die Nelke taugt nicht in Euren Händen — ſeht, wie ſie die ſchönen Blätter hängen läßt. O nein! liebe Nelke, ſagte er, indem er ſie nahm, dich laße ich ja nun und nimmermehr!“

Da fing die Nelke an, ſich wieder friſch aufzurichten und einen wunderlichen Geruch umher zu verbreiten.

„Was ſind das für wunderliche Dinge, mein Sohn?“ fragte der König.

Ja! ſprach der Jäger, Euer Sohn bin ich wirklich, und damit entdeckte er dem Vater Alles. Der Pudel mußte geſtehen, denn der Prinz verwandelte ihn wieder in den Gärtner, und als er geſtanden hatte, wieder in einen Pudel. Die Kellern waren überfroß; die treue Marie mußte den Prinzen gleich heirathen, und der Pudel mußte Pudel bleiben und unter dem Tiſche der Stallknechte ſein Brodt und ſeinen Knochen ſuchen. — Alles, Alles im Schloße, in der Stadt und im Lande war froh, aber der Pudel war es nicht.

19. Das Wasser des Lebens.

Ein König, der drei Söhne hatte, wurde so krank, so sehr krank, daß keine Arzneien mehr helfen wollten. Da dachten sie, er müßte sterben, und die Aerzte hatten das auch gesagt.

Die Söhne gingen in den Garten und weinten. Da kam ein altes Männlein, das sagte: „Was weint Ihr, und seid so betrübt in Eurer Seele?“ Da erzählten sie ihm, der Vater sei so krank, und könne ihm nichts mehr helfen; da würde er sterben müssen, und dann wäre er todt!

„Ja, sprach der Alte, das ist schon wahr; aber ich weiß doch ein Mittel, wenn er das braucht, so soll er schon leben bleiben; das ist nämlich das Wasser des Lebens, welches aber sehr schwer zu finden ist.

„Das will ich schon finden!“ sagte der älteste Prinz, der ein wenig hochmüthig war, und dachte, weil er doch einmal der Kronerbe würde, so könnte ihm nicht fehlen.

Er bat den kranken König um Urlaub, um das Wasser des Lebens zu holen. Der König wollte ihm denselben nicht geben, weil das Werk so gefährlich sei; aber weil der Kronprinz doch gar zu sehr bat, der König aber auch gar zu gern noch ein kleines Weilchen leben wollte, so ließ er ihn gehen. Der Prinz aber dachte, find ich das Wasser des Lebens, so erb' ich das Reich um so eher gewiß; sonst könnte es der Vater wohl gar noch einen von den andern Brüdern schenken.

Der Prinz zog fort, nachdem er sich erst nach dem Wasser des Lebens hatte erkundigt, und zog weiter und immer weiter, viele Tage lang.

„Wohinaus, lieber Herr, wohinaus so geschwind?“ fragt ihn ein kleiner Mann, der am Wege stand.

„Brauchst du es auch zu wissen, du Knirps du?“ sagte der Prinz hochmüthig, und ritt weiter.

„Nun so reit, daß du nimmermehr hinkommest!“ rief ihm der kleine Mann erzürnt nach.

Da kam der Prinz in eine Bergschlucht, wo sich die Berge immer enger und enger zusammendrängten, und er zuletzt gar nicht mehr umwenden konnte, ja nicht einmal absteigen. Da mußte er denn halten bleiben.

Der König wartete auf ihn, er sollte zurückkommen, und das Wasser des Lebens mitbringen. Als er aber nicht wieder kam, forderte der zweite Prinz Urlaub vom Vater, das Wasser des Lebens zu holen. Er dachte: wenn der Bruder todt ist, so wird dir das Reich Niemand nehmen, wenn du das Wasser bringst. Der König wollt ihn erst nicht ziehen lassen, ließ ihn aber doch ziehen. Auf dem Wege stand der kleine Mann wieder, und fragte: „Wohin so geschwind?“ und die Antwort hieß: „Geh's dich auch an, du kleiner Lump?“ — Und damit gings fort.

Der kleine Mann aber verwünschte ihn auch, und es ging ihm wie seinem Bruder, und mußte in der Bergschlucht stecken bleiben.

Als nun der auch nicht wieder kam, bettelte der jüngste Prinz so lange bei dem Vater, bis der ihn ziehen ließ. Und als er nun auch an den Zwerg kam, und der ihn fragte: „Wohinaus so geschwind?“ antwortete der Prinz: „Ich suche das Wasser des Lebens für den armen kranken Vater, aber der liebe Gott weiß, wo ich es finden soll?“

„Nun, sagte der kleine Mann, du sollst es finden, weil du nicht so hochmüthig bist, wie deine Brüder. Hier rechts reit ab, da liegt ein verwünschtes Schloß, wo der Brunnen ist, aus dem das Wasser des Lebens kommt. Aber da geb ich dir eine eiserne Ruthe; damit schlage dreimal an das eiserne Thor des Schloßes, dann springt es auf; und wenn du hineinkommst, so liegen zwei Edwen da, die bewachen den Brunnen und haben den Rachen weit auf. Aber nimm hier die zwei Brodte und gib sie ihnen; jedem eins, dann werden sie dir nichts thun. Dann hole das Wasser und eile, daß du vor zwölf Uhr aus dem Schloße bist, sonst schlägt sich das Thor zu, und du kommst so bald nicht wieder hinaus.“

Der Prinz dankte ihm freundlich, und kam ins Schloß, und schöpfte aus dem Brunnen. Darnach wollte er sich noch ein wenig umsehen und kam in einen Saal, wo lauter verwunschene Prinzen drin waren, denn der Prinzen, die man verwünscht, hats immer viel gegeben. Er zog ihnen die Ringe ab und nahm dann ein Schwerdt und ein Brodt, die da lagen. Hierauf kam er in ein Zimmer, wo eine Prinzessin war. Die küßte ihn, und sagte: „Du hast mich erlöst, und über ein Jahr komm, da sollst du mich und mein Reich haben.“ — „Aber mach, daß du vor zwölf aus dem Schloße kommst.“

Er hätte sich gern ein wenig ausgeruht auf einem Bette, das da stand, aber er wußte, daß man nicht allezeit ruhen kann, wenn man will. Er eilte hinaus, und dicht hinter ihm schlug das Thor zu, und schlug ihm den Sporen vom Stiesel ab, denn es war grade zwölf Uhr.

Als er zurückkam, dankte er dem kleinen Manne, und dieser sagte ihm, an dem Schwerdt und an dem Brodt habe er großes

Gut. Mit dem Schwerdte könnte er große Heere schlagen und mit dem Brodte ganze Völker speisen, und würde nicht alle.

Nun fragte er nach seinen Brüdern; da sagte ihm der kleine Mann, wo sie wären, wollte sie aber nicht erlösen, weil sie hochmüthig wären; weil aber der Prinz gar zu sehr bat, gab er sie los, sagte aber zu ihm: „Nimm dich vor ihnen in Acht; sie sind sehr falsch.“

Als sie nun alle drei beisammen waren, erzählte der Jüngste, daß er das Waßer des Lebens hätte, und bekam auch übers Jahr eine wunderschöne Prinzessin, mit einem großen Reiche.

Sie ritten fort und kamen durch drei Länder, da waren Krieg und Hungersnoth drin, aber der Jüngste half bald mit seinem Schwerdte und mit dem Brodte.

Als sie nun auf dem Rückwege über das Meer kamen und der Jüngste eingeschlafen war, nahmen ihm die Aeltesten das Lebenswaßer, und füllten dafür bittersalziges Meerwaßer in seine Flasche.

Da sie nun wieder zu Hause waren, brachte der jüngste Prinz das Waßer des Lebens dem Vater, weil es aber Meerwaßer war, wurde derselbe noch kränker davon. Darnach aber kamen die andern Prinzen und sagten, sie hätten das rechte Lebenswaßer, jenes sei aber Gift gewesen. Da trank der alte König das Waßer und wurde so frisch und gesund wie in den jungen Tagen.

Die bösen Brüder gingen nun zum jüngsten Bruder und höhnten ihn; sagten, wie sie ihn hätten betrogen, und übers Jahr wollte sich einer von ihnen die Prinzessin holen; wenn er aber dem Vater davon etwas sagte, wollten sie ihn todt machen.

Weil der alte König glaubte, der jüngste Sohn habe ihn vergiften wollen, so befahl er seinem Leibjäger mit dem Prinzen tief in den Wald auf die Jagd zu gehen und denselben heimlich zu erschies-

ßen. Als sie nun in den Wald kamen, sagte der Jäger: „Prinz, ich soll Euch heimlich erschießen, aber weil Ihr so ein lieber, leutseliger Herr seid, so kann ichs nicht übers Herz bringen. Flieht und rettet Euer Leben!“ Da floh der Prinz.

Nach einiger Zeit kamen bei dem alten König große Wagen an mit Gold und Edelgesteinen; die sollte der jüngste Prinz haben und waren von den Königen gesendet, welchen er mit Schwerdt und Brodt geholfen hatte.

Da fiel dem alten König aufs Herz, sein Sohn möchte wohl unschuldig sein, zumal da er immer mehr mochte gemerkt haben, wie tückisch die andern Beiden waren.

Da fing er laut an zu jammern: „Ach wenn doch mein Sohn noch lebte! ach wenn ich ihn nur nicht hätte tödten lassen! und wollte sich gar nicht zufrieden geben und Niemand konnte ihn trösten. Da tröstete ihn aber der Jäger und sagte: „Ich habe ihn nicht getödtet, denn ich konnt es nicht über das Herz bringen.“

Der alte König fiel dem Jäger um den Hals und küßte ihn, und ließ in allen Reichen bekannt machen, sein Sohn sollte wiederkommen, und verhiess großes Geld und Gut dem, der ihn brächte.

Als aber die Prinzessin in ihr Reich gekommen war, ließ sie eine große Straße vor ihrem Schloß machen, die war golden und glänzend. Zu ihren Leuten hatte sie aber gesagt, wer mitten über die Straße hinritze, der sei ihr Bräutigam, die aber nebenbei ritzten, das wären die rechten nicht.

Da nun die Zeit bald um war, kam der erste Prinz des alten Königs, und wollte sich für den Erlöser der Prinzessin ausgeben, als er aber an die Straße kam, ritt er rechts derselben nebenher, weil sie so schön war. Wie er aber ans Schloßthor kam, da hieß es: er sei der rechte nicht und möchte nur wieder nach Hause gehen.

Bald drauf kam der zweite Prinz und ritt links neben der Straße, und am Thore hieß es wieder: er sei der rechte nicht, und möchte nur wieder nach Hause gehen.

Da nun das Jahr ganz um war, machte sich der Jüngste auf, und vor Verlangen bei seiner Prinzessin zu sein, sahe er die Straße gar nicht, und sagte mitten drauf hin zum Schloß.

„Der ist der Rechte!“ sagte die Prinzessin, und machte Hochzeit mit ihm, und gab ihm ihr ganzes Reich. Sie erzählte ihm aber nun, daß sein Vater großes Verlangen nach ihm trüge. Da machte er sich gleich auf und kam zu seinem Vater, und entdeckte ihm nun, wie es die Brüder gemacht hätten.

Der Vater wollte die bösen Brüder hinrichten lassen, die aber hatten sich schon fort gemacht und Niemand wußte wohin.

Der alte Vater aber gab seinem Sohne sein Königreich auch. Da hatte der Sohn nun zwei Reiche und die andern Beiden hatten gar keins.

20. Der dumme Kailun.

Der Kailun nämlich war hübscher Leute Kind zu Bagdad, und fehlte ihm eben gar nichts als ein wenig Menschenverstand, oder so Etwas Aehnliches, was wie Verstand aussähe, womit viele vornehme und gelahrte Leute sich gar gut durch die Welt helfen, und für gar wichtig gehalten werden. So Etwas hatte er aber nicht, und weil er demnach so gar dumm war, daß er sich auch nicht einmal klug stellen konnte, so gaben ihm die Aeltern ein verständiges

und braves Weib, die Dithba, und meinten, die werd ihn schon anders machen, und den Kopf zurechtsetzen.

Sie fand denn auch bald, daß er eine grundgute Seele sei, und war er nur nicht so faul, so verschlafen, so gefräßig und so grunddumm gewesen, hätte kein Mensch an ihm Etwas aussprechen können. Aber er schlief bis gegen den Mittag, aß für sechs oder acht Mann, und lief dann überall in Bagdad umher, und wo ein Zusammenlauf Volks war, mußte er auch mit darunter sein, schauete und gaffte mit seinem aufgesperrten Maul mit drein, wußte niemals, was es gab, bekam aber oft seine tüchtigen Püffe mit ab, und kam mit blauem Auge und verbundenem Kopfe nach Hause.

Sein Bißchen Vermögen war bald drauf gegangen. Dithba liebte und bat ihn, er möge doch ein anderer Mensch werden, und Etwas durch Arbeit verdienen, das wollte aber nicht helfen, wiewohl er sonst sehr folgsam war.

Eines Tags sollte er Wäsche aufhängen und trocknen; als aber seine Frau nachsah, lag die Wäsche an der Erde; er aber sprach mit einem Karduo *) , der an einem Steinhäusen saß, und zu Kailuns Worten mit dem Kopfe nickte, welches diesen Thieren eigen ist.

„Was machst du da?“ fragte Dithba. — „Ich spreche ein Bißchen mit meinem Better;“ antwortete er. — „Ist denn der Karduo dein Better?“ fragte Dithba weiter; und er antwortete:

*) Eine Eidechse mittlerer Größe, die in Steinhäusen wohnt und, wie mehrere, eben nicht scheu ist. Wir haben, wie es scheint, ähnliche in unsern Gegenden.

„Ei ja freilich!“ und wendete sich zum Thiere und fragte: „Nicht wahr, du bist mein Vetter?“ und der Karduan nickte dazu mit dem Kopfe.

Dithba wurde ungeduldig, gerbte ihm das Fell ziemlich mit einem da liegenden Stecken durch, und befahl ihm die Wäsche aufzuhängen. Das that er und sahe ganz verduzt dazu aus.

„Wart! dachte Dithba. Es ist gut, daß du dich fürchtest. Furcht regiert die Welt, sonst würde sich kein Mensch um den Khasifen kümmern. Wart! du sollst arbeiten, und die Kinder mit ernähren lernen, du stämmiger Schlunk.“

Sie befiehlt ihm tausend Dinge im Hause zu thun und zu ordnen, und wo er säumen will, macht der Stecken ihm Lust. Als er aber einen Augenblick Lust hat, entwischt er aus dem Hause, läuft in Bagdad umher, gerathet in ein Menschengedränge und kommt, wohl zerbläut und zerprügelt, spät Abends nach Hause, wo er von Dithba nicht mehr mit dem Stecken, sondern mit einem Prügel, noch einige Nachhülfe bekam.

Dithba verband ihm darauf die Wunden und predigte ihm des andern Morgens lang und breit vor, er müsse ein anderer Mensch werden und vor allen Dingen Arbeit suchen, und wo er künftig keinen Verdienst ins Haus bringe, soll er keine Kost weiter haben als Prügelkost.

Während der drei oder vier Tage, daß er noch braun und blau blieb, und sich inne halten mußte, klang die ewige Predigt: „werde ein anderer Mensch und arbeite, oder du bekommst Prügel.“

So jagte sie ihn denn eines Tages heraus, nachdem er wieder heil war, und befahl ihm Brodt mitzubringen, wenn er nicht geprügelt sein wollte.

Er geht suchend umher und kommt vor einem Beckerladen vorbei. Das Brod roch und sahe so niedlich und appetitlich, Becker und Beckersbursche waren rothwangig und wohl genährt — und Kailun geht in den Laden hinein, und meinte, wenn er hier so ein vierzehn Tage nach Herzenslust von dem schönen Brodte essen könnte, würde er werden wie der Becker, so schön und feist; dann wäre er ja ein ganz anderer Mensch.

Der Becker findet einen tüchtigen stämmigen Burschen an ihm, und nimmt ihn in Arbeit. Er muß mit dem Handbeil kleine Reifigbündel zum Heizen hacken, bekommt ein schönes großes Brodt zu Mittag, und da der Becker hört, daß Kailun Weib und Kinder zu Hause habe, gibt er ihm des Abends drei Brodte mit, die bringt Kailun nach Hause und wird von Dithba nicht wenig gelobt.

Als er andern Tags zu lang schlafen wollte, wird er mit dem Stecken aufgeweckt, und muß zum Becker. So ging es acht Tage hintereinander. Das Brodt des Beckers wollte ihm aber nicht mehr so gut schmecken als am ersten Tage, und ein anderer Mensch war er auch nicht geworden, denn er bekam noch alle Tage seine Schelte und auch wohl Prügel.

Er sucht herumlaufend ein anderes Unterkommen und kommt zu einem berühmten Speisewirth, der ihn in Dienst nahm. Da gab es nette, wohlgekleidete Leute, welchen die Behaglichkeit und das Fett auf dem Angesicht glänzten, und er denkt hier in kurzer Zeit ein ganz anderer Mensch zu werden. Des kostbaren Essens geht von den Reigen genug ab, sich recht voll zu stopfen; ein Bißchen Tisch auf und abdecken, Schüsseln auftragen und abtragen und dergleichen, ist gar keine Arbeit, und des Abends bringt er eine große, hoch auf:

gehäufte Schüssel mit den Ueberbleibseln von mancherlei Speisen spät nach Hause. Da es so viel, und kein Brodt ist, denkt Ditha, er habe gestohlen und fängt in ein wenig umgekehrter Ordnung an, ihn erst ganz ordentlich auszuprügeln, und sodann auch ordentlich auszufragen. In ihrem Verdachte geht sie mit Xailun zum Speisewirth, und dieser voll Achtung gegen so große Ehrlichkeit gibt ihnen noch mancherlei Geschenke mit.

Jetzt gab es weder Schelte noch Prügel. Xailun ging gern zu seinem Herrn, und brachte immerdar genug mit, um seine Familie zu erhalten. Auch wollte er durchaus ein anderer Mensch werden, und eben so vollwangig aussehen wie die Andern im Speisela-den, deshalb er sich auch öfters in dem Metallspiegel besah, der im Laden hing.

„Was machst du da vor dem Spiegel?“ fragte sein Herr. „Ja!“ sagte er, da will nun meine Frau haben, ich soll ein anderer Mensch werden, und da besah ich mich im Spiegel, aber es will nicht und will nicht!“

„Hm! sagte der Speisewirth, der ein Spatzvogel war, wenn du dich ändern willst, so könnt ich dir dazu verhelfen. Der Küchenjunge ist gestorben, und du kannst in seinen Dienst treten!“

Ja, meinte Xailun, wenn er die Kleidung mit bekäme, so wollte ers wohl, denn er habe den lieben Gott ja schon so lang gebeten, ihn zum andern Menschen zu machen.

Er wurde Küchenjunge und bekam die rußige Kleidung desselben zur Lust aller Leute im Hause. Er aber war vergnügt wie ein Fischehörnchen, wenns Rüsse knackt, und dachte, nun sei er mit der Kleidung zugleich ein anderer Mensch geworden.

Er muß aufwaschen in schmieriger Kleidung und durch eine Ungeschicklichkeit kommt der Ruß von den Geschirren an seine Hand.

und in sein Gesicht, und als er einen Augenblick Zeit hat in den Spiegel zu sehen, kommt er sich so abscheulich vor, daß er in der Angst nach Hause läuft. — Doch! denkt er, nun bin ich ja wohl ein anderer Mensch und Dithya wird mich nicht kennen.

Sie kannte ihn auch nicht gleich, als er kam, und nahm als ein entschlossenes Weib den Prügel, um den schmierigen Küpel aus dem Hause zu treiben; allein da er schrie und da sie seinen Bart sah, erkannte sie ihn bald, aber weil er aus dem Dienst gelaufen war und nichts mitgebracht hat, bekommt er der Prügel noch mehr. Man sieht, sie hielt einige Stücke auf die Hauptgrundwissenschaft, durch Prügel Alles zu bessern.

Kailun bekommt seine Kleidung wieder, und im Verlangen ein anderer Mensch zu werden, kommt er bei einem Pastetenbecker an, in dessen Laden die höchste Nettigkeit war. Die Arbeit, die man ihm aufgibt, kann er verrichten, und die Pasteten schmecken gut! schmecken aus dermaßen gut, und er darf so viel davon essen, als ihm beliebt, dessen aber sehr viel war. Hier hofft er so ganz anders zu werden, daß seine Frau ihn bald nicht mehr wieder erkennen soll. Des Abends bringt er gar liebliche Pasteten mit nach Hause und erzählt, wie er nun auf dem Wege sei gewiß ein anderer Mensch zu werden.

Es kam das große Fest der Musulmänner, der Mhamadan, und Kailun mußte nun Pasteten herumtragen und verkaufen. Man machte ihm begreiflich, welche Münze er für diese und für jene Pasteten nehmen mußte. Es ging Alles gut und die Rechnung, die er ablegte, war richtig.

Aber es trat ein neues Unglück für den armen Kailun ein,

wie denn alle guten Köpfe nicht ohne große Prüfungen bleiben können. Er mußte zum Esel werden, der die Mühle trieb, weil der eigentliche Esel gestorben war, das Mehl zu fehlen anfing, und die Nachfrage nach Pasteten sehr groß war.

„Du mußt mir das Mehl mahlen; sagte der Meister, denn der Esel ist gestorben und ist nicht gleich ein anderer zu haben.“ Xailun war sehr willig, denn er wußte nicht, welche mühselige Arbeit der Esel hatte, und meinte, sie sei so leicht, wie seine bisherige.

„Aber ich werde doch auch andere Kleidung bekommen?“ fragte Xailun.

„Freilich! sagte der Pastetenbecker; die Kleidung des Vorsahren.“ So steckte man ihn denn in das Zeug des Esels, stellte ihn in die Mühle, trieb ihn an, klatscht ihn mit der Peitsche, bis er, da die Stunde kam, triefend von Schweiß ausgespannt wurde, und zum Mittagessen eine derbe Kost vorgesetzt bekam, wie sie sich zu der schweren Arbeit schickte, nämlich harte Saubohnen, die er kaum zerbeißen konnte, mit Zwiebeln und stinkenden Leinöhl angerichtet.

Nach der Mahlzeit wird er wieder eingeschiert, und da der volle Magen mit den unverdaulichen Bohnen ihm die Arbeit recht schwer machen, und es doch gefördert sein will, bekommt er die Peitsche in vollem Maße. Aber kaum ist er zu Abend ausgespannt, so läuft er mit Kumm, Gurt und Riemen und mit Staubmehl eingepudert über die Gasse zu Dithba, die ihn ganz ordentlich durchgerbt, nachdem sie sich von Allem erst hat erzählen lassen.

Der arme Xailun betrübt sich, daß er noch kein anderer Mensch geworden sei, und das ausgestandene Leid machte ihn auf einige Tage krank.

Den dritten Tag wurde er wieder hinausgeschickt Arbeit zu suchen, und ein anderes Wesen zu treiben.

„Anderes Wesen?“ sagte er, und sann darüber; aber es war ihm zu hoch, und sinnend kam er vor die Stadt zu einem Garten, worin Bäume mit Granaten, Orangen, Äpfeln und allerlei anderen Obst standen.

„Hier wollt ich wohl anders werden, wenn ich nur essen dürfte, so viel ich wollte,“ sagt er zu sich selbst und geht in den Garten hinein, wo eben der Gärtner die reifsten und schönsten Früchte abnimmt und seiner Frau zureicht, welche sie zierlich in Körbe legt.

Kailun bietet sich an und wird angenommen. Er nimmt Äpfel ab und ißt eben soviel, als er abgenommen hat, und es wird ihm nicht gewehrt. Man setzt ihm ein kleines Dienstlohn für den Monat aus, wovon er aber kein Wort begreift. Man sagt ihm, er solle es für die Arbeit haben, die im Garten vorkomme, aber dabei denkt er bloß daran, Früchte abzunehmen, und dabei nach Herzenslust zu essen. Er ißt Abends und Mittags mit seinem Herrn und den übrigen ganzen Tag ißt er Obst, und denkt, nun könne die Aenderung nicht mehr fern sein und Dithba sollt ihn nicht mehr erkennen, wenn er wieder nach Hause zurückkehre. Er war nämlich bisher auch Abends und Nachts beim Gärtner geblieben und Dithba hatte Sorge seinetwegen, konnte ihn aber nicht auffuchen, denn sie lag im Kindbett.

Kailun mußte von Zeit zu Zeit Obst auf Eseln zu Markte bringen und die Ochsen zur Tränke führen, mit welchen gepflügt wurde, und die er, der guten Bekanntschaft wegen, seine Kameraden nannte. Aber von den Kameraden verunglückte einer und Kailun mußte ändern und sollte eine zeitlang dessen Stelle vertreten. Man legte ihm das Joch auf und man umhüllte ihn mit Ziegenfellen, gegen

die Striche des Ungeziessers, das dennoch jede bloße Stelle und jedes Loch fand und ihn jämmerlich zerstach.

Diese Aenderung gefiel ihm nicht und am Abend lief er eilends bis nach Bagdad. Die Thore waren aber schon geschlossen, so muß er denn sich auf dem Begräbnißplatz unter ein überbautes Grab legen.

Es kommen in der Frühe drei Todtengräber um eine Leiche zu beerdigen, und finden einige Gräber aufgewühlt, und die Leichen sind fort. „Ha! rufen sie entsetzt, da ist der böse Geist wieder in der Nacht da gewesen und hat die Leichname gefressen! und als sie jetzt den Kailun erblicken, rufen sie voll gräßlichen Schreckens: „da ist der böse Leichengeist!“ *)

Der dadurch erwachte Kailun fährt auf, sieht drei blinkende Grabscheite auf sich gerichtet, womit sie zitternd sich ihn vom Leibe halten wollten, und setzt in der Angst mitten durch die Todtengräber. Da diese sehen, daß er sich fürchtet, so bekommen sie wieder Herz, setzen ihm nach, rufen: „der Leichengeist! der Leichengeist!“ halten ihn auf! schlägt ihn todt!“

Der Volksauflauf wird sehr groß; alle Welt schreit, „der Leichengeist! haltet auf! schlägt todt!“ aber alle Welt läuft aus Furcht vor dem wunderlichen Wesen her, und wagt nicht Hand anzulegen, und die mitlaufenden Hunde bellen zwar, halten sich aber in der Entfernung.

Kailun kommt glücklich in sein Haus, aber Dithba, die ihn nicht kennt, denkt, das Unthier will ihr Kind fressen, und treibt ihn ent-

*) Es sind bekanntlich Hyänen, welche die Leichname ausscharren, aber der Aberglaube der Morgenländer schreibt das Geistern zu, die sich gern bei den Gräbern aufhielten.

schloßen mit dem Prügel hinaus. Da die Leute sahen, daß er sich vor Prügeln fürchtet, so laßen sie es daran nicht fehlen, legen Hand an und bringen ihn in das Gefängniß, wo ihn der Stockmeister mit Zittern und Beben empfängt.

Es zeigte sich bald, daß er ein Mensch war, und weil einige von seinen Nachbarn mit unter dem Volkshaufen waren, die seine Gutmüthigkeit bezeugen, so bringt man ihn zur Dithba, die ihn herzlich bemitleidet, ihn pflegt und seine Wunden verbindet.

Tags drauf legt sie ihr Kind in einem Korbe auf ihre Eselin, und in einen andern Korb den Kumm und die Ziegenfelle und zieht mit einigen Nachbarn zum Gärtner, dem sie erzählt, was für Unheil er angerichtet hat, und ihm das Dienstlohn abfordert. Um nur keine Händel zu bekommen gibt ihr der Gärtner zwei Zechinen (Ducaten), welches viel mehr war, als der Lohn betrug.

In einigen Tagen hatte sich Kailan erholt und Dithba fängt die alte Predigt an, er müsse endlich ein anderer Mensch werden, und für den Haushalt verdienen. Aber was war zu machen? da er schon überall gewesen war.

Dithba hat einen glücklichen Gedanken. Da er schon Pasteten verkauft hatte, so macht sie ihn zum Handelsmann. Er muß eine Erdart graben, welche man Kindern in die Wiegen streut, weil sie alle Feuchtigkeit einschluckt. Mit dieser Erde wird die Eselin beladen. Kailan setzt sich hinten drauf und ruft durch die Straßen Vagdad: „Erde für Kinder! Erde für Kinder!“

Eine Weile geht die Sache gut, aber dann nickt der Ausrufer ein, und die Eselin führt ihn nach Belieben dahin und dorthin, bis zu den Thoren hinaus, wo sie am Euphrat käufe und dann nach ihrem

Stalle zurückeilt, in welchem sie ihr Füllen hat. Kailun schläft fort, und als die Eselin zur niedrigen Hauschür hinein will, stößt er sich so heftig mit dem Kopfe gegen die Schwelle, daß das Haus dröhnt und er mit blutendem Kopfe und Nase von dem Thiere herabfällt.

Dichba errathet Alles, wäscht ihn, gibt ihm einige Mausschellen, sagt, er solle Arbeit suchen, und würde er nun nicht bald ein anderer Mensch, so solle er so viel Schläge haben, daß er den Himmel für eine Sackpfeife ansehen solle, aber nicht ein einziges Stückchen Brodt.

Kailun denkt, der liebe Gott möge wohl draußen unter freiem Himmel seine Bitte, ihn zu einem andern Menschen zu machen, besser hören, als im Geräusche von Bagdad. So geht er denn sehr weit von Bagdad hinaus.

Hier findet er die Steintrümmer eines Palastes und auf einem der Steinhaufen einen Karduo, der ihn mit hellen Augen ansieht.

„Ei Herr Wetter, sagt Kailun, wohnst du denn auch hier?“ und als das Thier mit dem Kopf nickte, sagte er: „Nun, das ist hübsch, daß du mich noch kennst und mich verstehst; aber so sprich auch mit mir.“ Der Karduo nickte und nickte und sprach nicht. Darüber wird er ungeduldig und droht, den Wetter mit einem Steine zu werfen, wosern er nicht spräche, und da das nicht geschah, wirft er wirklich mit einem Stein nach ihm, und das Thier vertriecht sich unter dem Steinhaufen.

„Wart nur! sagt Kailun hitzig, du sollst schon sprechen;“ und räumt den Steinhaufen hinweg, findet aber den Wetter nicht, wohl aber eine schwarze Marmorplatte mit einem Ringe, an dem er die

Platte aufhebt, und sieht nun eine Treppe, die zu einem weiten Gewölbe führt.

„Aha! sagt er, da wohnt also der Better! das ist wohl sein Lusthaus? Nun! ich will ihn doch auffuchen,“ und somit geht er in das Gewölbe hinunter.

Hier findet er gleich am Eingange mehrere Töpfe, und meint, hierin bewahre der Better seinen Vorrath, nimmt den Deckel von einem Topfe ab, und bringt eine Hand voll Goldstücken heraus, die er für Wdhrenscheiben hält, wie sie seine Frau der Eselin zum Futter schnitt.

Tief hinten in dem Gewölbe war es ganz finster. Dort meinte er, würde sich der Herr Better wohl aufhalten, aber er konnte ihn freilich dort nicht finden. „Kommt nur vor, Better! rief er, oder ich nehme Euch Eure Wdhrenscheiben weg und bringe sie unserer Eselin.“ So that er auch wirklich, als der Better nicht kam, und stopft seinen Turban mit den Scheiben voll, nachdem er erst Klettenblätter, die am Eingange standen, hineingelegt hatte. So hatte er es einmal von einer Frau gesehen, als sie Pflaumen geschenkt bekommen hatte.

Er versucht eine und die andere Scheibe unterwegs, aber er wirft sie weg, weil sie viel zu hart zum Zerbeißen sind. „Nun, sagte er,“ die müssen noch tüchtig gekocht werden, oder die Eselin muß bessere Zähne haben als ich.“ Er kam nach Haus, erzählte Alles, und meinte der Vater würde sich recht ärgern, daß er ihm die Scheiben weggenommen habe. Ditha wußte bald, woran sie war, und sahe, daß das Glück den Dummen immer am günstigsten ist, daher sie es auch in der Welt sehr weit bringen.

Da sie aus allen Umständen abnahm, daß der Ort kaum einige Stunden von der Stadt sein könne, und da der Dummling auch

den Eingang zum Gewölbe aufgelassen hatte, weil der Wetter ihn schon selbst wieder bedecken würde, so nahm sie ihren Entschluß, setzte die Eselin, legt Säcke in die Körbe, kauft vom besten Brodt für Kailun, damit er unterwegs zu beißen habe, und läßt sich den Weg zum Lusthause des Wetters von ihm zeigen.

Es war noch Alles, wie es Kailun gelassen hatte, und selbst der Deckel war nicht auf den Topf gestülpt. Sie füllt die Säcke mit Scheiben, die ihr Mann herauftragen muß, der es mit seinem spizen Verstande bemerkt, daß sie etwas schwerer sind, als Säcke mit Möhren. Kailun schreit mit voller Kehle nach dem Wetter, den er gar zu sehr liebte, welches sie ihm aber verbietet, weil es dem Herrn Wetter in den Ohren wehthun würde. Er muß dagegen, nachdem die Eselin volle Ladung hatte, die Platte wieder auflegen und Steine darüber herwerfen und kam in der Dämmerung unangehalten nach Hause, weil zur selben Zeit noch keine Accise und Rauch war, die Alles wissen muß, Alles anhält und auch nach Belieben behält.

Dithba war eine verständige Frau. Sie wußte, daß die Kadis und die Gerichtspersonen überhaupt eine besonders starke Goldmitterung haben, da sie hingegen von Personen, denen es daran fehlt, nicht einmal wissen, ob sie in der Welt sind. Sie verbarg ihren Scheibenschatz höchst sorgfältig und von dem, was in dem Turban gewesen war, schaffte sie sich nach und nach manche Bequemlichkeit und ihrem Manne besseres Essen und einen neuen aber schlichten Rock, jedoch Alles so unmerklich, daß es nicht auffallen konnte.

Einsmals will sie dem Kailun auch ein gutes Essen machen, und schickt ihn aus, Fleisch, Reiß und Richeverbsen einzukaufen, und gibt ihm zu jeder Waare ein besonderes Geldpäckchen.

Es ist bekannt, daß große Genies meistens ein schwaches Gedächtniß haben, weil das Gedächtniß ins Genie geschlagen ist. Das war der Fall mit Xailun. Fleisch und Reis hatte er behalten und gekauft und bringt es der Dithba, aber das Wort Kichererbsen hatte er vergessen.

Dithba schreit, ihm das vergessene Wort dreimal in die Ohren und schießt ihn wieder aus. Er sagt sich das Wort unaufhörlich vor, und denkt es nun schon zu behalten; aber da begegnete ihm unglücklicherweise einer seiner ehemaligen Kameraden, und sagt:

„Poß tausend, Xailun, du hast ja einen neuen Rock, und bist viel hübscher als damals, wo du Esel und Ochse warst und Leichen aus den Gräbern verzehrtest; und sieh mal, was für einen scharmanten Bauch du dir angeschafft hast!“

Xailun ward ganz verwirrt. „Ach, seufzte er, war ich doch nur ein ganz anderer Mensch, daß mich Niemand mehr konnte und wußte, daß ich ein Ochse und Esel gewesen bin. Darüber vergaß er das Wort, und mußte abermals seine Frau fragen, die sagte es ihm, und ließ es ihn zwanzigmal wiederholen, und drohete ihn ärger zu prügeln als je, vergäße ers noch einmal. Da sagte er: „Kichererbsen! Kichererbsen!“ immer laut vor sich hin.

Da stößt er auf einen Perlenhändler, der ruft: „Perlen, Perlen!“ Der neugierige Xailun weiß nicht, was Perlen sind, fährt aber, wie er Andere thun sieht, in eine von den Schachteln mit Perlen, nimmt eine Hand voll heraus, und, um sein Wort nicht zu vergessen, ruft er: „Kichererbsen! Kichererbsen!“

„Was, du Bengel? sagt giftig der Handelsmann; willst du Spitzbube meine Waare verdächtig machen?“ und damit schlägt er unbarmherzig auf ihn ein, und bei jedem Puff sagt er, Perlen! heißes, Perlen!

Kailun spricht bei sich selbst: „Ich glaube fürwahr, so hieß es auch, was Dithba sagte, und ruft nun laut vor sich hin, „Perlen! Perlen! dann aber, als ers glaubt gewiß zu behalten, leiser: „Perlen! Perlen!“

Da kommt er an den Laden eines Mannes, dem diesen Morgen Perlen gestohlen waren. Der mochte wohl auch so eine Art Genie sein wie Kailun und dachte: Der Kerl hat meine Perlen gewiß; er hat vorhin viel lauter gerufen und nun er an meinen Laden kommt, ruft er mit halber Stimme. Der Mann erwischt ihn beim Kragen, und da Kailun erschrickt, zweifelt er nicht mehr, der sei der Dieb, kommt aber doch endlich dahinter, daß er sich geirrt hat, zumal da ihm die Nachbarn den rechten Verstand leihen.

„Aber, sagt er, warum rufst du denn Perlen?“

„Ja! sprach Kailun noch ängstlich, wie soll ich denn sagen?“

„Sage: Es ist nicht wahr!“ antwortete der Kaufmann ärgerlich und ließ ihn stehen.

„Es ist nicht wahr! rief er nun; aber da kam er zu einem Platz wo Jemand: Masch: rief. *) Dagegen rief Kailun, es ist nicht wahr, und bekam richtig wieder Prügel, mit dem Bedeuten, es heiße Masch!

Das Wort sagte er wieder laut vor sich hin und kommt an das Ufer des Euphrats, wo ein Fischer schon seit einigen Stunden vergebens auf guten Fang wartet.

„Masch! Masch!“ sagte Kailun und bekommt das Fell wieder ausgeklopft, weil der Fischer glaubt, er wolle mit diesem Worte

*) Eine kleine Einsenart, die das Fieber vertreiben sollen, wenn sie an gewissen Tagen des Jahres verkauft werden.

den Fang beheren. Kailun fragt wieder kläglich, wie er denn sagen müsse? „Stelle dich hieher zu meinem Netze, sagt der Fischer, und sprich: Im Namen Gottes: für Einen lieber sieben und zwar von den größten und ansehnlichsten!“

Aber Kailun meint, so lang sei das Wort wohl nicht gewesen, das seine Frau ihm gesagt habe, der Fischer versichert ihn aber, er sei ein Kindvieh; das Wort habe allerdings so geheißen, und müsse so lang sein. Da mußte er es denn sagen. Aber als der Fischer sein Netz heraus zog, lief er eilends davon und ruft: „für Einen lieber sieben;“ das Uebrige hatte er sogleich wieder vergessen.

„Für einen lieber sieben!“ ruft er, indem eben die Leiche eines Kadis zur Grabstätte gebracht wird. Man erstaunt über solche Nachlosigkeit, man macht ihm heftige Vorwürfe, man droht.

„Ach lieber Gott! sagt Kailun, ich weiß gar nicht mehr, wie ich sagen soll?“ — Eine alte Sklavin hilft ihm aus der Noth und spricht: „Sage,“ „Gott erhalte seinen Leib, und nehme sich der armen Seele an!“

So sagt er auch so lange, bis ihm ein todter Esel in einer engen Gasse entgegen gefahrt wird. „Gott erhalte seinen Leib und nehme sich seiner armen Seele an!“ ruft er. Da fällt Alles über ihn her mit Prügeln und Schimpfen. „Hund! Ungläubiger! Schwein!“ rufen sie und wollen ihn todt schlagen, aber ein Satz über die Karre rettet ihn! Aber daß man ihn einen Ungläubigen gescholten hat, zwingt ihn laut aufzuheulen, denn er war ein guter Muselman. Dithba mußte den armen, gutmüthigen Tropf trösten, und bedauert das vielfältig ausgestandene Leid, das er ihr, wie ein Kind der Mutter, klagte.

Ungern ließ jetzt Dithba ihren Kailun ausgehen, da es ihr nicht schwer ward, ihn zu erhalten. Sie wollte nicht, daß er das Stadtmährchen würde und immer in neue Handel gerieth, auch fürchtet sie, er möchte einmal von den Möbrenscheiben plandern. Er aber konnte das Herumwandern nicht lassen, und war oftmals fort, ehe sie sich dessen versah, besonders weil er um so leichter ein anderer Mensch zu werden hoffte.

So war er auch einmal eines Tages zur Stadt hinaus gekommen, und erblickte von fern einen Wald. „Halt, denkt er, da sind recht viel Obstbäume; da kann ich Obst essen, so viel ich mag, und dann kann es doch wohl noch anders mit mir werden.“ Wie erstaunte er aber, als er auf so hohen Bäumen kein Obst fand.

Er hört tiefer im Gehölz ein Geschrei, läuft nach seiner Weise darauf zu und kommt unter Räuber, die eben ihren Raub theilen. Sie nehmen ihn gefangen, sehen wohl, wie dumm er ist, rathschlagen aber doch, ob sie ihn nicht ihrer Sicherheit wegen umbringen sollen. Da kommt Einer aus der Bande und sagt an, daß Reiter schnell gegen sie vordrängen und zwar von mehreren Seiten, worauf die Räuber sich schleunigst fortmachten und dachten weder an Kailun noch an ihre Beute.

Kailun öffnet die Päckte und will wissen, was darin ist, als die Reiter eben ankamen, ihn als einen Raubgesellen gefangen nehmen und ins Gefängniß liefern, ohne daß er recht wußte weswegen? Man machte es ihm aber bald verständlich.

Er kam in einen Kerker, wo der höchst gefährliche und schlaue Räuber Fetah verwahrt wurde, dem schon der Todt zuerkannt war. Dieser merkt im Gespräch bald, welch einen Dummling er vor sich habe, fragt ihm Alles ab, was ihm begegnet war, und hört, daß er

immer so gern ein anderer Mensch hätte werden wollen, und hätte es nicht vermocht, mit aller seiner Mühe nicht.

Fetah ergreift das zu seinem Vortheil. Er hatte sich vor seiner letzten Räuberei Bart und Haare schwarz gefärbt, und dicke Augenbrahnen aufgestrichen, und sich überhaupt schwarz gemacht wie ein Negor. Kailun aber war in Vielem in seiner Gestalt dem Fetah sehr ähnlich.

Kailun, sagte er, du hast es nicht recht angefangen mit dem Anderswerden. Ich will es dich lehren, und wir wollen beide zusammen ganz andere Menschen werden. Dann würde dich deine Frau nicht mehr prügeln und Niemand dich für einen Spitzbuben ansehen. — Wir wollen einmal beide einander die Rücken zuehren, und du sollst gegen Mittag hin um Verwandlung zu dem lieben Gott beten, ich aber gegen Mitternacht hin.

So geschah es. Fetah taucht ein Schnupftuch in seinen Wassekrug und wäscht sich Haare und Bart ab, schwärzt aber dagegen bei der angezündeten Lampe die Hände mit Ruß, kehrt sich dann um und fragt: „Nun, Kailun, habe ich mich nicht geändert? — Schau! so will ich dich auch ändern und dir meine Züge auf dein Gesicht bringen. Damit schwärzt er ihn im Gesicht, (Haare und Bart desselben waren ohnehin schon sehr schwarz) und wechselt nun auch die Kleider mit ihm. Fetahs Rock war aber viel besser und neuer, als Kailuns Rock.

Von den Räubern, unter welche Kailun gefallen war, hatte man mehrere aufgegriffen, die beim Verhör von ihm aussagten, er sei ein dummer Teufel, den sie im Walde gefunden und sich mit ihm belustigt hätten. — Das Gericht beschloß den einfältigen Menschen loszugeben. Man läßt den Pinsel kommen, für welchen der Stochmeister der veränderten Kleidung und des andern Gesichts wegen den

Fetah hält; der Richter bedauert ihn und spricht: „Geh nach Hause, du armes Thier, und wenn es möglich ist, so sei künftig nicht mehr so grund hagedumm.“

Fetzt läßt der Richter den vermeintlichen Fetah kommen, nämlich den Kailun. Man liest ihm einen ganzen Bogen voll Unthaten her, die er begangen haben soll und von welchem er kein Wort weiß, und man liest ihm auch sein Urtheil vor, das lautet: „Mit dem Strange vom Leben zum Tode!“

„Wer hat denn das Alles gethan? fragt Kailun. Steht denn nicht auf dem Papiere, daß ich ein ganz anderer Mensch bin? Seht mich auch nur darauf an!“

Alles, was er noch sagte, war eben so verkehrt, aber die Richter denken, Fetah will sie durch verstellte Einfalt betrügen, sie aber lassen sich nicht irre machen, sondern geben den Befehl zur Hinrichtung.

Dithba hatte indeßen ihren Mann überall gesucht, auf Straßen und in Hospitälern, und kommt zuletzt auch ins Gefängniß, wo man ihr sagt, man habe einen sehr einfältigen Menschen los gelassen. Da geht sie nach Hause und denkt, er wird schon da sein, weil er zu Brodte gewöhnt war. Er ist aber nicht da. Sie geht hierauf wieder ins Gefängniß und hört, daß ein Anderer, der mit dem Einfältigen zusammengesessen eben zum Hofgericht geführt werden soll. Sie geht mit und kennt ihren Mann anfangs in der Bekleidung und Gesichtsfärbung nicht. Aber bald entdeckt sie ihn an einer Menge von närrischen Manieren, Stellungen und Gebärden, aber doch noch nicht ganz gewiß. Als er aber vor dem Thore bei einem Steinhaufen vor einem Karduon stehen bleibt und ihn: „Guten Morgen, Vetter!“ anredet und sich nicht sogleich von demselben will wegbringen lassen, da weiß

sie, wer er ist, fällt dem Richter zu Füßen, sagt ihm, das sei ihr armer blödsinniger Mann, und nachdem sie ihn überall abgerieben hat, erkennen Alle aus seiner Nachbarschaft den armen Kailun, der seiner Frau auf ihre Fragen antwortet, der Andere, der neben ihm gesessen, habe ihn so aufgeputzt und verschmückt, daß er nun ein ganz anderer Mensch geworden sei.

Jetzt kam ein Reiter gesprengt und versicherte den Richter, dieser hier sei Fetah nicht, denn er sei mit demselben oft handgemein gewesen und habe ihn eben wieder eingefangen.

Der Richter ließ den Kailun wieder auf so lange ins Gefängniß zurückgehen, bis er dem Khalifen Bericht erstattet hätte. Er kam jedoch bald los.

Kailun wurde ordentlich nachdenklich und meinte, wenn er nur das Haus, wo der liebe Gott wohne, einmal finden, und ihm seine Noth selbst klagen könne, da würde es besser mit dem Anderswerden gehen als jetzt, wo ihm seine Frau bald wieder gekannt hätte.

So entwischt er denn einmal wieder, geht dahin und dort, hin, und wenn man ihn fragt, sagt er, er suche das Haus, wo der liebe Gott wohne. Viele bedauern den armen Menschen, Andere machen sich einen Spaß mit ihm und weisen ihn an verschiedene Orte, und ein Hauptspasinnarr, der sich sehr witzig betunkte, wies ihn in den Palast des Khalifen.

Da kam er denn in die rechten Hände, denn an den Höfen der Statthalter Gottes wohnen ja die Einsicht, der Ernst, die Menschenfreundlichkeit und das barmherzige Mitleid.

Die Khalifenknechte wollen ihrem Herrn, sich aber noch mehr, eine lustige Stunde machen, und Einer derselben führt ihn durch viele Zimmer und Höfe.

„Ei! der liebe Gott wohnt doch recht prächtig und schön!“ schmunzelte der glückliche Zailun. Unter lautem Jubel und Halloß führte man ihn bis in die Pforten des Thronsaals, denn, wie wir bereits wissen, geruhten der Beherrscher der Gläubigen an einem Hofspäße hohes Wohlgefallen zu finden.

„Dort, auf dem Thron da, sitzt er,“ flüsterte der Thürhüter ihm zu, nun gehe hin und sprich mit ihm.“ Zailun ging hin.

„Ei, wie bist du so schön, du lieber Gott du! sagte er, und funkelst Alles um dich her, und nun ich dich einmal habe, so will ich dir auch sagen, daß ich ein Küchenjunge gewesen bin, und ein Ochse, ein Esel und ein Herrenmeister, und ein Straßenräuber, den sie hingerichten wollten, und ein böser Leichengeist. Das hat mir aber Alles nichts geholfen, denn meine Frau hat mich doch wieder erkannt, und ich habe richtig meine Prügel bekommen. Kurz und gut, lieber Gott, mach mich nun auf einmal zu einem andern Menschen, daß sie mich gar nicht wieder erkennt. Der Karduan ist aber mein Wetter!“

Der Khalif hatte große Mühe ernsthaft zu bleiben bei diesem und vielem andern tollen Zeuge, das der Schwachkopf durcheinander vorbrachte; befahl aber den Thürhüter ihn in ein anderes Zimmer zu bringen und ihn dort zu verwandeln.

Tausend tolle Dinge nahm man nun mit ihm vor. Man gab ihm die niedrigsten Speisen und die köstlichsten Weine. Er wußte nicht, was für ein Getränk der Wein ist, aber er ließ es sich wohl schmecken. Man brachte ihm ein Schlafpülverchen bei, man badet und salbet ihn, schminkt ihn, kräuselt sein Haar, scheert ihn den

Vart ab, bekleidet ihn mit himmelblauen Gewand, schmückt ihn mit einer Sonne von Edelsteinen und mit Perlschnüren, legt ihm Schärpe und Stirnbinde um, zieht ihm Halbstiefel an und läßt ihn unter dem Thronhimmel eines prächtigen Spiegelsaales auf einem Sofa ausschlafen.

Er wacht unter den Tönen der Musik auf und erblickt sich überall in den Spiegeln des Saales der von zweihundert Wachsterzen erleuchtet war, und hält die Bilder für Engel, die er mit seiner Nasenspitze berührt, um sie zu küssen. Er weiß in der Betäubung nicht einmal Etwas zu denken, geschweige zu sagen.

Endlich kommt er ein wenig zu sich selbst. „O! sagt er, was ist denn aus mir geworden?“ — Komm her, Kailun, und sieh es mit an, daß du es meiner Frau wieder sagen kannst! — Ihr, die Ihr so schön seid, sagt er zu den Spiegelbildern, sagt, wo ist der arme Kailun? Ich werde weinen, wenn ich ihn nicht mehr sehen soll!“

Eine Stimme von oben herab sagt ihm, er selbst sei Kailun und auf seine Fragen erfährt er, die schönen Bilder in den Spiegeln, deren Nasenspitzen so kalt wären, seien alle er selbst.

Da wollte er den lieben Gott bitten, ihm die Bilder zu schenken, damit er sie zu seiner Frau tragen könnte, und als man ihn fragte, ob er nicht lieber beim lieben Gott bleiben wolle, sagte er: „ja! alle Tage fünf Stunden, die übrigen bei Dithba, die ja meine Frau sei und mit der er Kinder habe. Nun würde sie ihn gewiß nicht prügeln, da sie ihn nun gar nicht erkennen könne.“

Es ging ein ganzer Tag unter den herrlichsten Festen hin, und der Khalif, der von Allem Zeuge war, war unbeschreiblich belustigt. Kailun aber meinte, er sei im Paradiese; aber als es wieder in die Nacht ging, kam er in die Hölle, denn die Herren Sklaven mach-

ten sich mit ihm ein Späßchen ihrer Art, und einige von den hohen jartsühlenden Damen des Hofes halfen mit Rath und Anschlägen.

Der arme Kailun hatte wieder ein Schlafpülverchen bekommen. Man zieht ihm rauche Ziegenfelle an, an welchen, vorn an der Hand, Geierkrallen befestigt sind; man bedeckt ihm den Kopf mit einer gehörnten Vockslarve; setzt an die Stelle der Augen große feuerfarbige Glasaugen und verunstaltet ihn aufs fürchterlichste.

So tragen sie ihn in ein unterirdisches Gemach, das sie mit Spiegeln behängen und mit Lampen erleuchten. Sie weiden sich nach seinem Erwachen an den Ausbrüchen seines Entsetzens, an seinem Heulen, Schreien, Wimmern und Jammern. — Das war eine Lust! eine rechte Hoflust, bei welcher es ein Wunder war, daß der arme Blödsinnige nicht wahnsinnig wurde. Vielleicht schätzte ihn das Eine gegen das Andere.

Ihn erlöst der Sklavenaufseher, der beim Anbruch des Tages die Sklaven nicht fand, und bald herausbrachte, wo sie steckten. Er läßt Kailun ordentlich wieder bekleiden und ein sehr gutes Frühstück vertilgt alle Angst. Kailun sieht sich bartlos in einen Spiegel, und gefällt sich. Er sei ein junger Muselmann geworden, meint er, und werde seiner Frau desto besser gefallen. Daß er nicht bei dem lieben Gott selbst, sondern nur bei dessen Statthalter, dem Khalifen, und im Palaste desselben sich befinde, hatte man früherhin schon ihm entdeckt.

Der Aufseher berichtet dem Khalifen den Sklavenunfug von vergangener Nacht. Der Khalif sagt; sie sollten gepeinigt werden, hätt ich nicht selbst Veranlassung gegeben. — Aber laß Dithba kommen. Ich will die Frau sehen, die einen solchen Vären mit Prüegeln gebändigt, und ihn sich doch so anhänglich gemacht hat. Ich muß ihr den Verdruß vergüten."

Dithba wird beschieden, und man erzählt ihr Alles, was mit Kailun im Palaste ist vorgegangen. Sie, als ein gescheutes Weib, nimmt sogleich ihre Maafregeln, um Vortheil aus dem Vorfall zu ziehen. Sie kleidet sich anständig an, hängt an jede Seite des Gürtels einen Beutel mit tausend Bechinen, wirft den Schleier über, und läßt sich zum Thron des Khalfen führen, vor dem sie sich niederwirft.

„Dithba, sagt der Khalf, du weißt, was in meinem Palaste mit deinem Manne vorgegangen ist. Sein Vbdsinn ist Ursache davon, und wird ihn noch in tausendfältiges Unheil verwickeln, unter welchem du auch mit leiden mußt. Ich erbiere mich, deine Ehe mit ihm zu trennen, und ihn in eine Versorgungsanstalt bringen zu lassen.“

„O, hoher Herr, erwiederte Dithba; Kailun ist vor Gott mein Mann, und der Vater meiner Kinder, und von Grunde des Herzens gutmüthig. Gott hat ihn mir mit seinem schwachen Verstande anvertraut. Wolltest du ihn einsperren lassen, so würd ich untröstlich sein, denn ich weiß, wie unglücklich er sein würde. Hätte er Jemanden in seiner Vbdsheit Schaden gebracht, hier, Herr, ist mein ganzes Vermögen, zwei tausend Bechinen, womit ich ersetzen will.“

Dem Khalfen gefiel sehr, was sie sagte; die Treue, die Gewissenhaftigkeit der Frau, und ihr zwar nicht schönes, aber geistvolles Gesicht gefielen ihm. Er sagte dem Oberkämmerer ein Paar heimliche Worte, und dieser ging und kam mit einer Schatulle zurück in welcher viertausend Goldstücke waren; zugleich brachte er den Kailun mit, in einen Ehrenpelz gekleidet, denn obwohl die Dummheit oft Etwas auf den Pelz bekommt, kann sie doch auch oft zu Ehrenpelzen kommen.

„Dithba, sagte der Khalif, hier ist dein Mann, den ich um deinetwillen mit einem Ehrenpelze habe bekleiden lassen. Nimm hier auch viertausend Zechinen von mir zum Geschenk; sei glücklich mit Kailun, und bedarfst du meiner, so komm!

„Nun ein anderer Mensch, ein ganz anderer!“ rief Kailun zu seiner Frau, die ihn mit sich nahm.

Jetzt, da es in Bagdad hieß, der Khalif habe der Dithba eine große Kiste voll Gold geschenkt, konnte sie von ihren heimlichen Schätzen unbesorglich Gebrauch machen. Sie kauft ein geräumiges Haus am Markte, schafft erst des Abends mit Kailun ihr Gold hinein, kauft demnächst Geräthe allerlei Art und richtet sich nett und bequem, aber nicht auffallend und prächtig ein. Sie kauft sich ein tüchtiges Maulthier, besucht damit des Wetzters Lusthaus einigemal mit Kailun ganz allein, und holt ihm die Möbhrenscheiben allesammt ab, die er nicht hatte eßen mögen.

Jetzt miethet Dithba auch Sklaven und unter denselben einen sehr verständigen, welcher bloß dazu bestellt ward, Kailun in Aufsicht zu nehmen, daß er in der Stadt keine dummen Streiche beginge, und wenn der Sklav sagte: „Dithba wills nicht haben,“ so folgte er ihm. So lebte Kailun ganz nach seiner Lust, aber ohne dumme Streiche zu machen, an welche mit der Zeit das Andenken immer schwächer wurde.

Dithba half einen braven Kaufmann, der auf dem Fall stand, mit zehntausend Zechinen, unter dem Vorwande, daß er ihrem Kailun immer gütig und freundlich begegnet sei. Sie nahm keine Zinsen. Der Kaufmann half sich, zahlte wieder und rühmte Dithbas

Großmuth. Sie ließ noch einigen andern Kaufleuten, unter gleichem Vorwande.

Man hörte bald davon, wie viel sie drauf gebe, daß man dem Kailun gut begegne, und wo nun dieser sich sehen ließ, hatten seine Sklaven ihn vor den Umarmungen und Liebkosungen und Anerbietungen zu retten, womit man ihn überhäufen wollte.

Dithba wurde bald überall verehrt, denn es hieß, sie habe Antheile an den Unternehmungen der reichsten Handelshäuser.

Da nun noch obenein Dithba einen so guten Tisch führte, daß selbst vornehme Beamte des Khalifen sich dabei einfanden, und Kailun so ein und die andre Redensart von den Gästen aufgeschnappt hatte oder von den Sklaven zugestüstert bekam, auch ganz manierlich bei Tische sich hatte gebekken gelernt, gleich den vornehmsten Herrn, so sprach Niemand mehr vom dummen Kailun. Und ließ er auch je zuweilen etwas Albernnes heraus, so hieß es: er sei ein angenehmer und spaßhafter Herr.

Das machten das schöne Gold und die guten Bißen!

21. Einige Stücker von Rübezahl.

Rübezahl hatte schon Jahrtausende zuvor, ehe noch Menschen daselbst wohnten, im Riesengebirge gehaust, denn er war der Geist des Gebirges, der in den innersten Tiefen und Schluchten desselben eigentlich sein Wesen treiben und über die Berggipfel

fer Aussicht führen mußte, welche Gold und Silber und anderes Metall, oder böse Gifte und Wetter zu bereiten hatten.

Er hatte alle Launen und Arten eines großen Geistes, und richtete tausenderlei Unfug und tolle Streiche an, wenn er auf die Oberwelt kam und wenn er sich müde getobt hatte, dann wurde er ernst und griesgramig und in sich verschlossen, wie große Geister zu sein pflegen, und stieg in seine Gebirge hinab und blieb eine Weile drinnen.

(1)

Er mochte einmal so ein drei oder vierhundert Jahr in den Tiefen seines Gebirges zugebracht haben, als er wieder auf die Oberwelt herauf kam, und sich auf den höchsten Schneegipfel des Gebirges stellte und umherschauete. Wie fand er Alles verändert! Da standen Dörfer, Häuser, Hütten; da weideten Heerden auf Triften; da waren bebauete Ackerfelder und schöne Obstpflanzungen; da rauchten in den Wäldern die Meller; da standen Wägen auf den Berghöhen; da fuhren Wagen mit Pferden, und starke Ochsen gingen im Pfluge, und das war Alles auf seinem Verggebiete und ohne seine Erlaubniß. Er wußte nicht, wie das Alles zugegangen war und wie es gekommen sei, denn er hatte nie Ähnliches gesehen.

Bald bemerkte er, daß eine kleine Art Wesen tausend Dinge trieb, und daß sie es sein möchte, die die ganze Gegend also verändert hätte. Er hatte sich nicht geirrt. Die Veränderung kam von Menschen her, welche er noch nicht kannte.

„Das sind ganz kluge Dinger, dachte er; du willst näher mit ihnen bekannt werden und eine Weile zusehen, wie sie es treiben,

und wenn dir's nicht mehr gefällt, dem Wesen auf einmal ein Ende machen."

Er schlich unter den Menschen herum, denn er hatte Menschengestalt angenommen, und sahe ihr Thun, ihr Arbeiten und Schaffen, ihre Mühe und Fleiß, ihre Liebe und ihren Haß, ihr Hauswesen, ihre Ehen, ihre Kinder, und bekam einige Achtung vor der Kraft des Menschen.

Er sahe die Töchter der Menschen, und wußte nicht, woher sein Wohlgefallen an manchen derselben rührte, denn der rechte große Geist muß gegen Alles gleichgültig bleiben; Gefühl und Empfindung verrücken ihm nur die Einsicht.

Einsmals erblickte er sieben schöne Jungfrauen, aber keine darunter war die schönste, und viel schöner als alle Menschentöchter, die er bis jetzt gesehen hatte, sie war aber die Tochter eines Fürsten, und Rubezahl wurde wunderbar bei ihrem Anblick bewegt.

Die Mädchen sangen liebliche Lieder; sie pflückten sich Blumen und wanden Kränze daraus, und schmückten ihr Haupt damit; sie tanzten auf weichem Rasen um ein helles Wasserbecken, und suchten dann Walderdbeeren, sich damit zu erfrischen. Sein Wohlgefallen an Allem, was er sahe und hörte, wuchs.

Die Jungfrauen gingen lustwandelnd am Abend zurück, aber Rubezahl blieb sinnend auf der Stelle, wo er ungesehen gestanden hatte, und wußte nicht, wie ihm war. Er stand mehrere Tage lang unbeweglich und sahe auf den Ort hin, wo die Jungfrauen gesungen und getanzt hatten und sehnte sich nach der schönsten unter ihnen.

Sie kamen nach einiger Zeit wieder und Rubezahl fühlte sich glücklich, er wußte aber nicht warum? Er verwandelte sich in eine Nachtigall, um in der Nähe besser zu sehen und zu hören. Da wuchs sein Wohlgefallen immer noch mehr an der Schönsten unter den

Schönen, und er beschloß sie zu besitzen und zu eigen zu haben, um sich an ihrem Anblick immerdar zu weiden, und ihre Liebe zu gewinnen, wie er es unter den Menschenkindern gesehen hatte.

Die Fürstentochter tanzte mit ihren Gespielen am Wasserbecken, und mitten im Tanz fand sich ein Jüngling plötzlich mit ein und tanzte unter den Erschrockenen mit, umschlang die Fürstentochter und war mit ihr im Augenblicke verschwunden. In seinen Armen trug er die Ohnmächtige zu seinem Palast, gegen welchen ihres Vaters Burg eine elende Hütte war.

Als sie erwachte, fand sie sich auf einem weichen Ruhebette in Kleidern wieder, deren mit Edelgestein besetzter Gürtel das Fürstenthum ihres Vaters dreimal bezahlt hätte. Der Jüngling lag zu ihren Füßen und flehete um Verzeihung für seinen kühnen Raub, zu welchem ihn eine geheime Macht gedrungen hätte. Er sagte ihr, daß er der Herr des Gebirges sei, zeigte ihr alle Pracht und Herrlichkeit der großen Zimmer und Säle in seinem Schlosse, und den großen Garten, welcher das Schloß umgab, mit Bäumen bepflanzt voll goldener Früchte mannichfalt und überschön, und mit würzigen Blumen aller Art in herrlichen Farbenspielen geschmückt; mit Lauben und Lustgebüsch, mit Bächen und Wasserbecken lieblich und lustig geziert, und auf den Bäumen und in den Gebüsch wohnten die kleinen Säger mit himmlischen Stimmen und herrlichem Federskleid.

Der Berggeist führte die Fürstentochter mit liebkosenden Worten umher, sie aber blieb traurig und schwermüthig, und obwohl er ein mächtiger Geist war und zärtliche Worte hatte, konnte er doch ihre Schwermuth nicht zerstreuen.

„Wenn sie nicht einsam wäre, dachte der Berggeist, ging es vielleicht besser.“ Er ging sogleich auf ein Rübenfeld, zog ein Du-

kend Rüben aus, legte sie in ein Körbchen und brachte sie zu Emmy, denn so hieß die Prinzessin. Dazu gab er ihr ein buntgeschältes Stäbchen und lehrte sie den Gebrauch desselben.

Emmy schlug leise eine Rübe mit dem Stäbchen und rief: „Brinhild!“ und Brinhild, die vertrauteste ihrer Gespielinnen unter den Jungfrauen, stand vor ihr, und umarmte sie mit Freudenthränen. Die übrigen Jungfrauen wurden nun auch mit dem Stabe aus Rüben geschaffen, und alle Rüben wurden verwandelt, und zwei darunter wurden zur Lieblingskaze und zum Schoßhündlein gestaltet.

Nun waren sie glücklich und froh und es ging durch Gänge und Lauben des Gartens und durch Zimmer und Säle des Palastes, und Emmys Augen glänzten vor Freuden.

„So wird es gehen!“ sprach der Geist, und wußte sich viel mit seinem geistvollen Gedanken, Emmys Einsamkeit zu beleben.

Mehrere Tage hatte die Lust und Herrlichkeit mit den geschaffenen Kreaturen gedauert, als Emmy gewahr ward, daß dieselben so allgemach anfangen etwas altfarbig und altschrumpfig zu werden, und daß es mit der Jugendfröhlichkeit immer mehr abnahm.

Als sie eines Morgens sich aus dem Bette erhob, kamen die Hofdienerinnen keuchend und hustend und ganz zusammengefallen herein, und Hündlein und Kätzlein fielen um, und konnten mit Mühe nur wieder auf, um noch ein Paar Schritte zu taumeln und wieder kraftlos hinzufallen.

Das sammerte und ärgerte die Prinzessin und sie rief laut den Geist, der dehmüthig ihr sich nähete und im harten Zorn gescholten ward. Sie forderte von ihm ihren Gespielinnen Jugendschönheit und Munterkeit wieder zu geben, und auch Bläffart und Witzert wieder zu beleben.

Das sei über seine Kraft, sagte der Berggeist, denn Kraft und Gabe der Natur sei in den Rüben verzehrt. Möge sie sich aus frischen Rüben frische Gesichter mit frischen Leben schaffen, und die alten verwelkten Gestalten mit einem Schlage wieder zu dem machen, was sie wären gewesen und dann wegwerfen lassen.

Das letztere that die Prinzessin zuerst. Sie kannte die Hofsitte ja, mancherlei Gestalten am Hofe zu sehen, die wenig Wesen hatten, obwohl viel Wesens machten, und gab den Gestalten den Abschied, und zwar in diesem Fall ohne alle Pension, und andere Gestalten mit gleichem Rübenverstand und Rübenherzen traten an deren Stelle.

So half sie sich eine Zeitlang hin. Neue Abschiede, neue Anstellungen, neue Lust und Freude und neue Gleichgültigkeit, und im Neuen immer das Alte.

Eben waren wieder ein Duzend Rübengesichter in Gnaden aus höchst eigner Bewegung entlassen, aber es waren keine neuen zu haben, denn es fing an Winter zu werden und der große Geist, der so viel vermochte, konnte doch keine Rüben schaffen, wie er mit Schaam und Bestürzung dehmüthig bekannte, obwohl er sahe, daß das seiner Sache keineswegs förderlich war. — Die Schöne kehrte dem Geist zornmüthig den Rücken und ließ ihn stehen.

In Bauerngestalt zog er in die nächste Stadt, kaufte Rübensaamen, mit welchem er einen Acker Landes besäete, und zu deren Wartung er ein Paar tüchtige Berggeister bestellte, die unter dem Acker ein beständiges Feuer unterhalten mußten. Emmy ging wohl zu dem Ackerfeld hin, blieb aber trübe und düster, und der Geist hatte kaum das Herz ihr recht nahe zu kommen. Er fühlte ihre Empfindlichkeit, hoffte aber das Beste, wenn erst nur wieder Rübengesichter zu haben sein würden. Hätte er gewußt, daß Emmy

schon die Verlobte des Fürsten Ratibor sei, so hätte er wohl weniger gehofft. Emmy und Ratibor liebten sich herzlich, und seitdem die Braut verschwunden war, floh der Bräutigam die Menschen und irrte im Sturm und Unwetter in finstern Wäldern umher.

Im wiedergekehrtem Frühlinge waren die getriebenen Rüben zur Reife gekommen, und Emmy bildete sich wieder freundliche bekannte Gestalten daraus. Aber schlau, wie sie, als ein Mädchen, war, machte sie damit auch Versuche zu ihrer Befreiung und glaubte, daß auch ein großer Geist wohl noch überlistet werden könnte.

Sie machte eine ganz kleine Rübe zur Biene, und lehrte sie da und dahin zu fliegen, zu Ratibor dem Fürsten, und ihm ins Ohr zu summen, „deine Emmy lebt noch; der Geist vom Berge hat sie!“

Das Bienschchen horchte genau auf, und flog von dem Finger der Lehrerin fort, aber noch vor den Augen derselben wurde es von einer Schwalbe weggeschnappt.

Mehrere andere Versuche verunglückten auch; aber als sie eine plauderhafte Elster sandte, so glückte es. Die Elster sagte den eingelernten Spruch, und beschied den Verlobten auf einen gewissen Tag, auf die und die Stelle, am Fuße des Gebirges.

Emmy, nachdem sie wußte, daß Ratibor unterrichtet sei, wurde gegen den Berggeist immer freundlicher, wie sie vorher nie gewesen war, und da er so sehr bat, ihn mit ihrer Hand und Gunst zu beglücken, willigte sie ein und setzte einen Tag fest, an welchem sie ihn zum Gemahl nehmen wolle, hätte er zuvor erst eine Probe von seiner Beständigkeit abgelegt, die sehr leicht sei.

Das war der überfrohe Berggeist zufrieden und willig. Am festgesetzten Tage, morgens sehr früh, erschien Emmy in ihrem schönsten und reichsten Putz, mit ihren holdesten Gebärden und sagte zum Geiste, welcher vor Freuden schon zitterte:

„Mein Geliebter! ich muß wissen, ob du gefällig und treu sein wirst. Geh! und zähle auf dem Rübenselde, wie viel Rüben drauf stehen! Sieh! die Probe ist leicht. Berzählst du dich aber um eine einzige, so seh ich, daß ich dir nichts werth bin, und dann soll keine Macht mich zwingen dich lieb zu haben. — Ich aber weiß, wie viel der Rüben darauf stehen!“

Der Geist fing an zu zählen; aber die Rüben standen so unordentlich und verworren unter einander, hier in dichtem Haufen beisammen, dort einzeln, daß er eine geraume Zeit nöthig hatte, mit Zählen durchzukommen.

Um recht gewiß zu sein, zählte er noch einmal, aber er brachte eine ganz andere Zahl heraus, und zum drittenmahl war die Zahl wieder anders. Darüber war aber viel Zeit vergangen.

Endlich glaubte er die Zahl richtig herausgebracht zu haben, und eilte freudig zu Emmy, ihr dieselbe anzugeben; aber Emmy war nicht da. Er suchte sie im Garten, in den Lauben und Gehölzen, an den Quellen und in Gebäuschen, aber Emmy war nicht da. Er durchsuchte den ganzen Palast mit allen Kämmerlein und Winkeln, aber Emmy war nicht da, und so laut er auch überall rief, antwortete ihm dennoch keine Stimme.

Jetzt schöpfte er Verdacht, er möchte betrogen sein. Da fauste er wüthend auf die Verginnen, und von einer derselben sahe er Emmy auf einem Zelter, wie sie eben mit Ratibor und dessen Gefolge über die Grenze seines Gebietes hinüberflog.

Da knirschte er mit den Zähnen, ballte ein Paar Wolken zusammen und schleuderte einige entsetzliche Blitze ihnen nach. Die aber trafen nur eine alte Grenzeiche, welche sie zersplitterten, denn die Verlobten waren schon zwanzig Schritte über sein Gebiet hinaus.

Jetzt schwur er im Grimme die Menschen und all ihr Werk zu vernichten, soweit seine Macht reiche; schwur es, und wollte es sogleich vollbringen; aber er konnte es nicht, denn eine höhere Macht widerstand ihm.

Er kehrte seufzend in seinen Palast und in den Garten zurück, die seine Geisterkraft hervorgezaubert hatten, er seufzte und klagte; er zerstörte dann Alles so schnell, als er es hervorgebracht hatte, und verbarg sich in die untersten Tiefen seines Gebirges.

Aber unter den Leuten wurde es bald ruchtbar, wie der Berggeist betrogen sei worden, indem er Rüben gezählt hatte, und das Volk nannte ihn seit dieser Zeit mit dem Spottnamen Rübezahl. Aber der Geist wurde wüthend, wenn er künftig diesen Namen hörte, der doch schon in aller Munde war, ehe er wieder aus seinen Klagenhöhlen auf die Erde heraufkam.

(2)

Nachdem Rübezahl einige hundert Jahre etwa in den Tiefen der Erde, Jammer und Noth seiner verunglückten Liebe den Klüften und Höhlen und den Erdfeuern und unterirdischen Strömen geklagt hatte, wurde ihm doch sein Trauern zu langweilig, und er zog wieder auf die Oberfläche des Gebirges hinauf, und trieb sein Unwesen mit den Menschen, zumal mit denen, die ihn beim Spottnamen Rübezahl riefen. Aber zuweilen war er doch gnädig.

Ein Bauer war mit seinem Weibe und sechs kleinen Kindern verarmt, denn sein reicher Nachbar hatte ihm Haab und Gut abgerechnet, und die letzte Kuh war drauf gegangen und nichts war ihm geblieben als das hohle Hänechen und der leere Hof.

Wie sollt er seinen Kindern Brod schaffen? Arbeitete er auch vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht, so reichte doch sein

Verdienst nicht zu die Kleinen zu sättigen. Und wenn er nun von der Arbeit nach Hause kam und die Kinder ihn anschrrien: „Bringst du Brodt, Vater? uns hungerts so sehr!“ oder, wenn sie Jedes ein Stücklein Brodt bekamen, und fragten: „Vater hast du nicht noch mehr?“ und er hatte dann nichts, da wollte es ihm das Herz zerreißen.

Der arme Mann sann und sann, und sann nichts heraus, als daß er sich mit hundert Thalern von grundaus helfen könnte, denn hundert Thaler waren damals ein großes Geld.

„Frau, sagte er eines Tags, du hast hinter dem Gebirge so reiche Vettern. Ich will hin; vielleicht daß der liebe Gott Einen unter ihnen das Herz lenkt, und er mir soviel auf Zinsen leiht, als wir brauchen!“

„Das gebe Gott!“ sagte mit schwacher Hoffnung die Frau, denn sie kannte ihre Vettern, die nach ihr und den Ihrigen niemals gefragt hatten.

Am andern Morgen sehr früh tröstete er die Seinen und sprach: „mein Herz sagt mirs, ich finde einen Wohlthäter!“

Küßig schritt er, mit einer Brodrinde in der Tasche, den ganzen Tag zu, bis er des Abends müde und matt zu den Vettern kam, und ihnen mit Thränen seine Noth klagte und um Hülfe flehete. Aber mit welchen bitteren Hohnworten wurde er von den reichen und hochmüthigen Silzen weggewiesen!

Der sagte: „Ich kenne Euch ja gar nicht;“ Jener: „Einen solchen Lump, wie du, habe ich nicht zum Vetter;“ der dritte sprach: „Wach, daß du fort kommst, du Wicht, mich führst du nicht an;“ und der Vierte warf ihn, ohne ein Wort zu sagen, zur Hause Thür hinaus und riegelte sie ab.“

Mit einem Herzen voll Jammer wankte er davon, und nahm sein Nachtlager unter Gottes Himmel in einem Heuschaber.

Am andern Morgen, als er wieder ins Gebirge kam, überfiel ihn Gram und Angst mit großer Gewalt. Er hatte den Arbeitslohn von zwei Tagen verloren, und war so hin, daß er auch den dritten nicht würde arbeiten können; und wenn ihm nun das abgehärmte Weib und die ausgehungerten Kinder entgegen wimmerten, und er brächte ihnen leere Hände und kein Geld und kein Brod, o! o! wie sollt es das Vaterherz aushalten!

Er sann wieder, aber er fand wieder kein Mittel zur Hülfe. Da fielen ihm die Geschichten vom Berggeist bei. „Ich will bei ihm Hülfe suchen, ich will ihn bei seinem Spottnamen rufen; sagte er zu sich selbst, und schlägt er dich todt, so siehst du den Jammer deiner Kinder nicht mehr, und kommst der Quaal los.

Da rief er in der Verzweiflung: „Rübezahl! Rübezahl! Komm!“ Rübezahl hatte gute Ohren und stand alsbald vor ihm, wie ein rußiger Röhler, mit fuchsrothem struppigem Bart und glühenden Augen, riesig und lang, bewaffnet mit einem mächtigen Schürbaum, den er grimmig erhob, den frechen Hühner niederzuschlagen.

„Hört mich, Herr vom Berge, sagte der Bauer mit seinem Gesichte voll Kummer; ich habe Euch nicht aus Muthwillen gerufen, sondern aus Angst und Noth!“

Das kam dem Berggeist besonders vor; so wollte ers denn hören; und die kummervolle Miene des Mannes zog ihn auch an.

Der Bauer erzählte, wie arg es ihm ergangen sei, erzählte von seinem Weibe und Kindern und von den unbarmherzigen Wetter, und schloß mit der Bitte, ihm hundert Thaler zu leihen, die er mit

Zinsen in drei Jahren wieder bezahlen wollte. Mit hundert Thalern sei ihm geholfen.

„Narr! sagte der Geist zornig, bin ich ein Wucher und Zinsjude? Geh zu deinen Brüdern, den Menschen, und borge so viel du bekommen kannst, mich aber laß in Ruhe, wenn dir deine Haut lieb ist!“

Es war dem Bauer, als wär es dem Geiste mit seinem Zorn nicht so ganz harter Ernst. Er schildert ihm nochmals den Jammer des Weibes und der Kinder, und bittet abermals um hundert Thaler. „Wollt Ihr mir nicht helfen, setzte der Bauer hinzu, so schlägt mich nur mit der Schürstange todt, damit ich die Quaal der Meinen nicht sehen darf. Der Gram wird mir ja doch das Herz abstreßen! So aber komm ich auf einmal das von.“

Mitleid zu fühlen schickte sich für einen so großen Geist, als der Bergherr war, gar nicht; aber das ganz Eigene von ihm Geld zu erborgen, und das besondere Zutrauen gefielen ihm.

„Komm, sagte der Geist, und führte den Bauer tiefer wald: ein, bis in ein Fessenthal, zu welchem sie sich durch dichtes Gesträuch hindurch arbeiten mußten. Sie kamen sodann in eine finstere Höhle, tiefer und immer tiefer hinein, und der Bauer hörte das Rauschen und Brausen der Bergwasser und ward ihm dabei unheimlich zu Muth. Bald aber hüpfen kleine blaue Flammen vor ihnen her und der dunkle Fessengang wurde zum großen Gewölbe, in welchem helle Lichter flackerten.

Da stand eine große kupferne Braupfanne, voll lauter Thaler bis an den Rand. „Da nimm! sagte der Geist, so viel du bedarfst, und wenn du schreiben kannst, so stelle mir einen Schein. Schreiben konnte aber der Bauer. Er zählte sich höchst ge-

wisenschaft hundert Thaler ab, der Geist aber schien sich darum gar nicht zu kümmern, drehte ihm den Rücken zu und suchte die Schreie besachen aus einem Schranke hervor; aber der Bauer nahm deshalb keinen einzigen Thaler mehr. Er schrieb den Schuldschein, so gut er vermochte, und der Geist schloß denselben in einen eisernen Kasten ein. „Geh nun! sagte er zum Bauer; nütze dein Geld; merk dir den Eingang ins Fessenthal, und vergiß den Zahlungstag nicht, denn ich bin ein strenger Schuldherr. — Da! sagte er, indem er einen großen Griff in die Braupsanne that, — das ist für deine Kinder, und steht nicht auf dem Schuldschein.“

Tausend Dank sagte der Bauer dem Geiste; fand sich bald aus dem Fessengange heraus, merkte sich die Stätte genau, und ging, durch Freude an allen Gliedern gestärkt, rüstig nach Hause, wo ihn die Kinder um Brod anscrien, die Mutter aber trostlos weinend im Winkel saß, weil sie schon wußte, wie viel auf die Bettlern zu rechnen war.

Aber welch eine Freude da, als der Vater den Quersack öffnete und nahm Bregeln und Weißbrod für die Kinder, und Gräze zum Brei, und Fleisch und Wurst heraus, welch er Alles in der Stadt gekauft hatte. Wer kann solche Freude beschreiben?

Der Bauer, der es nicht für gut hielt, der Wahrheit nach auszusagen, wer ihm das Geld geborgt hätte, lobte die Bettlern der Frau, die hätten ihn freundlich empfangen, gut bewirthet und willig das Geld geliehen!

Da that sich die Frau auf ihre reichen und liebreichen Bettlern Etwas zu gut, und rühmte dieselben aller Welt. Die Freude ließ ihr der Mann recht gern.

Jetzt ging ein neues Leben und Arbeiten in des Bauers Hause an, und mit hundert wohl angelegten Thalern ließ sich viel machen.

Alles, was unternommen wurde, ging zum Glück und lag ein stillliches Gedeihen auf dem Gelde des Bergherrn. Ein Acker nach dem andern, ein Heuschlag nach dem andern wurde gekauft; das Vieh war weit und breit umher das schönste, und im dritten Jahre schon hatte der Bauer ein Paar Hufen Feld, und ein Paar tüchtige Pferde zur Bewirthschaftung, und wohl viermal so viel baar, als seine Schuld ausmachte.

Der Zahlungstag kam! Weib und Kinder thaten die besten Sonntagsgleider an und freuten sich die reichen Bettern besuchen und zeigen zu können, daß sie ehrliche und wohlhabende Leute wären. Hans mußte anspannen und sie kamen bald aufs Riesengebirge, wo der Wagen an einer Stelle halten mußte, der Bauer aber mit den Seinen ausstieg. Hans sollte fortfahren und auf der Höhe unter den drei Eichen warten und die Pferde derweil grasen lassen, er aber wolle mit den Seinen einen anmuthigen Fußpfad gehen, obwohl derselbe ein wenig um sei.

Darauf ging er durch das Gebüsch waldein, immer tiefer hinein, schauete dahin und dorthin, als ob er suchte, und die Frau glaubte schon, ihr Mann habe sich verirrt. Aber jetzt sagte er ihnen, wie es ihm bei den reichen Bettern gegangen sei, und wer ihm geliebet habe, und erzählte Alles genau, und lobte den Berggeist, vor dem sie sich fürchteten, mit Thränen im Auge, indem er ihnen vorstellte, wie glücklich sie jetzt wären, und wie elend vor drei Jahren.

Nun hieß er sie warten und ging allein, die Felsenhöhle zu suchen, aber es war nirgends ein Eingang, obwohl er gewiß wußte, daß er auf der rechten Stelle sei, wo er vor drei Jahren hineingegangen war. Er klopfte mit einem Stein an den Felsen, er klingelte mit dem Geldsack, er rief dem Berggeist zu kommen und das

Seine zu nehmen, aber kein Berggeist erschien. Da ging er müthig zu den Seinen zurück. Ihn drückte das Geld, dessen er so gern los sein wollte. Er setzte sich mit den Seinen auf den Däsen und wartete, aber es kam Niemand.

Da probirte der Bauer das alte Wagstück noch einmal und rief: Müßbezahl! Müßbezahl! obwohl ihm die Frau den Mund wollte zuhalten. — Auf einmal kam der jüngste Knabe zitternd zur Mutter und sagte, dort hinter dem Baum sei ein schwarzer Mann. Da krochen die Kinder ängstlich zusammen; der Vater aber ging hin und sah nichts.

Eben wollte der Bauer noch einmal zum Felsen, dort noch stärker anpochen und rufen, und wenn dann Niemand käme, das Geld am Felsen hinlegen; da mocht es der Bergherr sich holen. Aber indem er seinen Vorsatz der Frau kund that, brauste es in den Wipfeln der Bäume, der Wind trieb dürre Grashalme und Laubblätter vor sich her und jagte kräuselnde Staubwolken in dem Wege auf, worüber die Kinder sich freueten.

Unter dem Laube wurde nun auch ein zusammengerolltes Papierblatt über den Weg getrieben, nach welchem die Kinder vergeblich haschten. Endlich warf der eine Knabe seinen Hut darauf, nahm es auf, und weil es so weißes Papier war, bracht ers dem Vater. Da war es der Schuldschein, unter welchem geschrieben stand: „Zu Dank bezahlt!“

Da ward der Bauer sehr froh. „O! rief er, mein Wohlthäter kennt nun meine Ehrlichkeit und mein dankbares Herz!“

Jetzt wollte er nach Hause umkehren, aber die Frau ruhete nicht eher, bis der Mann zu den reichen, silzigen und hochmüthigen Bettern fahren ließ, welche sie durch ihren Wohlstand recht zu kränken gedachte; aber die kränkte sie gar nicht, denn sie waren nicht

mehr da, sondern gestorben und verdorben, und die Gehöfte, welche sie bewohnt hatten, waren an neue Herren gekommen.

Hochmuth und Unbarmherzigkeit kamen bei ihnen vor dem Fall, unser Bauer aber wurde täglich wohlhabender und wurde dabei von Allen geliebt, die ihn kannten, denn er war arbeitsam und fleißig, half seinen Nächsten gern, und war gar nicht hochmüthig.

(3)

Es saßen eines Abends mehrere Bauern in einem Wirthshause am Fuße des Riesengebirges beisammen und hatten geessen und getrunken, und sungen nun an einen jungen Menschen zu necken, der blöde und still im Winkel hinter dem Ofen saß und schien ein fahrender Schüler *), obwohl er gar nicht so dreist und unverschämt war, als diese zu sein pflegten.

Als in den Geschichten, welche die Bauern einander erzählten, einigemal des Berggeistes unter dem Namen Rübezahl erwähnt wurde, that er sehr furchtsam und bat auch, aber recht dehnmüthig, sie möchten doch solcher gefährlichen Dinge nicht gedenken, und absonderlich den Namen Rübezahl vermeiden, zumal es schon gegen die Nacht gehe. Da erzählten sie aber solcher Geschichten nur immer noch mehr und nannten alle Augenblicke den Namen Rübezahl, damit er sich recht sollte fürchten.

Als er sie noch einigemal gebeten, abzulaßen von solchen Erzählungen, sagten sie zu ihm, er solle vielmehr aus denselben etwas

*) Herumziehende Studenten — waren Gauner und Leutbetrüger, gaben große verborgene Weisheit vor, und lebten von der Einfalt derjenigen, die sich betrügen ließen.

Gutes an nützlicher und erbaulicher Lehre herausnehmen. Das müsse er als ein fahrender Schüler doch können.

Ja! meinte der Schüler, das dünkte er wohl zu können, aber er hätte kein Herz dazu, denn sie möchten es ihm übel auslegen, und Handel an ihm suchen, er aber sei gar furchtsam und friedlich.

Da lachten die Bauern, und versprachen sich eine gute Lust mit ihm, verhiessen ihm aber Frieden und auch freie Zeche, wo er seine Sache recht verstehe. — Da erzählte denn Einer.

„Es wollt einmal ein Mensch ein Zauberbüchlein haben, woraus er Wetter machen, Vieh behexen und wieder die Verzauberung lösen, sich verwandeln und unsichtbar machen, und die Goldschätze aus der Erde herausbringen und viel andere Dinge ins Werk setzen könne. Da wollt er denn ein gewaltiger und reicher Mann werden. Er dachte aber Rübezahl würd ihm ein solches Büchlein schon geben, wenn er ihn darum bäte. So ging er denn auf dem Gebirge fleißig umher, bis er nach langer Zeit einmal den Rübezahl fand. Der saß als ein eisgraues Männlein vor einer Höhle, und gab ihm ein Büchlein, als er begehrt hatte. Da er aber nach Haus kam und das Büchlein probiren wollte und aufschlug, da waren es Baumblätter, mit den Fasern und Linien, aber mit keinen Buchstaben.“

Denn sollte der Schüler die nützliche Lehre herausziehen. Der besann sich ein wenig und sagte dann leise:

„Wer Wunderdinge leisten will,
der höre zu, aufmerksam still,
was die Natur für Werke treibt
und schau, was sie in Bücher schreibt.
Dem Klugen stehn die Bücher auf,
der Tölpel bringt draus nichts zu Haus.“

Wer recht ein Baumbblatt lesen kann,
wird auch daraus ein rechter Mann.
Kommt drüber Du mit Holz im Kopf,
so bist und bleibst ein dummer Tropf."

"Herr, sagte der Bauer, welcher erzählt hatte, meint Ihr damit auf uns?" Dabei schlug er mit der Faust mächtig auf den Tisch.

"Ja! riefen die Andern, auf uns meint ers; wir sind die Tölpel und dummen Tröpfe, weil wir niemals Etwas aus Baumbblättern haben lesen können!"

"Da seht nun selbst, liebe Herren, daß ich wahr gesagt habe, sprach fast weinend der Schüler. Seht! Ihr suchet eine Ursach gegen mich. Hätte ich doch nur geschwiegen!"

Da redeten ihm die Bauern wieder gutmüthig zu, und sagten, es sei nicht so böse gemeint, sondern sollte nur Scherz sein, und nöthigten ihn eins zu trinken.

"Nun, lieber, fahrender junger Herr, sagte ein anderer Bauer, nun will ich auch einmal Etwas von Einem Eures Gleichen erzählen. Da wollen wir auch unsere Lust dran haben.

"Es zog einmal ein solcher Gesell, wie Ihr, übers Gebirg; hatte einen grimmigen Stoßdegen angethan zu Schutz und Trutz; hatte eine Zither im Arm, spielte drauf und sang lustige und närrische und auch wohl leichtfertige Lieder dazu."

"Ach! der war viel dreister als ich;" sagte der Schüler blöde. "Freilich, Herr! das wollt ich selbst meinen;" sagte der Bauer schmunzelnd, und erzählte dann weiter.

"Als nun so der Schüler fürbaß zieht, kommt Einer seines Gleichen hinter ihm drein und gesellt sich zu ihm. Da führten sie

allerhand seltsame und leichtfertige Reden und Gespräche. Der neue Gefährte borgt dem Andern die Zither ab, um ihn ein hübsches Lied mit artiger Weise zu lehren, hat aber das Sattenspiel kaum, so ist er damit alsbald oben auf dem Wipfel eines hohen Baumes, so schnell wie eine Eichelke, und musiziert erst fein und anmuthig, dann so garstig und häßlich, daß der fahrende Schüler sein Spiel wieder zu haben begehrt. Aber der oben im Baumwipfel gibts ihm nicht, sondern singt garstige Schandlieder auf die Liebste des fahrenden Schülers, der darauf zornig den Degen zieht, und den Andern herabkommen heißt, um einen Gang mit ihm, auf Tod und Leben zu machen. Da stürzt krachend die Zither auf die Steine herab, als sollt sie in tausend Stücken zersplittern und ein scheußliches Gesicht steht vor ihm und freischt ihm gräßliche Worte entgegen, daß er davon in Ohnmacht fiel. Als er wieder zu sich kam, merkte er wohl, mit wem er zu thun gehabt, nahm seine Zither, die noch ganz war, schlich stillschweigend mit ihr über das Gebirg, und kam sobald nicht wieder."

„Das will ich wohl glauben, sagte ein Bauer, und ist der Jüngling wohl gar unser blöder Schüler hier gewesen, der uns nun seinen Spruchreim sagen soll."

Da sagte der Schüler den Reim, der hieß aber also:

Wem eine Zither Gott verliehn,
der preise damit dankbar ihn,
und brauch zu Darrentheidung nicht,
was Gott ihm selbst hat zugericht.

Doch spielt er auch einmal nicht recht,
so ist er drum noch selbst nicht schlecht.

Die Zither springt nicht gleich entzwei.

Nur daß er künftig sittig sei,

und seiner Lieder zarte Blüthe

vor garstigen Gesellen hüte."

„Wahrhaftig, sagte ein Bauer, das soll uns gelten! Garstige Gesellen! hüten! — So? — — Herr, laßt das Sticheln; oder Ihr sollt es sehen!"

„Ei laßt's gut sein, sagte ein Anderer; wir wollen ihm auch schon Eins anhängen, denn wir sind wohl so pöflich als er." Das meinten sie denn Alle, und so zechten sie wacker fort, und ging der Handel noch gütlich ab.

Darauf erzählte ein Dritter.

„Einmal hatte ein vornehmer Mann einen großen Ingrimm auf einen Andern. Dem wollt er grausame Worte schreiben und that es auch; aber der Rübezah! war ihm in die Feder gekrochen, und machte, daß alle Worte grade umgekehrt und widersinnig auf das Papier kamen, und statt daß es hatte heißen sollen: „Du bist ein meineidiger Schuft; und ein Großhanns; und, ich schlag dich noch todt, wenn ich dich einmal treffe," und dergleichen mehr, stand es ganz anders da und hieß: „Ich bin ein meineidiger Schuft, und nicht werth dir die Schuhriemen aufzulösen, und bin ein Großhans; ich werde mir aber einmal das Fell tüchtig durchgerben, und schlage mich noch todt, wenn ich mich einmal treffe."

Das gefiel den Bauern aus dermaßen und wünschten sie, es möcht ihnen einmal Jemand den tollen Brief vorlesen, wenn er ihn hätte, dieweil sie selbst nicht lesen gelernt hätten.

Da sagte der Schüler, die Lehre ist dasmal kurz und lautet:

„Wer will verbrühen den Nachbarmann,
sing meistens klüger sonst was an;
denn wenn ers nicht genau beschaut,
verbrüht er sich die eigene Haut.“

Hierauf sagte der Student, er wüßte wohl ein artiges Kunststück, wie das mit dem Briefe; da brauchten sie gar nicht lesen zu können, sondern könnten es selbst mit anschauen und dabei mitspielen, aber das könnt er ihnen vormachen, wenn sie einwilligten und es zufrieden wären.

„Nur drauf; nur angefangen, lieber Herr Schüler, jauchzen die benebelten Bauern, das soll ein wahrer Spasß werden, wie auf einer Hochzeit; nur frisch.“

Da schritt der Schüler vor den Zechgästen im Kreise herum und machte vor dem Munde eines Jeglichen einige Zeichen in der Luft und sprach wunderliche Reime dazu, die lauteten aber also:

„Die Zung und auch die Kake
sind Thiere; schlau genug,
wie man die Andern frage
sich selber frau die Glage —
die Zung und auch die Kake,
sie könnens Zug um Zug,
die Eine mit der Taze,
die Andre mit dem Spruch.
Die Zung und auch die Kake
sind doch nicht schlau genug.“

„Daß sie sich selbst nicht träge
und Andern kraun die Glage. —

Die Zung und auch die Kage
zwingt Zauber Vannes Zug.

Nun, liebe Zunge, schwache
und sprich verkehrten Spruch.“

Die Bauern hatten ihre Lust dran, daß der blöde Schüler so
dreist und herzhaft geworden sei, und meinten, das habe ein guter
Trunk gethan, und wenn man ihm erst noch besser werde zugetrun-
ken haben, dann müsse die Lust mit ihm erst recht anhehn.

Als nun der Schüler sich wieder auf die Ofenbank ruhig hatte
niedergelassen, bracht ihm ein Bauer ein volles Glas zu, und sprach:
„Nun feisch! nun muß ich trinken, bis ich umfalle, oder es wird
nicht gut abgehen!“

„So thut nur nach Eurem Gefallen; sagte der Student ge-
lassen.“

„Ja! sagte der Bauer barsch, nach Eurem Belieben sollt Ihr
thun ganz und gar, und wenn mirs im mindesten einfiel, Euch
dran zu hindern, — Herr! kurzum, da könnt es leicht kommen,
Ihr zählet mir Etwas auf.“

„Hanns, riefen die Andern, wie sprichst du denn so wunderbar?“
Einer aber, von dem sie dachten, er sei unter ihnen der Klügste,
weil ers ihnen so oft vorgesagt und bewiesen hatte, sprach gar ernste-
haft: „Laßt meinen ehrlichen Nachbar Hanns. Was hats da zu
wundern? Ja! wenn mirs paßirte, der ich so ein stummer dumm-
köpfiger Kerl bin. Aber der Hanns ist nun schon einmal ein Biß-
chen klüger, dem müßt Ihr's zu gut halten.“

Die Bauern sahen einander voll Erstaunen an. Endlich sagte
Einer: „Ich glaube, wir haben den Studenten abscheulich behept!“

— Ja, riefen Andere, uns ist es gleich so vorgekommen; und Alle wurden nun zornig und wild, und schrien: „Es hilft nichts vor, der Student muß uns zusammen hauen, bis wir keinen heilen Knochen mehr haben. Wir habens ihm gar zu arg gemacht. Wart, das soll uns schön bekommen.“

Sie merkten wohl, daß sie immer das Gegentheil von dem sagten, was sie sagen wollten, aber sie konnten nicht anders, und wurden deshalb nur desto toller und wilder, und wollten im grimmigen Zorn über den fahrenden Schüler her.

„Du mußt uns todt schlagen!“ riefen sie mit verwirrten Sinnen, indem sie ihn todt schlagen wollten, aber es pfliff ein Zugwind durch die Gaststube und alle Lichter erlöschten. Dagegen saß ein großer Schuhuh mit leuchtenden feurigen Augen auf dem Ofen und schnaubte die Empörten an, deren Grimm sich stracks in Furcht umwandelte.

Sie wollten die Thür suchen, fanden sie aber nicht, und riefen kläglich: „Wir sind Herrenmeister, sind Kobolde, sind der Räubezahl; das hätte der Student ja gleich wissen sollen.“

„Ruhe doch, liebe Gesellen! schnarrte der Schuhuh, ich bin ja auch ruhig, und bin der Student noch und der Vogel der Weisheit, und habe mich gar nicht verwandelt. Aber ich bin der Räubezahl, und wir sind tausend Klaster tief unter der Erde, in meiner Schatzkammer. Fürchtet Euch gar nicht, liebe Zechgenossen; Ihr habt mir einen guten Trunk gegeben; so will ich denn dankbar sein. So seht her. Das Dach ist von Gold und die Sparren sind von Demanten. Brecht Euch durch und nehmt mit, was Ihr fortbringen könnt.“

Erst kletterten sie aus Angst, Einer auf des Andern Schulter, und als sie nun durch waren und den Sternenhimmel sahen, dachten

sie an das goldene Dach und an die demantenen Sparren. Nun fingen sie recht an hinein zu arbeiten, und wollte ein Jedweder so viel als nur möglich von den Schätzen mit heimbringen, am meisten der Wirth.

Aber als der Morgen heraufleuchtete, sahen sie, daß sie mit Dachsparren und mit Stroh und Schindeln, woraus das Dach war, sich recht schwer belastet hatten. Gold aber und Demanten hatte keiner.

Wenn aber künftig ein Reisender ins Wirthshaus einkehrte, der still war und blöde, neckte ihn Niemand mehr, weil sie Kübezahl geneckt hatte.

22. M o g r a b y.

Der fluchwürdigste Zauberer und der größte an Gewalt, der ärgste aber an Bosheit war M o g r a b y, das furchtbarste Werkzeug des Zatanai. Ueberall schweifte er auf Erden in tausend Gestalten umher, zu sehen wo er Unheil anrichten und Seelen verführen konnte, um das Reich seines Meisters zu vergrößern.

Mograb y war auf dem höchsten Gipfel seiner Macht, als in Syrien Kalib zu Tadmor regierte, ein gewaltiger Fürst, der dreimal-hunderttausend Reiter hatte, von welchen siebenmal sieben tausend seine Leibwache waren. Seine Hauptstadt schimmerte von Palästen und allen Herrlichkeiten, weil Gewalt und Pracht fast immer beisammen sind.

Sultan Kalib hatte Alles, aber nur keinen Sohn, welcher der Erbe seiner Macht und seiner Reichthümer werden konnte, das verz

Bitterte ihm sein ganzes Leben. Er ließ in allen Tempeln bitten, der Himmel möchte ihm einen Sohn schenken, er spendete reiche Almosen aus, er bauete große Spitäler, aber er bekam keinen Sohn.

Als er nun schon etwas alt zu werden anfing, und über seinen vergeblichen Wunsch recht unmutig und mürrisch geworden war, harte sich ein Mann in den Palast eingeschlichen, der wie ein Landsmann gekleidet war, und Äpfel zum Verkauf ausrief: Der Mensch hatte ein widriges Gesicht, und ein Pflaster auf dem rechten Auge. — Es war Mograby.

„Äpfel! Äpfel! Äpfel für Leute, die keine Kinder haben!“ rief er. „Was hast du?“ fragte verwundernd der Großwesir, der eben zum König wollte. Der Händler wiederholte es ihm, und eröffnete ihm die geheimnißvolle Kraft seiner Äpfel.

„Wenn das wahr ist, sagte der Großwesir, was du von deinen Äpfeln rühmst, daß der Genuß derselben Kinder verschafft, so mußt du bald so reich werden als ein König!“

„O nein! antwortete Mograby; denn mein Baum trägt im Jahre nur eine einzige Frucht, aber diese hat auch die Wunderkraft, ein Kind zu gewähren, gewiß in sich, so wie sie auch von Aussehen wunderschön ist.“ Mograby deckte seinen Korb auf und hob die Baumblätter ab, die den Äpfel verdeckten, welchen der Wesir mit großer Aufmerksamkeit betrachtete.

Indeß kam der Hofnarr herbei und machte sich mit seinen Späßen an den Händler, neckte ihn, und fragte, ob er ihm nicht auch ein Kind schaffen könne.

„Nimm diese große Haselnuß, antwortete Mograby, und setze sie dir an deine Nasenspitze, dann wirst du ja sehen, was sich begibt!“

Der Narr, in der Hoffnung, die Gelegenheit zu mancherlei Spaß zu bekommen, nahm die Nuß, setzte sie mit vielen Grinsen

an seine Nase, und siehe da, sie saß fest und wurde fleischern, und der Narr hatte eine kleinere Nase auf der großen, worüber die Hofbedienten ein greuliches Gelächter erhoben. Die Bitten des Narren, ihm die fatale Nasenzugabe wieder abzunehmen, blieben unerhört. „Behüte! sagte Mograby, das würde dein eigener Schade sein! du hast so viel Mühe gehabt, Gelächter zu erregen, die kannst du jetzt ersparen, denn man wird schon lachen, wenn man dich nur ansieht. Merke dabei: daß man sich erst seinen Mann recht ansehen muß, ehe man ihn neckt.

Der Wesir geht nun, nachdem er Augenzeuge von dem Kunststücke mit der Nase gewesen ist, zum König, gibt demselben Bericht, und sucht ihn zu überreden, den Apfel um jeden Preis zu kaufen, denn es sei seine Pflicht auf Erbfolge für den Thron zu denken, und das Land gegen künftige Kriege zu sichern. — Wozu wüßte ein Hofmann nicht Vorwand!

Der König findet die Sache zwar bedenklich, aber wie oft sind unsere Wünsche mächtiger als unsere Vernunft. Er läßt sich den Apfel zeigen und findet ihn unübertrefflich. Aber ehe er in nähere Unterhandlung mit dem Verkäufer tritt, muß sich derselbe erst umkleiden lassen. Nun konnten Seine Majestät sich mit demselben einlassen, nun es mit der Bekleidung seine Richtigkeit hatte, und boten dem Mograby viertausend Zechinen für den Apfel, wofern derselbe nur Sicherheit stellen könne, daß die gepriesene Kraft des Apfels nicht fehlen werde.

„Für die Sicherheit der Wirkung setze ich diesen Ring hier zum Pfande, sagte Mograby, indem er einen Ring aus seinem Korbchen nahm, sehet zu, ob er nicht wenigstens zwanzigtausend Zechinen werth sei?“

Man fand ihn noch mehr werth, und fragte, wie viel er denn verlange?

„Werdet nicht entrüstet, gnädigster Herr, erlebte Mोगraby. Es gibt Dinge, die um kein Gold feil sind, und mein Apfel ist auch nicht. Mir fehlt daselbe, was sich deine Majestät wünschet — ein Sohn, der der Erbe meiner Reichthümer und meiner Wissenschaften sei. Die Kraft des Apfels ist für mich verloren, obwohl sie für dich sicher ist. Daher ist meine Bedingung, daß das erste Kind, welches durch des Apfels Kraft deiner Majestät Gemahlin bekommen wird, mein sei, wenn es ein Sohn ist, dein aber, wenn es eine Tochter ist.“

Der König gerieth in Wuth über die Unverschämtheit des Apfelmädlers, und wollte schon der Leibwache befehlen, den Nichtswürdigen niederzuschlagen, aber der Minister, der dem König oft mit dem Verstand aushelfen mußte — zuweilen sogar mit Unverstand — schlug sich auch hier ins Mittel.

„Gnädigster Herr, flüsterte der Minister seinem Herrscher, in einem Winkel des Thronsofas, ins Ohr — er wußte aus langer Erfahrung, welch eine Macht solches Einflüstern hat — der Nichtswürdige wäre werth, niedergehauen zu werden, allein daß er auch gern einen Sohn haben möchte, ist ihm wohl nicht so ganz zu verargen. Laß ihn doch seine Schätze, mit welchen er nicht scheint zu wissen wohin? auf Euren Prinzen vererben. Erwägt auch, daß der Schuft schon alt und ganz kraftlos ist. Ich glaube, der lebt kein halbes Jahr mehr. Die Hauptsache aber ist, daß ein König bei dreihundert tausend Reitern nicht Wort zu halten braucht, wie ein gemeiner Mann!“

Das letzte begriff der König am ersten, denn es war ihm seit langer Zeit sehr geläufig geworden. Man wurde eins, dem Verkäufer den Prinzen, den des Apfels Kraft hervorbringen würde, als Sohn zu überlassen.

Mograbby unterrichtete den König nun über den Gebrauch des Wunderapfels. „Schneide,“ sagte er, den Apfel in zwei Hälften, ehe du mit deiner Gemahlin dich schlafen legst. Die eine Hälfte gib der Gemahlin, die andere iß selbst, und indem Ihr beide eßet, sprichst du laut die Worte: „O du verborgene Macht, die du die Kraft in den Apfel gelegt hast, gewähre uns ein Kind!“

Zu rechter Zeit und Stunde wurde ein Prinz geboren. Da war große Freude, aber auch große Bekümmerniß, daß der alte unheimliche Kerl sich melden, und den Prinzen fordern möchte, aber der meldete sich nicht. Der Prinz wuchs munter und frisch heran, und wurde von keinen Kinderzufällen geplagt, und als nach einigen Jahren der Apfelhändler sich noch nicht sehen ließ, dachten König und Wesir, derselbe sei todt. Nur wenn sie die sonderbare Nase des Hofnarren ansahen, wollre es ihnen zuweilen doch etwas bedenklich vorkommen.

Als Ha bed, so hieß der Prinz, dazu alt genug war, wurde er dem gelehrtesten Manne des Reichs und dem Obervorsteher der Geislichkeit zu Lehre und Zucht übergeben. Der behielt ihn bei sich im Hause, und erzog ihn als ein ausgelernter Prinzenhofmeister recht steif und förmlich. Da durfte er nicht etwa lustig und frei und fröhlich mit andern Kindern spielen, die ihm etwa gefielen, falls sie zu tief unter ihm standen; oder — nein die Söhne der Krongroßbeamten waren seine Gespielen einzig und allein, und die waren Alle abgerichtet ihrem künftigen Herrn mit der allertiefsten Ehrfurcht zu begegnen und sich keines vertraulichen Wortes zu erdreissen. So lernten sie denn selbst auch ein gutes Stückchen Hofkunst, schon in der Kindheit.

Als Prinz Habeb nun bald das vierzehnte Jahr erreicht hatte, übertraf er alle seine Gespielen an Schönheit, Geist und Kenntniß, wenigstens sagte es der alte Gelehrte. Der entzückte Vater dachte schon daran, daß ihm sein Sohn nun bald helfen könnte, Land und Leute regieren. Mograby war ganz vergessen.

Es meldet sich eines Tags ein Fremder in reicher Kleidung, und erhält Zutritt zu dem Könige, der umgeben von seinen Großen auf dem Thron saß.

Ein Schreckenstuf fährt aus Aller Mund! „Es ist Mograby!“ und er war es. „Herr, sagt er, ich erinnere dich an unsern Vertrag und dein Fürstenwort. Ich habe dir die Freude an dem Prinzen an vierzehn Jahr gelassen, jetzt aber fordere ich meinen Sohn, um ihn nach meiner Hand und Weise zu erziehen.“

Die zornfunkelnden Augen des Königs machten den Forderer nicht unruhig, denn er war keiner seiner Hofleute.

Der Wesir hielt ihm eine lange Rede, ihm seine Frechheit zu Gemüth zu führen, und ihn von der Raserei seiner Forderung zu überzeugen, aber Mograby sprach: „Wesir, ich spreche nicht mit dir, sondern mit dem Sultan, der sein Wort lösen muß.“

„Leibwache her! schrie der ergrimmete Fürst; greift und bindet ihn und schlägt ihm den Kopf ab. Er soll erfahren, wie Sultane ihr Wort lösen.“

Mograby wird auf den Schloßhof geführt und geköpft, und der Kopf rollt wie eine Kugel auf dem Boden herum, und als sie nun stille liegt, sieht man einen in der Mitte entzwei gehauenen Kürbis, Topf, und zugleich einen mit Reißstroh ausgestopften Sack, der sich

von selbst entzündet, und einen gräßlichen Dampf verbreitet. Damit war Alles vorüber.

Jetzt saß der Fürst mit allen seinen Råthen rathlos und verirrt da, und Keiner ersann ein taugliches Mittel.

Als der König am andern Morgen ausreitet, aber, aus Furcht vor Mograby, mit so viel Leibwache, als nur immer Platz hatte, stellt sich ihm auf einmal ein Derwisch in den Weg.

„Ich fordere meinen Sohn!“ spricht der Derwisch. — Es war Mograby! Die Wache muß den Tölkühnen greifen und ihn todt schlagen, und sie schlagen ihn auch rein todt, und als er nun todt ist, liegt ein Sack mit Erbsen da, die überall auf dem Plage umherrollen, und dann verschwinden.

Jetzt wurde der gute Rath immer noch theurer, und Hof und Land flehten um Hülfe zum Himmel.

Indessen berathfragte man auch einen berühmten Sterndeuter. Dieser bespricht eine Schlinge mit Zauberworten, und versichert, Mograby sei gewiß in des Königs Gewalt, könne Jemand demselben nur schnell genug die Schlinge überwerfen und zuziehen. Das getraute sich der Hofnarr gar gut zu können, denn er war weit und breit der geschickteste Taschenspieler.

Am andern Morgen reitet der Sultan zum Tempel, den Sterndeuter und den Hofnarren zu beiden Seiten. Da springt ein Esel aus einem offenen Stall und brüllt den König furchtbar an: „Ich bin Mograby; gib meinen Sohn her!“

Gleich will der Narr die Schlinge überwerfen und der Sternseher eilt auch herbei. Sie bekommen Jeder einen tüchtigen Schlag von den Hinterhufen des Esels, der in die Erde versinkt. Plötzlich ist dagegen der Narr in einen kleinen schäßigen Esel verwandelt, aber ohne Schwanz und Ohren, welche sich beide am Hintern und am

Kopfe des Astrologen finden, dessen Verwandlung jedoch nur einige Stunden dauert. Auch der Narr wurde wieder zum Menschen.

Der Sultan setzt seinen Zug zu der Moschee mit Grausen fort, und des Prinzen Hofmeister muß, als der Oberste der Geistlichkeit, die heiligen Gebräuche verwalten, indessen er den Prinzen mit seinen Gespielen in einen Hinterhof verschlossen hat.

Es saß aber mitten im Hofe auf einem großen Baume eine Eule mit einem Gläschen im Schnabel, und während die Knaben spielen, läßt sie ein Tröpfchen aus dem Gläschen auf den Kopf des Prinzen fallen. Der Prinz ist auf einmal fort und statt seiner ist eine Maus da, die ängstlich ein Loch sucht; aber die Eule stürzt auf die kleine Maus herab, und führt sie davon. — So hatten es die Gespielen gesehen.

Als der König in seinen Palast zurückkehrt, findet er auf seinem Tische ein Blatt von Mograby. „Dein Sohn, hieß es in demselben, gehört der Nacht, die du anrufst, als du den Apfel aßest. Ich werde ihn dieser zubringen!“

Der Befir kam mit dem Prinzenhofmeister. Die Bestürzung und die Angst waren groß, der Thränen viel und die Aeltern wollten verzweifeln. — Der Hofmeister tröstete, der Himmel werde den Prinzen erretten; sein Herz sei gut; sein Glaube an Muhamed stark, und seinen Koran könne er fast auswendig. So könne er weder am Leibe noch an der Seele untergehen. —

Mograby gab seiner Maus den Menschenkörper erst tief in einer Wüste wieder, und fragte den Prinzen in widriger Gestalt, und mit barscher Stimme und Gebehrde: „Kennst du mich?“ — „Nein, antwortet der erschrockene Prinz; wie sollt ich denn, da ich dich niemals gesehen habe?“

„Wohlan! so sollst du mich kennen lernen, sagte der Zauberer, indem er dem Prinzen eine entsetzliche Ohrfeige gab. Ich bin Mograby.“ Der arme Jüngling, der nicht einmal eines Verweises gewohnt war, als nur des allersanftesten, war betäubt und bestürzt.

„Du schläfst nicht und träumest nicht, Knabe, sagte der Zauberer. Ich heiße Mograby. Hast du nie von mir gehört?“

Habed antwortete, er habe wohl etwas von einem Apfel gehört, den Mograby gebracht, und den sein Vater und seine Mutter zusammen gegeben hätten.

„Was gauffst du von deinem Vater und deiner Mutter? sprach der Zauberer; du bist aus den Kernen meines Apfels entstanden.“

Habed versicherte, seine Mutter habe ihn geboren; da empfing er aber die zweite, viel fürchterlichere Ohrfeige, und die Gestalt des Zauberers war noch viel gräßlicher und grimmiger geworden.

„Ich will dich lehren, sagte Mograby, weissen du bist, dein sogenannter Vater und Mutter taugen nicht einmal zu Mauleseln in meinem Stalle. Laß sehen, ob du etwa von dieser Rasse bist!“

Er besprengte ihn mit ein Paar Tropfen Wasser, das sich in einem hohlen Felsstück gesammelt hatte, und Habed wurde zum Maulesel, den der Zauberer bestieg und mit den unbarmherzigsten Hieben zum schnellsten Rennen antrieb, so lange, bis er kraftlos niederstürzte. Habed wollte Muhamed anrufen, brachte aber nur Töne hervor, vor welchen er selbst erschrak.

Sie waren am Fuße eines fürchterlichen Felsengebirges, das mitten in der Wüste da stand, als Habed niederstürzte.

Noch hieb der Zauberer so lange auf ihn los, bis er seinen Arm nicht mehr heben konnte. „Dir fehlt's an Erziehung, sagte er, aber ich will sehen, was ich aus dir noch herausbringe.“

Er schöpfte Wasser aus einer aus dem Felsen rieselnden Quelle und bespritzte ihn damit, indem er sagte: „Knecht des Scharana, nimm deine Gestalt wieder an!“

Da lag der arme Habed in menschlicher Gestalt, mehr als halbtodt, und zerrissen von blutigen Wunden und mit unterlaufenen Striemen. Der Zauberer tauchte ihn in die Quelle, wodurch der grausam Verwundete wieder zu sich selbst kam.

Mograbu lehnte ihn an den Felsen an, und fragte: „Nun, sage mir, Habed, weßten Sohn bist du?“

Bei der guten Lehrart, die Mograbu hatte, konnte die Antwort nicht fehlen. Es war dieselbe, die noch da und dort im Gange ist, wenn man den Leuten guten Willen machen will, Gut oder Blut herzugeben, Vermögen aufzuopfern und Heldenmuth zu bekommen. Es ist eine ganz sichere Lehrart.

„Ich bin doch wohl, versetzte klaglich der arme Habed, der Sohn des Apfels und also dein Kind; aber da sei doch auch mitleidig gegen mich!“ Ach, was lehrt die Angst und Noth dem Menschen nicht sprechen! Lehrt sie doch Tyrannen wie Gott verehren!

„Dein Glück, sagte der Zauberer, daß du zur Erkenntniß kommen willst. Ich denke schon, es wird noch Etwas aus dir herauszubringen sein, zumal da ich das verhaßte Blut der Treulosen, deren Kind du zu sein glaubtest, aus dir heraus habe. — Es hat mir leid gerhan, daß ich dir Schmerzen machen mußte; aber es war der kürzeste Weg. — Und nun! sei gehorsam und gescheut, so wirst du einen guten Vater an mir haben, der dich aber durch die Nothen von Macht und Hoheit eines Fürstensohns, womit man dich schon verzoogen hat, nicht will zum ganzen Narren werden lassen. Willst du aber nur selbst, so sollst du höhere Gewalt und auch Weisheit erlangen, als kein Fürst auf Erden hat.“

Mograby nahm aus einem Beutel ein Büchlein, machte ein Feuer an, um welches er, heimliche Worte sprechend, herum ging, warf einiges Räucherwerk hinein und sagte endlich überlaut: „Mächtiger Schatanai, König des Erdkreises, zwei deiner Kinder wollen sich in deinem Freudengarten erquicken; öffne ihnen den Eingang!“

Da bebte der Erdboden und einige Donnerschläge durchdröhnten die Felsen und der halbtodte Prinz sank ohnmächtig hin, aber der Zauberer hielt ihm eine Eßenz vor, die ihn wieder zu sich selbst brachte. Vor den Zauberworten hatte sich eine dunkle Grotte im Felsen geöffnet, durch deren Windungen der Zauberer seinen Jünger führte. Als sie hindurch waren, schloß sich die Grotte wieder mit donnerähnlichen Krachen.

Sie traten in eine herrliche Gegend, wo die lieblichste Lust wehete, Gewächse und Blumen in außerordentlicher Fülle und Schönheit prangten, Quellen rieselten, da und dort Heerden weideten ohne Schüchternheit und Scheu, und prächtig gefiederte Vögel durch die Lüfte flatterten, und von weitem erblickte Habel einen überaus großen Palast von schimmerndem Glanze.

„Stehe, ob es hier schön ist? mein Sohn, sprach Mograby. Alles, was du hier siehst, gehört mir, aber dir eben so wohl, wenn du mir folgen wirst. Aber das ist das Geringste von dem, was ich dir zugehört habe. Du hättest wohl nicht gedacht, wie lieb dich dein Vater Mograby hat, weil er dich züchtigte, aber die dummen Fürstengrillen mußten erst aus dir heraus. Du hättest gewiß gedacht, die ganze Welt wäre für deine Laune gemacht, wärst du in deiner vormaligen verhätschelnden Zucht geblieben, und hättest gemeint, für alle deine dummen Prinzezeinsälle müßtest du noch hohe Verehrung erlangen; hier sollst du es aber besser lernen.

Ich selbst werde dich erziehen, mein Sohn, und dich nicht fremden Händen anvertrauen, wie der that, welcher dein Vater sein wollte. Damit dich Niemand verwöhne, hab ich alle Leute aus dem Palaste gesagt, du aber sollst dennoch vergnügt leben und ich selbst will dich bedienen, weil ich dein wahrer Vater bin.

Während der Zauberer so sprach, wurde seine gräßliche Gestalt immer erträglicher und freundlicher, und der Prinz fand sich in einer sonderbaren Verwirrung des Gemüthes, voll Zweifel und Vertrauen, voll Widerwillen und Zuneigung, die Furcht aber herrschte hervor, und machte ihn vorsichtig.

Der Palast war weit prächtiger, als der seines Vaters, aber nirgends ein menschliches Wesen darin, und alle Thüren waren geöffnet. Durch Säle und Gänge ging es in ein Nebengebäude mit Springbrunnen und Wasserbecken, dessen krystallhelle Strahlen in wunderbaren Farben und mit allen Lichtern des Regenbogens spielten. Die weichsten Sofas, die kostbarsten Geräthe schmückten die Säle und Zimmer, und vier hohe Fenster, die das Licht einfallen ließen, enthielten vier Vogelhäuser von Golddrath, wo das lustige, far benglänzende Gefieder zwitscherte und sang und unter Blumen, anster duftenden Orangenbäumen und Luststräuchern häufte und spielte.

„Hier soll dein Studirzimmer sein, sagte Mograby, wenn es dir gut genug ist. Ruhe auf einem Sofa aus, indeßen ich das Abendessen besorge, du wirst der Ruhe wohl nöthig haben. Auch werd ich dir ein Bad besorgen, welches alle deine Schmerzen heilen wird.“

Der Prinz versank in tiefe Gedanken; aber der Zauberer brachte ihm bald ein Körbchen des auserlesensten Obstes, und als Habet das von gegessen hatte, führte er ihn ins Bad, in einem Saal, voll der herrlichsten Wohlgerüche. Er salbte ihn, er drückte, wie mit weis

her Mutterhand die schmerzhaften Stellen, und in weniger Zeit war der Prinz so heil und frisch, als er am Morgen dieses Tages gewesen war. Der Zauberer kleidete ihn sogleich in den bequemsten Nachanzug und führte ihn zum Abendessen in einen mit lauter Kronenleuchtern erhellten Saal, wo die ausgesuchtesten Gerichte und die erquickendsten Weine sich fanden.

Habed aß mit bester Gflust, und während er dem Mograby gegenüber saß, fiel es ihm immer mehr auf, daß derselbe das Gesicht eines ehrwürdigen Greises hatte, und selbst die Stimme so mild und sanftklingend geworden war.

„O! sagte Habed auf einmal in seiner Unbedachtsamkeit; du bist gewiß doch der böse garstige Mann nicht, der mich entführt und in einen Maulesel verwandelt und mich so entsetzlich gehauen hat?“

„O! mein Kind, hieß die Antwort, ich bin furchtbar häßlich, triefäugig, einäugig und zornig, wenn man mir widerspenstig ist, und wenn ich Leute mit Verdruß ansehen muß; aber gegen einen lieben Sohn bin ich immer so, wie du mich jetzt siehst. Hältst du mich denn aber für deinen rechten Vater?“

„O gewiß! erwiderte Habed, der schon die Blize des Grimmes in den Augen des Alten sahe! Gewiß! jetzt wüßte ich nicht, wer es sonst sein könnte!“

Der Zauberer umarmte ihn zärtlich. Habed that sich bei Tische gütlich, ging und schlief, und verschloß Schmerzen, Angst und Verdächtlichkeit.

„Komm, mein Sohn! sagte am andern Morgen der weckende Alte zu Habed. Der Morgen ist so schön, ich will dich ankleiden!“

Mograby legte seinem Sohn eine leichte Jagd Kleidung an. Der Morgen war so schön, als Habed noch keinen erlebt hatte, auch hatte

er noch nie eine so reizende Gegend gesehn. Tausend Dinge wurden ihm gezeigt, die er noch gar nicht, oder so schön und herrlich nicht gesehen hatte. Der Zauberer unterrichtete ihn, daß sie mitten in einem, von den Felsengebirgen des Atlas umschloßenen Thale sich befinden, welches er mit Quellen, Pflanzen und allerlei Gethier versehen, und aus einer dürren Sandwüste in einen Lustgarten umgeschaffen habe. Hier möge Habed sehen, was des Menschen recht ausgebildete Kraft vermöge, und er wolle ihm zu dieser Ausbildung verhelfen.

Sie kamen an das Ufer eines klaren Baches, in welchem lustige Fische spielten. Eine Gazelle, die am Ufer des Flusses stand, um zu trinken, erlegt Mograby mit seinem Pfeil, und bald darauf Habed ein junges Reh, welches aus dem Gebüsche hervorsprang. Bald drauf schoß der Zauberer mit seinem Pfeil einen Fisch mitten in den Fluthen. Habed sprang ins Wasser und holte ihn. Der anstellige Lernling bekam von seinem Meister Lobpreisungen und liebkosende Worte.

Mograby zeigte seinem Sohn den Hühnerhof, den Viehhof für das Zucht und Schlachtvieh; die Menagerie für wilde und reisende Thiere, Löwen, Tiger u. dgl. und dann ein sehr großes Vogelhaus, wo die Vögel unter lauter Bäumen und Gesträuchen lebten, deren Früchte, Beeren und Samen ihnen angenehm, und die aus allen Erdtheilen hier zusammengebracht waren. Der Rasenboden des Vogelhauses wurde von einer klaren Springquelle bewässert, aus welcher sich in kleinen Gerinnen das Wasser überall hin vertheilte. In dem Baumgarten, durch welchen sie zurückgingen, pflückte sich Habed die schönsten Früchte, die er in sein Studirzimmer trug, wo er eine andere Kleidung fand, die er anlegte.

O wie glücklich wäre der Jüngling gewesen, der sich frei regen

und bewegen durfte, hätte nicht heimliche Furcht und stilles Verlangen nach den Aeltern ihn gemartert. Die liebkosenden Worte des Alten thaten ihm wohl, aber es blieb eine gewisse Beängstigung dabei in seinem Herzen.

Mit den schönsten Vergnügungen unterhält der Zauberer von nun an seinen Sohn und bezeigt ihm eine innige Liebe. Das junge Herz vergißt die erlittenen Mißhandlungen immer mehr; sein Mißtrauen und seine Beklemmungen verlieren sich immer mehr, und Haged, der scheinbar frei und unbeschränkt leben darf und keineswegs den Zauberer immer zum Geleitsmann hat, fühlt sich immer glücklicher und fängt täglich immer mehr an zu glauben, der ehrwürdig freundliche Alte möchte dennoch wohl sein wahrhaftiger Vater sein, obwohl er sich im Herzen nicht recht dazu verstehen konnte, seine Mutter nicht für seine Mutter zu halten, so sehr ihn auch der Zauberer mit seinen Vorspiegelungen gegen Mutter und Vater einzunehmen suchte.

Der Prinz lebte aber nicht etwa bloß unter zerstreuen Vergnügungen, sondern der Alte zog ihn auch allgemach in seine geheimen Wissenschaften hinein. Er versprach ihm viel Wunderdinge zu lehren, wie die Fledern ihre Gipfel vor ihm neigen, die Löwen sich vor ihm dehmüthigen, und die Stürme auf seinen Wink gehorchen sollten. Solche geheime Künste haben schon viele angezogen, aber auch dann in die Abgründe des Verderbens hinabgezogen, zumal junge Menschen, die am meisten geneigt sind, sich irre führen zu lassen, besonders wenn das ehrwürdige Angesicht eines erfahrenen Greises mit wohlwollendem treuherzigen Worten den Betrug vollendet.

Der Alte führt seinen Zögling in die Bibliothek. „Hier, sagte er, findest du die besten Werke über alle Fächer der menschlichen

Erkenntniß, und hier kannst du den Anfang mit deinen Studien machen. Ich werde dir, wo es nöthig ist, schon nachhelfen, und wenn du guten Willen hast, so wird Alles leicht werden und schnell vor sich gehen.

Habed warf sich mit großem Eifer auf die Wissenschaften, besonders weil ihm die verborgenen Dinge anzogen. Mograby half überall nach, und so waren die Fortschritte reißend. Oftmals mußte der Lehrer den Schüler in seinem allzugroßen Eifer unterbrechen, das mit er sich durch Jagd und Fischerei wieder erholte, oder den Reitsaß besuchte, wo er Pferde fand, viel schöner, als er sie in den Ställen seines Vaters nicht getroffen hatte, und dazu noch in größerer Menge. Der Prinz war schon im Reiten geübt, aber Mograby lehrte ihn, mit den Pferden so zu sprechen, als ob sie Menschen wären, die ihn verstanden.

Nach und nach lernte Habed immer mehr geheimnißvolle Kunst-
dinge. Eine erlegte Gazelle berührte er nur mit dem Stabe, und sprach Ein Wort, so zog sich das Wild selbst die Haut ab, und zerlegte sich in Stücke. Er sagte der Pfanne nur: „Pfanne, thue, was dir gebührt,“ so prasselte das Fleisch von selbst und wandte sich um. So war es mit Allem, was die Küchenfachen anging.

Diese Künste, sagte der Zauberer, lehre er dem Prinzen des-
halb zuerst, damit sich derselbe leicht helfen könne, wenn Mograby
genöthigt wäre abwesend zu sein, welches schon morgen früh der Fall
sein würde. Auf die Worte: „Im Namen des Herrn der
Geister, gehorche dem Kinde vom Hause!“ würde ihm
Alles unterthan sein. Mograby ermahnte ihn, seine Studien fort-
zusetzen. Zu seinen Erholungen stände ihm Alles bereit und alle
Thüren würden sich ihm willig öffnen.

Habed fand sich am andern Morgen allein, und theilt seinen Tag genau so zwischen Studien und Vergnügungen, als ihm vorgeschieden war, und that es um so williger, weil er wohl sahe, wie viel er durch Mograby in aller Art Wissenschaft weiter gekommen war, als vorher. Er hätte jetzt selbst Lehrer seines gewesenen Hofmeisters sein können. Die Dankbarkeit band ihn immer fester an den Alten, obwohl es ihm unmöglich war, Liebe gegen ihn zu empfinden, wie gegen seine Aeltern.

Eines Tags sagte er in seinem Studienzimmer laut vor sich hin: „die Naturlehre und die Größenlehre (Physik und Mathematik) möchte ich am liebsten einzig und allein studiren, aber das ist mir verboten, und ich wäre höchst undankbar gegen so viele Güte meines Wohlthäters, der mich schon so weit gebracht hat, wenn ich nicht blind folgen wollte.

Es war ein Glück für Habed, daß er so dachte und es laut sagte. Mograby war nicht abwesend, sondern unsichtbar auf allen Tritten bei ihm, um die Gefinnungen seines Zöglings genau kennen zu lernen. Er erschien wieder am Tage darauf, und Habed erzählte demselben, was Mograby schon wußte, nämlich wie weit sein Zögling es in Wissenschaften und Leibesübungen in den Tagen daher gebracht, wie er die Kleiderkammer gezwungen, ihm andere Kleider zu liefern, und wie er sich zum Herrn über Alles gemacht habe.

Mograby war entzückt über die Dankbarkeit und Aufrichtigkeit seines Zöglings, denn seine Hoffnung wuchs dadurch, in kurzer Zeit aus demselben ein mächtiges Werkzeug des Schatanai zu bilden, und sich durch ihn bei seinem Oberherrn noch größere Gunst zu erwerben.

Nach mehreren Monaten, in welchen Habed in geheimnißvollen Dingen unglaublich weit vorgerückt war, mußte Mograby im Erys verreisen und zwar auf ungewisse Zeit.

„Wahrscheinlich, sagte er zu Habed, werde ich dießmal länger von dir abwesend sein müssen, als es meine Liebe zu dir wünscht. Indessen, es ist jetzt an der Zeit, daß du deine Studien verdoppelst. Was deine Vergnügungen betrifft, so kennst du fürwahr unsern Bezirk noch lange nicht durchaus. Ich habe dir von Vielem nichts eröffnet, weil es dir größere Freude machen wird, es selbst aufzufinden. — Hier sind die Schlüssel zur Bibliothek, die dir von nun an offen steht. Komm! wir wollen hinein!“

Als sie hineingekommen waren, fuhr er fort: „Dieses Fach hier enthält vierzig Bände, die zu den vierzig Pforten aller geheimnißvollen Weisheit führen. Du sollst dir nur vor der Hand die zwölf ersten recht zu eigen machen. Du wirst viel daraus lernen, aber ich verbiete dir eher eine Anwendung davon zu machen, als ich wieder da bin.“

Habed mußte dem Zauberer sein Ehrenwort geben, daß er ihm hierin folgen wollte. Der Zauberer umarmte seinen Zögling zum Abschiede aufs zärtlichste. Ein schwacher Stoß von Erdbeben und einige dumpfe Donnerschläge waren das Zeichen seines Durchgangs durch die Felsen.

Der Prinz nimmt sogleich, nachdem er allein war, den ersten von den zwölf Bänden, der ihm anfangs ganz unverständlich ist, aber er findet bald, daß die Deutung auf Rechnungen beruht, und, wie bei allen Wissenschaften, ging es auch hier desto leichter und schneller, je besser das Vorhergehende begriffen war, und je tiefer er hineinkam, und in wenigen Tagen war er mit allen zwölf Bänden durch,

Er wagte sich an den dreizehnten Band, aber hier halfen ihm alle seine Mühe und seine schwersten Rechnungen gar nichts. Er bittet den großen Propheten Muhamed um Erleuchtung, den er beinahe schon vergessen hatte. Er geht mit Bitten zum Propheten zu Bette, und hat ein Traumgesicht, welches ihm den Schlüssel zum Verständniß des Buchs gibt, indem es ihn anweist, daß er (gegen Sitte der morgenländischen Sprachen) von der Linken zur Rechten lesen, und dann Rechnungen anstellen solle, wodurch er alle Nachweisungen erhalten werde.

„Bist du mit deiner Arbeit fertig, hieß es im Traum, so geh in des Zauberers Zimmer, wo du eine weiße marmorne Bildsäule finden wirst. Gib dieser eine Ohrfeige auf den rechten Backen und sprich: „Thue deine Schuldigkeit für das Kind vom Hause:“ so wird sie auf die Seite treten, und die Wand hinter ihr wird sich öffnen und du wirst mancherlei Dinge sehen.“

Habed war sogleich völlig wach, geht in die Bibliothek, und nimmt den dreizehnten Band und arbeitet so eifrig, daß er mit Anbruch des Tages so weit ist, als er zu sein wünscht. Ein Capitel in diesem Bande hatte ihn vorzüglich beschäftigt; das: wie man erfahren könne, ob ein Thier ein verwandelter Mensch sei, und wie man ihm die Sprache wiedergeben könne. Der Prinz nahm sich vor an den Löwen und Tigern Versuche anzustellen und glaubte dabei sein Ehrenwort nicht zu brechen, welches er ja nur für die Nichtanwendung der ersten zwölf Bände gegeben hatte.

Er geht zuvor aber erst in das Zimmer des gefährlichen Zaubers, findet die Bildsäule, gibt ihr eine Ohrfeige und kommt in ein großes Vogelhaus, wo lauter Vögel sich finden, welche leicht sprechen lernen. „Wer da? Wer da?“ schreien sie allzumal, nur ein

großer Hara (Papagei) schrie nicht, welcher mit einer Stahlkette an der Klaue gefesselt war.

„Warum liegst du an der Kette?“ fragte der Prinz; bist du denn so böse? — Der Vogel nickte traurig mit dem Kopfe. — „Warum sprichst du nicht? bist du vielleicht ein verwandelter Mensch?“ — Der Vogel nickte noch trauriger.

„O! sagte Habed, Muhamed, den ich angerufen habe, hat mich gewiß nicht ohne Ursach hieher geführt.

Auf einmal schrieten alle Vögel, „Muhamed! Muhamed!“ und der Hara war sehr unruhig.

„Laß mich drei Federn von deinem Kopfe nehmen;“ sagte der Prinz zu dem Hara; und der Vogel hielt den Kopf hin. Habed zündete ein Feuer an, warf Räucherwerk und die drei Federn hinein und sprach: „Bist du ein Mensch, so sprich wieder.“

„Leider bin ich ein Mensch, sagte der Hara bekümmert, und ein sehr strafbarer, denn ich habe mit dem Zauberer viel Böses begangen, aber ich sehe, Gott ist barmherzig und hat uns in dir einen Helfer gesendet.

Als der Prinz fragte, ob er ihm menschliche Gestalt wiedergeben könne, sagte der Vogel: „Ja, aber erst dann, wenn du den Bösewicht besiegt hast. O! fuhr er fort; du scheinst nicht zu wissen, wo du bist. Es gibt deren viele hier, die noch weit unglücklicher sind als ich, und die der gräßliche Zauberer mit den langsamsten Qualen hinmartert. — Gehe, Prinz, und richte eine Mahlzeit von leichten Speisen zu. Nimm einen Wagen und fahre bis zum Fuße des Gebirges gen Osten und vergiß nicht, vom Lebenselixir mitzunehmen, welches du ja kennen wirst. Gib der schwarzen Bildsäule, die du dort antreffen wirst, eine Ohrfeige auf den linken Backen, gehe mit Licht in die Höhle, die sich dir zeigen wird, und deren Ein-

gang das Fußgestelle der Ceule verdeckte, und findest du dann noch vier unglückliche Schlachtopfer am Leben, dann kannst du mich auch erlösen.“

Den Prinzen grauste es bei den letzten Worten, aber er eilte, um Alles zu vollbringen, indem er seufzte: „unter welche schändliche Macht bin ich gerathen! O Muhamed rette uns!“

Habed kam zur Bildsäule und stieg auf einer Treppe in ein großes Gewölbe hinab, in welchem er bald genug ein Wimmern und Wehzen vernahm. Er kam zur Oeffnung eines Brunnens, über welchem Menschenkörper, in denen zum Theil noch Leben war, mit den Füßen aufgehängt waren. Unter Vielen findet er noch vier, welchen er mit dem Elixir ein wenig wieder ins Leben half, sie behutsam auf seinen Wagen ladete und zu dem Palaste hinbrachte. Durch kostbare Arzneien und durch die zugerichtete Speise kehrten sie wieder ins volle Leben zurück, und dankten ihrem Erretter mit Thränen, nachdem sie sich überzeugt hatten, daß derselbe kein Werkzeug des Bösewichts sei.

Nachdem sie sich stark genug dazu fühlten, erzählten sie, wie sie hierher gekommen waren. Es fand sich, daß sie allesammt Prinzen waren, um welche Mograby ihre Aeltern durch seine böshaften Künste betrogen hatte, und daß sie auf ziemlich gleiche Weise, wie Habed, waren gemißhandelt worden. Auch der Hara erzählte seine Jammer und Leidensgeschichte. Er war eine Prinzessin von Yemen in Arabien, und eine zeitlang die Frau des Zauberers gewesen, den er daher am besten kannte, zumal da er in der Zauberkunst es noch viel weiter gebracht hatte, als der Prinz Habed. Durch einen Geist, den Zulma — so hieß die Prinzessin — aus Mograbys Gewalt heimlich erlöst hatte, wußte sie die ganze Zauber Geschichte dieses

Böfewichtes, und die Art, wie die Macht desselben vernichtet werden könnte, wovon sie den Prinzen genau unterrichtete.

„Macht Euch, Ihr Prinzen, sprach sie, unverzüglich auf und bemächtigt Euch der vereinigten Asche von Mograbys Aeltern, die unter der Ebene vor den Thoren der Stadt Harenahy verborgen ist. Du, Habed, hast in dem Baldgarten Mograbys unmöglich einen Vogel unbemerkt lassen können, welcher einst Salomo gehörte und Fesefeh genannt wird. Sein Herr hat ihn mit wunderbaren Eigenschaften begabt. Sucht ihn und sprecht: „Lieber Vogel, wir greifen dich im Namen Salomos, zum Dienste des großen Propheten Muhameds;“ so wird er sich selbst Euch in die Hände liefern. Tödtet ihn sodann, welches er, wie ich weiß, erwartet und wünscht; bewahrt seine Federn sorgfältig, verbrennt dann zuerst sein Herz, und sodann seinen Körper. Nehmt die Hälfte von der Asche des ersten und streut sie auf ein Räucherwerk, so wird sich der Felsen Euch zum Durchgang öffnen. Seid Ihr hierauf in die Wüste gekommen, so nehme ein Jeder von Euch eine Schwanzfeder, zwei Schwungfedern und zwei Kronenfedern von dem Vogel, und sprecht: „Federn von Salomos Voten, bringt die Arbeiter des Propheten ans Werk;“ und Ihr werdet Euch schnell vor Haranhys Thoren unter Palmbäumen finden, von welchen sich einer an Wuchs und Größe auszeichnet. Zieht um denselben einen Kreis von dreißig Schritten, werfet einen Theil von Asche des Vogelkörpers auf die Rauchpfanne und räuchert im Kreise umher, und die Erde wird erheben und an der rechten Stelle unter den Wurzeln des Baumes die Oeffnung sich finden, welche zu dem Grabmale der Aeltern Mograbys führt.“

Alles geschah, wie der Hara, oder vielmehr Zauberer, gesagt

hatte, aber auch für das, was weiter erfolgen würde, hatte sie Unterriht ertheilt.

Habed hob die Marmorplatte ab, welche die Oeffnung des Grabmals bedeckte, und ging mit seinen Begleitern auf einer Treppe in finstere Tiefen hinab. Die Federn von Salomos Vogel flatterten leuchtend vor ihnen voraus. Sie kamen in eine lichte Ebene, über welche sich ein reiner blauer Himmel wölbte. Riesende Quellen durchperkten die Ebene und das lieblichste Obst aller Art stand überall lockend und reißend.

Sie waren Alle hungrig und durstig, aber sie erquickten sich nicht mit dem Obste, sie tranken nicht aus den Quellen. Habed war von dem Hara gewarnt worden. „Streiter des Propheten, rief er seinen Gefährten zu, das Große und Schwere wird nur durch Versagungen erlangt. Enthaltet Euch! Wir sind nicht des Essens und Trinkens wegen hieher gedrungen. Meidet die Fallstricke des bösen Zaubers.“

Sein ermuthigender, tapferer Zuruf siegte über das Verlangen der Gefährten. Aber jetzt kamen sie in eine Sandebene, wo die scheitelrechte Sonne sie fast zu verbrennen drohete und sie bis über die Knöchel im Sande, wie in glühenden Kohlen wadeten. Hie und da aber liefen am Wege schattige, kühlende Baumgruppen hin, unter welchen der Rasen sammetweich und erfrischend war; aber es waren auch nur Versuchungen des Zaubers, die sie, obwohl nur mit großer Ueberwindung, besiegten. — Eine noch listigere Falle war ein Feld mit Wohn, durch welches sie hindurch mußten. Die Wohnblumen machten betäubt und schläfrig. Hätte nicht Habed angeordnet, die Blumen, so weit sie dieselben vom Wege aus erreichen könnten, nieder zu treten, so hätten sie sich gewiß der Schlaftrunkenheit hingegeben und wären vielleicht einige Jahrhunderte

schlafend geblieben. Aber durch Habeds Anordnungen retteten sie sich, denn der Schlaftaumel wich von den umnebelten Sinnen.

Sie kamen an einen Hügel, auf welchem ein großer Dom glänzte. Ein unergründlich tiefer Graben umzog den Hügel; aber unsere Helden konnte er nicht aufhalten, denn Fesselszehs Federn trugen sie hinüber. Unter vielen Treppen, die den Hügel hinaufführten, fanden sie die einzig haltbare durch Räuchern mit der Vogelascbe auf, die andern aber verschwanden.

Sie kamen bis an die Schwellen des Doms. Vier goldene Pforten führten in denselben hinein, aber nur durch Eine konnte man hineinkommen, durch diejenige, deren Gold, bei der Berauscherung mit der Vogelascbe, unverändert blieb. Dieß war die Pforte gegen Osten hin, die sich mit dem Getöse eines Donners öffnete, als Habed dreimal mit seinem Schwerdte an derselben anklopfte. Ein greulicher Riese trat aus der Pforte gegen Habed hervor und hob eine stählerne Keule auf, ihm den Schädel zu zerschmettern. Aber ehe diese niederfiel, hatte der Prinz den Riesen, im Namen der vier und zwanzig Bücher des Ananias beschworen, und die Gestalt des Ungeheuers zerfloß in einem schwarzen Dampfe. Einen der Prinzen bestellte Habed, mit gezucktem Säbel den Eingang der Pforte zu bewachen, indem er selbst zu der zweiten Pforte ging, aus welcher zwei große Löwen hervorbrachen, die aber ebenfalls in Dunst zergingen, da sie bei Salomos Siegelring beschworen wurden. Der Wächter der dritten Pforte, ein ungeheurer Lindwurm, löste sich auf gleiche Weise auf, als er bei Muhameds Säbel dazu aufgefordert wurde. Ebenfalls verwandelte sich in der vierten Pforte ein Beil, das haarscharf war, und viele Zentner wog, in demselben Augenblick, als es auf Habeds Hals niederzufallen drohte.

hete, in ein Bündel leichter Flaumfedern, da es bei Moses Stab beschworen wurde.

Alle Pforten waren geöffnet, und in jede derselben hatte Habed einen seiner begleitenden Prinzen als Hüter gestellt, die bei jeder Gefahr, welche von Außen drohete, im Namen Muhameds die Säbel schwingen mußten. Diese Vorsicht war sehr nöthig, weil in demselben Augenblick, als Habed durch die goldene Pforte gegen die Mitte des Doms vordrang, die Geister aller Elemente losgekettet wurden, um die Bildsäule des Obersten der bösen Geister, des Satanai oder Kokopilesohehs, nebst der Urne zu entführen, in welcher die Asche von Mograbys Aeltern enthalten war.

In ungeheurer Riesengestalt saß die goldene Bildsäule Kokopilesohehs auf einem goldenen Thron. Aus den Augen fuhren Blizflammen, und ein feuriger Pfeil zielte furchtbar nach Habeds Herzen, aber Pfeil und Bogen zergingen in Rauch, als sie von dem Prinzen bei den heiligen Buchstaben auf der Stirnbinde des Hohenpriesters der Juden beschworen wurden. Jetzt entriß der kühne Held der Bildsäule den Fingerreif, welcher, so groß er auch war, sich an Habeds Finger anschmiegte und ihn zum Herrn des Geisterreichs machte. Hierauf bemächtigte er sich der Urne, worauf die Vernichtung des Zaubers ankam und die auf den Knien der Bildsäule ruhete. Mit der verkehrten Hand, an welcher der Prinz den Ring trug, schlug er das riesige Bild und sprach: „Berruchtes Bild des bösesten Wesens, sei vernichtet durch die Mächte, die dir das Dasein gaben.“

Die Geister des Ringes hatten die Bildsäule gemacht und diese mußten sie auch wieder vernichten. Sie kamen unter lauten Donnerschlägen, und die finsterste Nacht erfüllte den Dom. Mit einem Krachen, als ob eine Welt untergehen wollte, wurde der Kelch ge-

stürzt und verschwand. Jetzt war der ganze Zauber vernichtet, der in dieser unterirdischen Gegend geherrscht hatte. Der Dom zerfiel in Staub, der Himmel mit seinem Lichte, die Quellen, die Bäume — Alles war plötzlich verschwunden, und nichts blieb übrig als eine ungeheure natürliche Erdhöhle mit ihren Gängen und Schluchten. Habed befehl seinen Muth, obwohl er mit seinen Gefährten in der dicksten Finsterniß stand und nicht wußte, wohin er sich wenden sollte.

Er bemerkte ein schwaches Leuchten an dem Ringe, und rief denselben. Da sprühten hell leuchtende Funken aus dem Ringe und ein Geist in Menschengestalt mit vier andern in Thiergestalt trat hervor und sprach: „Befiehl den Elementen; mit diesem Ringe bist du ihr Meister.“

„So schaffet Licht für uns,“ befahl Habed, und eins der Thiere fing an zu leuchten und tausend Jackeln erhellten die Erdhöhle. „Bevor wir zurückkehren, sprach Habed, haben wir, gleich auf der Stelle, noch eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen. Zulma muß ein Zeichen haben, daß unser Werk gelungen ist, und ihrer Fesseln entledigt werden.“ Er nahm seine Rauchpfanne und warf drei, aus dem Federtragen des Hara mitgenommene Federn in die Gluth und sprach einige Worte dazu, die ihm der Hara gesagt hatte. In demselben Augenblicke fielen dem Hara die Stahlfesseln ab, und er merkte daran, daß das große Werk gelungen war.

Als sie nun aus der Höhle an das Tageslicht gekommen waren, meinten die Prinzen, daß sie mittelst der wunderbaren Federn ein Seglicher in seine Heimath zurückkehren wollten.

„Thut was Euch gefällt, sagte Habed unwillig, und vergesst, nachdem Ihr nun frei seid, aller der Unglücklichen, die nach ihrer Erlösung seufzen, und der Dankbarkeit gegen den armen Hara, ohne

deßen Rath Ihr noch allesammt unter Mograbys Gewalt ständer. Geht! Ich kehre allein zurück! zum Wohnsitz des Zauberers, und hoffe das Werk zu vollenden."

Die Schaam, die sie, obwohl sie Prinzen waren, doch in sich fühlten, half, wie so oft, auch hier dem Gefühl der Pflicht und Ehre nach, und sie betheuertem, daß sie ihn, ihren Führer und Retter nimmermehr verlassen wollten, und daß sie sehr unrecht gedacht hätten.

Sie kamen wieder in den Wohnsitz Mograbys an, und hörten über sich eine wohlbekannte Stimme, welche rief: „Glück zu! wenn Habed den Ring und die Urne mitbringt.“ Es war die Stimme des Haras, der sich auf Habeds Schultern niederließ, und dem er Urne und Ring zeigte.

„Laß uns eilen, Prinz, sagte sie; rufe den Sklaven des Ringes, und befehl ihm das älteste und rändigste Schaaf herbeizubringen, welches in diesem Bezirk befindlich ist, denn wir bedürfen desselben zu einem Opfer.“

Nachdem der Geist des Ringes seine Befehle erhalten und wieder verschwunden war, das Schaaf zu holen, fühlten die Prinzen das Bedürfniß des Essens und Trinkens. Aus Furcht, daß sie einem Menschen das Leben nehmen möchten, wenn sie eins von den vorhandenen Thieren schlachteten, und vielleicht auch weil ihnen die Zurichtung der Speisen zu lange dauerte, forderte Habed den Geist der Urne, indem er die Handhaben derselben sanft rieb.

Ein großer Mohr stand vor ihm, mit einem glänzend goldenen Halsbände und empfing den Befehl, Speise und Trank in der aus

gesuchtesten Art zu schaffen; denn, wie von jeher und immerdar wollen die Helden sich gütlich thun, wenn sie große That vollebracht haben. Der Mohe legte zum slavischen Zeichen seines Gehorsams die Hände kreuzweis über die Brust — ein Zeichen, welches Niemanden zu slavisch bedünken kann, der es weiß, wie tief wir in Europa vor Gewalthabern das Haupt beugen und gesenkt halten, und mit welcher knechtischen Dehmuth die Augen niedergeschlagen werden müssen.

Ehe man noch zur Tafel gehen konnte, erschien der Geist des Ringes wieder mit einem höchst alten Schafe, welchem die vier Füße fest und scharf zugeschnürt waren. Es hatte kein Härchen Wolle mehr auf dem nackten, mit rauher, aufgesprungener Rinde bedecktem Leibe; der eine Hinterfuß war eine Handbreit kürzer und der Schenkel desselben stark aufgeschwollen.

„Verwünschte Bestie, stöhnte mit kurzem Athem der Geist des Ringes, indem er das Thier auf die Erde warf; so alt und steif es zu sein scheint, glaubte ich doch kaum, daß ich es mit allen meinen Kameraden würde einfangen können, so gelenk und flüchtig sprang es. Wo eine Fliege, wo ein Sonnenstäubchen kaum hindurch konnte, war es entschlüpft, und wo es uns mit dem Kopfe stieß, waren die Stöße so gewaltig, daß sie Kieselsteine könnten zu Staub gemahnt haben, und so unvorhergesehen, als ein Blitzstrahl vom heitern Himmel. Die Bestie ist zuverlässig einmal ein ausgelerner Hofmann gewesen, der sich überall leicht durchzuwinden weiß, und seine tüchtigen Stöße immer uns vermuthet anbringt.“

„Der Geist hat nicht unrecht, sagte Zulma, denn die Mutter des Zauberers hat dieses Geschöpf mit außerordentlichen Kräfte

ten begabt, als sie in seinem Schenkel den Talisman verschloß, von welchem das Leben ihres Sohnes abhängt."

„So tödte das Thier,“ sprach Habed zum Geiste des Ringe-
ges. „Es tödten? erwiderte der Geist; das steht in keines Geistes Gewalt; aber schlage du es mit deinem Ringe, so wird es sterben.“

Habed schlug es mit seinem Ringe. Das Thier wand und krümmte sich und verschied unter gräßlichem Rechen. Nachdem der Prinz die Schenkelgeschwulst ebenfalls mit dem Ringe ges-
schlagen hatte, zerplatzte die Beule, und es kam ein Goldblech zum Vorschein, auf welchem dieselben Zeichen eingegraben waren, die auf dem Ringe standen.

Jetzt nun hatte der Prinz Alles, worauf das Leben des Bösewichts beruhete, und wollte sogleich die Erde von dem Ungeheuer befreien, wenn sie sich sämmtlich erst würden gesättigt haben. Das Schicksal des Unholds aber, dessen Zeit um war, führte ihn seinem Untergange selbst entgegen, denn er kam an, als die Prinzen noch bei Tafel saßen und mit dem Hara über ihn Rath hielten. Der dumpfe Donner und die Erderschütterung, die allezeit den Durchgang durch den Felsen begleiteten, verkündigten sein Herannahen.

Mograbby hatte sich zu Nußul befunden und wieder auf eine ungeheure That gesonnen, die er mit Hülfe seiner vertrauesten und anhänglichsten Dienerin, Medschine, ausführen wollte. Medschine war bei ihm in mancherlei Gestalt, am meisten in Gestalt eines Püppchens oder eines Stäbchens, das auf seinen Fingern tanzte. Mitten in einem solchen Tanz entschlüpfte das Stäbchen seinen Fingern und zerbrach in Stücken. Das geschehe

in demselben Augenblick, wo der Dom unter Harenahys Ebene vernichtet wurde.

Ein ungeheures Entsetzen überfiel den Bösewicht, als ihm sein Stäbchen ungetreu wurde. Er wußte nur zu gut, was das bedeutete, und daß es nun mit seiner Macht aus sei. Dennoch flüchtete er sich in seine Burg, um hier in den Zauberbüchern sich Rath's zu erholen. Es wäre ihm aber, da er mit seiner Macht fast gar nichts mehr ausrichten konnte, unmöglich gewesen so schnell dahin zu gelangen, hätte er nicht die Federn von Salomos Vogel gehabt, die er allezeit bei sich führte. Mit ihnen gelangte er an den Felsen und öffnete sich den Durchgang auf gewöhnliche Weise.

Er tritt auf sein Zauberland, und die Geisterschaaren, die sich bei seiner Wiederkunft sonst knechtisch um ihn herandrängten, weichen ihm gesißentlich aus, und selbst der kriechendste aller seiner Sklaven, kehrt ihm den Rücken zu. Er hatte nicht Zeit, lange darüber zu sinnern, denn die Gewalt der Federn riß ihn fort und führt ihn in das Zimmer, wo die Prinzen und der Hara noch an der Tafel sitzen. In einer halb furchtbaren, halb lächerlichen Gestalt ist er da, denn in Rußul hatte er sich in einen Fakir verummmt. Ein zerrissenes, verschabtes Schaffell schlug um Schultern und Lenden. Die häßlichen braunen Glieder waren voller Narben scheußlicher Wunden, die zum Theil noch ekelhaft eiterten und bluteten. Sein struppiges Haupt und Barthaar war fuchsroth gefärbt; seine Augen rollten wild im Kopfe, wie bei einem Veseßenen; um den Hals hing ein langer Rosenkranz, und in der Hand führte er das Messer noch, womit er sich die Glieder zersekt hatte, um einen Fakir recht natürlich vorzustellen.

Solchergestalt kam er in das Zimmer und wollte mit dem aufgehobenen Messer auf den Hara zustürzen, aber, schneller als er, hatte Habel schon die Geister des Ringes gerufen, und befahl ihnen, den Verruchten zu feßeln. Dieser versuchte mit schäumenden Munde den Hara, den Prinzen und am fürchterlichsten den Propheten Mahamed.

„Knebelt ihm den ruchlosen Rachen, befahl der Prinz den Geistern, tragt ihn mitten in den Hof seines Palastes, schmiedet ihn an vier eiserne Ketten, thürmt einen Scheiterhaufen um ihn auf und laßt ihn braten.“ Die Geister gehorchten, denn wer den Ring besaß, der war ihr Gebieter.

An einem stählernen Pranger wurde der Unhold fest geschmiedet und den Geistern aufgetragen, dafür zu sorgen, daß die Asche des Zauberers unvermischt bliebe, denn die Entzauberung der Menschen, die jetzt noch Thiergestalt hatten, war nur dann erst möglich, wenn Mograbys Asche der Asche seiner Aeltern beigemischt wurde. So hatte Zulma den Prinzen gelehrt. Sie sagte ihm überdieß noch, daß er den Talisman, an welchem des Zauberers Leben hing, mitten in die Flammen des Scheiterhaufens werfen müßte. „Ja, setzte sie hinzu, wenn dir mein Rath etwas gilt, so wirf auch den Ring ins Feuer. Er gibt dem Besitzer zu viel Gewalt, als daß er ihn nicht häufig mißbrauchen sollte. Auch die vierzig magischen Bücher müßten nach meinem Erachten in die Flammen kommen, damit die heillose Kunst, so viel möglich, von der Erde vertilgt werden möge.“

Habel befolgte den Rath Zulmas. Im heiligen Glaubenseifer wurden nicht nur Talisman, Ring und Bücher, sondern Alles, was irgend durch die Kunst des Zauberers bereitet worden war, kräftige Arzneien und Elixire aller Art, und selbst sogar verschiedene Naturseltenheiten den Flammen überliefert.

Erst als der goldene Talisman im Feuer schmelzend zerfloßen war, verließ die ruchlose Seele den Zauberer, und als auch der Ring in der Macht der Flammen zerstört worden war, verschwanden der Palast und alle Anlagen rings umher in Rauch, und was darin war eingesperrt gewesen, wurde frei. Diejenigen unter den Thieren, welche Menschen gewesen waren, versammelten sich in einem weiten Kreise um den Prinzen, als erwarteten sie von ihm die Erlösung aus thierischer Hülle. Selbst Löwen und Tiger standen zahm und wartend im Kreise.

Bis sich die Gluth des Scheiterhaufens so weit verlor, daß man Mograbys Asche daraus hervorholen konnte, besahe sich der Prinz mit dem Hara die Schätze, welche des Zauberers Raubsucht hier aus allen Gegenden der Erde aufgehäuft hatte. Sie fanden die köstlichsten Waaren und Stoffe, Gold und Silber, gemünzt und zu kunstvollen Gefäßen, verarbeitet, Diamanten und andere Edelsteine, aus welchen zum Theil die kostbarsten Schalen und Becher geschnitten waren. Alle Kostbarkeiten und Seltenheiten der Erde fanden sich in unglaublicher Menge, und, was das Nothwendigste war, Vorräthe für die Lebenserhaltung in so großer Masse, daß eine Armee damit Monate lang hätte können beköstigt werden. Nun war Hahed außer Sorgen, wie er diejenigen wohl ernähren wollte, welche die Menschengestalt wieder erhalten würden. Zum Fortbringen aller dieser Dinge fehlte es nicht an Lastthieren, an Elephanten, Kamelen, Pferden und Mauleseln.

„Jeder, sagte der Hara, wird aus der Menge das Seine herausfinden. Das Uebrige ist herrenloses Gut, was du mit Recht dir zueignen darfst. Ich für mein Theil will mir aus den Haufen auch Etwas nehmen.“ Nach diesen Worten zupfte der Hara mit dem Schnabel ein höchst feines Florgewebe aus einem Waarenhaufen

Hervor, zog es in die Höhe und flatterte darauf, wie auf einer Wolke, hoch in die Luft.

Man kehrte zurück. Habed nahm die Asche Mograbs und vermischte sie mit der Asche seiner Aeltern. Der Hara rief ihm von seiner Flormwolke herab: „Zünde auch ein Rauchwerk an und wirf alle Federn von Fesefezh darauf, die du mit deinen Gefährten noch hast, und wirf die Asche davon nach allen vier Winden zu.

Kaum war das geschehen, so erhob sich ein Rufen, Schreien, Lachen, Weinen und Schluchzen durcheinander. Es kam von den Tausenden, die wieder Menschengestalt gewonnen hatten, und jetzt wie aus einem Traum erwacht waren.

Die Verwandelten sammelten sich, als sie zur Besinnung gekommen waren, in Haufen, indem ein Jeder seine Bekannten und Landesleute aufsuchte. Es wurden Anordnungen getroffen, zu der auf den nächsten Morgen bestimmten Abreise. Es wurden Anführer der verschiedenen Karawanen gewählt; aber Habed ward einstimmig als Obergebietet anerkannt; von welchem ihre Dankbarkeit die nöthigen Befehle eben so gern annahm als befolgte. Ein Kreis von Freiwilligen sammelte sich um ihn und um seine Gefährten und so wurden alle Einrichtungen leicht zu Stande gebracht, welche für eine weite Reise erforderlich waren, die mehrere Tage durch Sandwüsten hinzog. Jeder suchte sein Eigenthum, aber keiner wollte mehr nehmen, als ihm gehörte — ohne Zweifel lag noch ein Stück Zauberei auf der Gegend, denn in der wirklichen Welt geht es ein wenig anders zu — Habed behielt also sehr viel als Eigenthum, obwohl er es erst nach vieler Ueberredung dafür gelten ließ, weil er sehr großmüthig und edel war.

Nachdem Alles zur Abreise besorgt und nun einige Ruhe wieder eingetreten war, ging Habed überall umher, fragt und erkundigt

sich nach Allem und findet am Fuße eines Baumes ein traurig da sitzendes, tief verschleiertes Frauenzimmer.

„Armes Kind! Wer bist du?“ fragt er. „Ja wohl armes, recht armes Kind! antwortet es, das sich nicht zu seinem Vater wie der hinwagten darf, sondern zu Mekka, am Tempel des Propheten, als Büsserin das einsame Leben vertrauern will, weil es sich von dem Bösewicht Mograby verführen ließ!“

Habed hörte schon an der Stimme, bei den ersten Worten, daß die unglückliche Zulma es war, welche hier saß. Er wußte, daß Unglück und Schuld nur der Einsamkeit angehören können, und sagte nichts, sie von ihren Gedanken abzubringen, aber er tröstete sie mit sanften und zarten Worten, und war auf der ganzen Reise ihr aufmerksamster und treuester Hüter und Beschützer.

Am andern Morgen setzte sich der Zug in Bewegung. Der Felsen brauchte nicht erst beschworen zu werden, einen Durchgang zu öffnen, denn er war mit der allgemeinen Entzauberung auch entzaubert worden, und von unten bis an die Spitzen hinauf weit genug gespalten, um den Elephanten und Kameelen hinlänglichen Raum zu gestatten.

Ueberhaupt war Alles anders geworden. Das milde Klima war glühend heiß. Die Berggipfel von Sand, die bisher fest wie Mauern gestanden, rollten locker und gemachsam in die Thäler hinab; die Pflanzen, welche noch standen, waren dem Verwelken schon nahe und die Bäche dem Versiegen, und Alles deutete auf eine traurige Sandwüste. Die ganze Thierwelt dieser Gegend zog den Karawanen nach, als wär es ihr offenbart worden, daß sie hier hätte umkommen müssen.

Man zog durch einen der ödesten Theile der Sahara oder großen Wüste; man macht da und dort den Einwohnern bewohnter Ge-

genden bange, indem man in so großer Zahl kam; man verständigte sich jedoch leicht. In einigen Monaten war das große Heer sehr geschmolzen, denn es waren ihrer Viele schon da und dorthin abgegangen, je nachdem die Wege ihrer nähern oder entfernten Heimath zuführten.

Von so Vielen, was sich auf der Reise begab, kann hier nichts erzählt werden. Genug, daß sie Alle glücklich nach Hause kamen, und Viele durch Habeds Freigebigkeit, weit wohlhabender, als sie waren, da sie Mograby in seine Raubburg einsperrte.

Was aber den Prinz Habed insonderheit betrifft, müssen wir mit einigen Worten erwähnen.

Man hatte um den Prinzen im ganzen Lande Trauer und Bettage angeordnet, ohne daß sich ein schwacher Schein von Hoffnung gezeigt hätte, die jedoch der alte fromme Scheich, Habeds Hofmeister, in dem Herzen der unglücklichen Aeltern zu erhalten suchte, welcher immer behauptete, daß das Böse dem Guten zuletzt dennoch unterliegen müsse.

Der erste Strahl von Hoffnung ging ihnen da auf, als bei dem Hofnarren die zweite Nase verschwand. Man vermuthete daraus, daß es mit der Macht des Zauberers zu Ende gehen müsse, und der große Prophet sich seines unglücklichen Bekenners wieder annehme, und man vervielfältigte die Gebiete.

Nach zwei Monaten erhielten die glücklichen Aeltern Nachricht von dem Herannahen ihres Sohnes, der einen Eilboten vorausgeschickt hatte. Stadt und Land legten die Trauer ab, und man schickte dem Prinzen einen großen Theil der Leibwache entgegen. Im nächsten Monat kam er mit seiner Karawane an, und lag in den Armen seiner Aeltern und seines Lehrers, und am Hofe und

im ganzen Lande feierte man Freudenfeste, die erst nach vielen Wochen aufhörten.

23. Der Goldvogel, das Goldpferd und die Prinzessin.

Ein König hatte in seinem Garten einen großen weitgeasteten Baum, der trug alljährlich viel goldene Äpfel, und Gold liebte der König gar sehr, denn je mehr der Baum Äpfel trug, desto mehr Abgaben konnte er seinen Unterthanen erlassen. Es wußte kein Mensch, wie der Baum in den Garten gekommen war, aber er stand nun daselbst seit Menschengedenken, und war, so weit seine Äste reichten, ein Gitter von starken Eisenstäben um denselben, und zu der Gitterthür hatte Niemand den Schlüssel als der König. So, dachte er, könnte ihm kein Apfel entgehen, der reif geworden war und von dem Baume abfiel; abfallen ließ er sie aber alle, denn die fielen nicht zu Schanden, wie andere Äpfel, und je reifer sie geworden waren, desto feiner war das Gold.

Aber in einem Jahre kamen doch einmal ein Apfel nach dem andern fort. Darüber ward der König sehr ungehalten und forschte, wer seine Goldäpfel ihm stähle, aber er brachte es nicht heraus. So befahl er denn seinem Gärtner, er solle des Nachts unter dem Baume wachen. Das that denn der Gärtner auch treulich, aber als Mitternacht kam, befiel ihn der Schlaf ein wenig und er wollte ein Bißchen einnicken, denn er meinte, wenn

der Dieb käme, so würde er leicht wieder aufwachen. Darüber schlief er fest ein, und als der Morgen kam, war der schönste Apfel des Baumes fort, worüber der König sehr zornig wurde.

Die nächste Nacht sollte des Gärtners ältester Sohn wachen. Das that dieser auch und wachte, nur nicht in den Stunden von Mitternacht bis Sonnenaufgang, wo er ein Bißchen geschlafen hatte. Am andern Morgen war wieder ein Apfel fort. Nun mußte des Gärtners zweiter Sohn wachen, dem gings aber eben nicht besser. In der nächsten Nacht sollte nun der jüngste Sohn wachen. Der hatte das voraus gesehen, und hatte schon von Nachmittag bis Abend geschlafen, um desto besser wachen zu können. Darum schlief er denn auch nicht ein.

Als Mitternacht gekommen war, sahe er beim Mondschein einen Vogel rauschend durch die Luft daher ziehen, der schimmerte wie lauter Gold und Edelmetall. Als der Vogel nun eben einen Apfel abpicken wollte, nahm der Bursche seine Armbrust und schoss einen Bolzen auf den Vogel. Der Bolzen traf den Vogel nicht recht, sondern schoss ihm nur eine Feder aus, die er am andern Morgen dem Könige brachte.

Der König sahe die Feder recht an und hielt sie so und so gegen die Sonne, und weil er, auch ohne seine Rätthe, oft wußte, was zu einer Sache war, so sahe er auch hier bald ein, daß die Feder so viel werth sein mochte, als sein ganzes Königreich. Da sagte er zum Gärtnerburschen: „du bist ein tüchtiger Bursch, ich muß dich belohnen.“ Da gab er ihm ein blankes Stück Geld, das war ein neugeprägtes Viergroschenstück.

Als der König nun die Feder wieder besahe und immer wieder, bekam er eine rechte Lust zu dem ganzen Vogel, und ließ seine Rätthe zusammenkommen und fragte seine Rätthe, ob Niemand wisse,

wo der goldene Vogel zu haben sei. Da wußten sie nun Alle, wo er etwa sein könnte, aber wo er wirklich wäre, das wußten sie nicht, und meinten, das werde wohl Niemand auf Erden wissen, als vielleicht der Vogel selbst, den müsse man darüber fragen.

„Das soll geschehen, sagte der König, ganz über die Weisheit der Räte erstaunt, und ich denke immer, setzte er hinzu, können wir den Vogel erst einmal fragen, so wissen wir auch schon, wer er ist.“

Der älteste Sohn des Gärtners wollte nun ausziehen den Goldvogel zu suchen, das war dem Könige schon recht, indem er von seinen weisen Räten keinen einzigen entbehren konnte. Der Gärtnerssohn kam bis an einen Waid, an dessen Rande ein Fuchs saß. Dich will ich belauern, dachte der Bursche, nahm seine Armbrust und legte den Bolzen darauf.

„Schieß nicht auf mich, sagte der Fuchs; ich weiß, wohin du gedenkst und will dir guten Rath geben, den goldenen Vogel zu bekommen.“ Aber der Bursche dachte, was will dir ein solch unvernünftiges Thier rathen. Er nahm den Bogen und drückte den Bolzen ab, aber er fehlte und der Fuchs zog eilends waldein.

Des Abends kam der Bursche in ein Dorf, da standen zwei Wirthshäuser einander gegenüber, und eins davon sahe gar kläglich und ärmlich aus, aber in dem andern gings lustig her, mit Tanzen und Spielen. Da hinein ging er, lebte im Daus und Braus, blieb, so lange sein Geld vorhielt, und vergaß darüber den Vogel und die Heimath.

Da der älteste Sohn immer und immer nicht wiederkam, zog der zweite aus, den Vogel und den Bruder zu suchen. Dem gings eben so mit dem Fuchse wie seinem Bruder. Er schoß nach dem Fuchse, traf ihn aber auch nicht. Als er nun zu den beiden Wirths-

Häusern kam, stand sein Bruder im Fenster dessen, wo es so herrlich herging und sagte: „Bruder, hier herein; hier geht es gar lustig!“ Da ging er hinein, tanzte und trank, spielte und lärmte, und vergaß Vogel und Heimath.

Als nun der auch nicht wieder kam, da wollte der Jüngste fort. Der Vater aber ließ ihn ungern ziehen, und dachte, er würde auch ausbleiben, denn es möchte ihm ein Unglück zustoßen, wie es die beiden Andern würde betroffen haben; aber zuletzt mußte er ihn dennoch ziehen lassen.

Der traf den Fuchs auch, welcher ihn bat: „Schieß nicht auf mich!“ da sagte er: „Nein! was sollst ich dich schießen? Leben willst du ja auch, und der Wald hat ja Platz genug für dich und hast mir ja nichts gethan.“

„Nun! sagte der Fuchs, so will ich dir auch guten Rath geben, denn ich weiß, was du suchst, nämlich den Vogel und deine Brüder. Die Brüder aber findest du im nächsten Dorfe in einem Wirthshause, wo es gar herrlich hergeht. Da kehre nicht ein, sondern in dem Wirthshause gegen über, das nach gar nichts aussieht. Ich aber will dich dorthin bringen, weil du so gutmüthig bist. Setz dich nur auf meinen rauchen Schwanz, da kannst du deine Kräfte dann sparen.“

Der Jüngste setzte sich auf, und es ging nun schnell dahin, und als er im Dorfe war, folgte er dem Rathe des Fuchses und kehrte in das geringe Wirthshaus ein. Lärmen und Schwärmen war nicht darin, aber Ordnung, Reinlichkeit und gesunde Kost.

Am andern Morgen stand der Fuchs wieder auf dem Wege und sagte: „Ich will dich zu dem Schloße bringen, wo der Goldvogel ist, und du sollst ihn erlangen, wenn du mir folgst! Ich bringe dich auf meinem Schwanze bis nahe ans Schloß. Das wird unter

Mittag sein. Da wird vor dem Schloße ein großer Haufen Soldaten liegen, die allesammt schlafen und schnarchen. Geh du nur mitten durch sie hin, sie werden gewiß nicht erwachen. Geh grade im Schloße fort, so kommst du in eine Stube, wo der Goldvogel im hölzernen Käfig liegt. Daneben hängt aber ein Käfig von Gold, in den sollst du den Vogel nicht stecken. Das merk dir! Und nun setze dich auf."

Man ging es über Stock und Stein, und sauste nur so, und gegen Mittag waren sie am Schloße und die Soldaten schliefen, und im Schloße schlief auch alle Welt.

Glücklich kam der Bursche bis in den Saal, wo der Vogel nur im schlechten Holzkäfig hing, obwohl sich neben ihm der wundersam glänzende Goldkäfig befand.

Glanz und Gold haben schon Viele verblendet, und verblendeten ihn auch. Was soll es in aller Welt denn schaden, dachte er, den Vogel in den schönen Käfig zu setzen? Es läßt sich ja gar keine Ursach davon angeben!"

Der Vogel hatte ganz ruhig geseßen, als er mit dem Käfig herabgenommen wurde und sich greifen lassen, aber als der junge Bursch ihn in den Goldkäfig stecken wollte, erhebt er ein solches Mordgekreisch, daß Alles im Schloße aufwacht. Der Vogeldieb wird gefangen genommen und am andern Morgen von dem König zum Tode verurtheilt. „Jedoch, sagte der König, sollst du Gnade erhalten, und den goldenen Vogel noch obendrein, wenn du mir das goldene Pferd bringen kannst, welches geschwinde läuft als der Wind.

Da macht er sich bekümmert auf den Weg, denn er wußte viel davon, wo das goldene Pferd zu finden sei.

Als er eine Strecke vom Schloße entfernt war, steht der Fuchs wieder da. „Nun, sagt er, wie ist's denn, wenn man guten Rath in den Wind schlägt?“ — Ich weiß aber, was du nun suchst und will dir dazu verhelfen, und dich zu dem Schloße hinbringen, wo das goldene Pferd steht. Es wird Alles wieder im tiefsten Schlaf liegen und du kannst ohne Gefahr das Pferd aus dem Stall ziehen, nur lege ihm keinen von den goldenen Sätteln auf, die du im Stalle finden wirst, sondern laß ihm den Holzsattel, den es auf hat, sonst geht es wieder nicht gut!“

Auf dem Schwanz des Fuchses kam er bald ans Schloß, und es traf Alles ein, wie es der Fuchs gesagt hatte.

Als er nun das Pferd aus dem Stalle ziehen wollte, das stumm und traurig an der Krippe stand, und die herrlichen goldenen Sättel sahe, die dort hingen, dacht er: „Das kann doch gewiß nicht schaden, wenn du dem Pferde einen goldenen Sattel gibst! Es würde ja mich die ganze Welt auslachen, wenn ich mit einem Holzsattel auf einem Goldpferde daher geritten käme!“

Er sucht unter den Sätteln grade den herrlichsten aus, der mit Perlen und Steinen besetzt war. Kaum hatte er denselben aufgelegt, so fängt das Pferd vor Freuden an laut zu wiehern und schlägt hinten und vorn aus. Die Stallknechte wachen auf, der Dieb wird gefangen, und wieder den andern Morgen zum Tode verurtheilt. Doch soll ihm das Leben geschenkt sein und Pferd und Vogel dazu, wenn er die wunderschöne Prinzessin bringen könne.

Da ging er nun traurig seines Weges, und ärgerte sich über seine Thorheit und seufzte darüber, aber was half das? — zum Glück war der Fuchs wieder da, der ihn erst ausschalt, und dann guten Rath gab, und sagte:

„Nachts um zwölf Uhr kommt die Prinzessin aus dem Bade, der gib einen einzigen Kuß, dann wird sie dir willig folgen; aber laß sie durchaus nicht Abschied von ihren Aeltern nehmen.“ — Der Fuchs brachte ihn nun auf seinem Schwanze zum Schlosse der Prinzessin.

Er traf die Prinzessin und gab ihr einen Kuß und sie sagte, sie ginge gern mit ihm, aber sie müsse erst Abschied von dem Vater nehmen. Das wollte er aber nicht zugeben. Als sie nun aber gar zu sehr weinte und bat, da gab er es zu, daß sie hinging den Vater noch einmal nur zu sehen. Aber als das geschah, wurde Alles im Schlosse wach, und er wurde gefangen.

Der König verkündigte ihm Gnade und sagte ihm die Prinzessin auch zu, wenn er den großen Berg dort in acht Tagen abtragen könnte, der ihm die Aussicht verperrte. Der Berg aber war so groß, daß zehn tausend Mann ihn in acht Monaten nicht abzutragen vermocht hätten. Aber er trug ihn dennoch ab, denn der Fuchs that das Beste dabei. Der König gab ihm die Prinzessin, mit der er stracks von dannen zog.

Auf dem Wege kommt der Fuchs, und gab ihm listige Anschläge, wie er die Prinzessin für sich behalten und dennoch auch Vogel und Pferd bekommen solle. Nämlich, wenn er zu dem Könige komme, der die Prinzessin verlangt habe, und dieselbe nun brächte, so würde solche gewaltige Freude sein, daß sie den Verstand fast verlören, und das Goldpferd würde man ihm gleich geben, dann solle er sich darauf setzen, Allen die Hand zum Abschiede geben, der Prinzessin aber zuletzt, die er dann mit einem Schwunge aufs Pferd ziehen, und heidi! davon reiten müsse. Einholen werde ihn Niemand.

So geschah es denn auch. Nun sprach der Fuchs, der sich wieder zu ihm eingefunden hatte, weiter: „Wenn du nun an das Schloß

kommt, wo der Vogel ist, so bleib auf dem Pferde sitzen und sprich, du gäbest eher das Pferd nicht her, bis du den Vogel mit dem Käfig nicht in der Hand hättest, und wenn du ihn dann hast, so reite davon. Indessen, bis du kommst, warte ich draußen vor dem Schloße.

Das lief auch gut ab und sie zogen fort. Der Fuchs lief immer mit, und so ging es denn weiter und immer weiter. Als sie nun in einen Wald kamen, sagte der Fuchs zu dem Jüngling: „Nun sollst du mir lohnen für Rath und Mühe. Schieße mich todt und haue mir dann Kopf und Schwanz ab.“

„Ei! sagte der Jüngling, das wäre ein schöner Lohn für deine Liebe und Treue; das kann ich nicht über das Herz bringen.“

Der Fuchs mochte noch so viel sagen, daß man es ja leicht merken könne, er sei kein ordentlicher Fuchs, da er ja wie ein Mensch spräche; der junge Bursch sagte: „Weil du ein Fuchs bist, so bist du auch klug, und stellst dich nur so, als ob du sprechen könntest. Ich kann dich unmöglich tödten, du herzl lieber Fuchs.“ — „Nun, sagte der Fuchs, so will ich dir noch einen guten Rath geben: kaufe kein Galgenfleisch und setze dich an keinen Brunnenrand!“ Damit ging er in den Wald.

Als nun der dritte Sohn in das Dorf kam, wo er zuerst eingekehrt war, war ein großer Aufruhr, denn man führte seine Brüder zum Galgen. Die hatten in dem prächtigen Wirthshaus in lauter Halloh gelebt und schlechte Dinge genug gesehen, die machten sie bald genug auch mit, und als sie kein Geld mehr hatten in Gausen und Brausen zu leben, hatten sie ein paarmal ein Bißchen gestohlen, und sollten nun ein Bißchen an den Galgen. Sonst waren sie brave Bursche gewesen, aber das Vergnügen hatte sie verdorben. — Obwohl es nun Galgenschwengel geworden waren, kaufte der Bruder

sie dennoch mit vielem Gelde los. Die Leute sagten: er sei ein Narr; die Bestien wären kaum des Stricks werth; aber er dachte, es sind doch immer meine Brüder; und nahm sie mit sich.

Aber die Brüder hatten unterwegs heimlichen Rath gehalten, und als sie im Walde sich an einen Brunnen lagerten, setzte sich der Jüngste an den Brunnenvand. Da stürzten sie ihn rücklings in den Brunnen hinab. Sie aber brachten die Prinzessin, das Pferd und den Vogel zum König und sprachen, sie hätten es erbeutet, und erhielten dafür große Ehre und Macht. Aber die Prinzessin weinte, das Pferd fraß nicht, der Vogel pfiff nicht.

Als aber der jüngste Bruder bis unter das Wasser des Brunnens hinabgesunken war, dachte er an das Wort des Fuchses und sagte: „Ich bin doch so dumm als ein Hund Stroh, und muß nun hier elendiglich umkommen.“

„Nein, sagte der Fuchs, der wieder gleich da war, ich bring dich durch einen unterirdischen Gang wieder ans Tageslicht, wenn du mir gelobst, mich nachmals zu tödten und Kopf und Schwanz abzuhaufen.“ Das gelobte er nun und wurde von dem Fuchs herausgebracht, und als er nun den Fuchs getödtet und mit ihm gethan hatte nach seinem Verlangen, siehe da war es der Bruder der wunderschönen Prinzessin.

Die beiden gingen nun an den Königshof, und erzählten, wie es sich zugetragen hatte, und die Prinzessin hörte auf zu weinen, das Pferd fraß und der Vogel pfiff; die Brüder aber fielen vor dem König nieder und baten um Gnade. „Ja, sagte der König; Gott möge Euch gnädig sein!“ und ließ sie hängen. Da kam das Galgenfleisch dennoch an den Galgen, und der Jüngste bekam die Prinzessin und ward gehalten wie der Sohn des Königs.

Als aber der König nachher ein wenig über die Geschichten nachdachte, sagte er zu dem Jüngsten und zu dem gewesenen Fuchse: „Ich kann fürwahr aus den Dingen nicht recht klug werden, und kann mir es nicht gut zusammenreimen und herausbringen, es will nirgends recht klappen.“

„Das geht uns eben so;“ sagten die Beiden.

„Ja so! sagte der König darauf, das ist etwas Anders!“

24. Die Söhne der Quelle.

Ein König hatte eine schöne Stieftochter, die er nicht leiden konnte, denn alle Prinzen, die an des Königs Hof kamen, wollten die Stieftochter heirathen, aber nach seinen eigenen Töchtern fragte kein Mensch. Sie waren zwar auch schön genug, aber die schönste Schönheit, welche die Stieftochter hatte, hatten sie nicht, das war die Schönheit im Gemüthe. Sie waren hochmüthig, geziert, hämisch und lästerten über Alles.

Da verstieß der König seine Stieftochter, und sandte sie mit ihrer Atrame in ein altes Waldschloß, und befahl ihr, sie möchte ihm nicht wieder vor Augen und an seinen Hof kommen, bis nicht ihre Stieffchwester verheirathet wären. Doch war er noch barmherzig, und gab ihr viel Gold mit und ein Zauberschiff, daß sie überall in der Welt umherreisen könnte, wenn sie Langeweile hätte. Das that sie denn auch, und war bald hie und bald da.

Als sie nun einstmals wieder zu ihrem Waldschloß zurückgekommen war, ging sie in den Garten, wo sie immer am liebsten luste.

wandelte, und kam zu der Felsenquelle, wo das schönste Plätzchen im ganzen Garten war, und wo sie oft stundenlang gesessen hatte.

Siehe, da lagen am Rande der Quelle auf weichem Grase zwei nackte kleine Knäblein wunderschön, die sahen im Gesicht ganz gleich und waren von einerlei Größe, und man hätte sie nicht unterscheiden können, hätte nicht der Eine ein klein braun Fleckchen am linken Arme gehabt.

Die kleinen Knaben sahen die Prinzessin mit lieben hellen Augen an und lächelten, und streckten die kleinen Arme nach ihr aus, und es war, als wollten sie sprechen und: Mutter: sagen.

„Ja! Eure Mutter will ich sein, ihr liebholden Englein,“ sagte die Prinzessin, und rief ihrer Amme, und sagte zu ihr: Sieh einmal, da hat mir der liebe Gott zwei Kinder bescheert, die sollen mein sein! Nun brauchen wir nicht mehr umher zu reisen, nun haben wir genug zu thun. Wir wollen die Kleinen auf die schöne Insel bringen, die wir im großen Meere gefunden haben. Da sollen sie groß wachsen.

Da nahm die Prinzessin die Kinder auf ihren Arm und drückte sie an ihr Herz, und wollte sie in das Schloß tragen. Da sprach die Amme: „Nicht also, meine Tochter; denk, wenn die Mutter der Knäblein käme, und fände sie nicht, wie sie erschrecken und jammern würde! Wolltest du wohl einer Mutter ihre Kindlein nehmen?“

„O weh!“ rief die Prinzessin und setzte die Kinder auf ihren Schoß und gab ihnen zu essen und zu trinken, und tändelte mit ihnen. Aber sie ging den ganzen Tag nicht von der Quelle

Weg, und wenn Etwas im Laube rauschte, ängstete sie sich und dachte, es käme die rechte Mutter ihre Kindlein zu holen.

Als es aber spät Abend geworden war, und kam keine Mutter, die nach den Kleinen sahe, da wußte sie, daß die Kinder nun ihr gehörten, denn so lange ließe keine rechte Mutter ihre Kinder unverzorgt liegen.

Sie trugen die Kleinen ins Schloß und legten sie in weiche Bettlein, und pflegten sie sehr, und nachdem sie noch ein Paar Tage gewartet hatten, ob sich die rechte Mutter etwa noch finden möchte, aber keine gekommen war, stiegen sie ins Zauberschiff und seegelten durch die Luft nach der glückseligen Insel. Dort war kein kalter Winter und kein glühender Sommer, sondern nur immerdar lieblicher Frühling und Herbst mit Blumen und Früchten.

Nun mußten die Knaben aber Jeder einen Namen bekommen, damit man sie rufen und unterscheiden könne, zumal da sie einander so ähnlich sahen. Da berathschlagten sie sich über die Namen, und benannten sie, weil sie dieselben an der Quelle oder Brunnen gefunden hatten, den Einen Brunnenstark, weil sein Angesicht und Gebehrde ernst waren, und den Andern Brunnenhold, weil er freundlicher und milder aussah.

Die Knäblein wuchsen unter dem schönen Himmel kräftig und stark auf, spielten ihre glücklichen Spiele, und die freundliche Mutter und auch die Amme spielten zuweilen mit, erzählten ihnen aber auch gar viel von dem, was sie in der Welt gesehen und erlebt hätten, und die Kleinen hörten aufmerksam zu und lernten gar viel dabei.

Aber als nun die Knaben zwölf Jahr alt geworden waren, sahe die Prinzessin wohl ein, daß ihre Kinder in die Welt mußten, um selbst zu sehen, wie es drinnen herging, und mußten ein Werk und

Geschäft lernen, indem nicht Jedermann auf einer einsamen glücklichen Insel lebenslang leben kann, und nicht leben soll, weil der Mensch den Menschen angehört. Aber auch die Knaben selbst trieb es hinaus in die Welt, von der die Mutter so viel erzählt hatte.

Die Prinzessin trennte sich mit Schmerzen von ihren Lieblingen, aber sie trennte sich doch. „Kann man ja doch nicht immer beisammen bleiben, sagte sie, und weiß man ja auch nicht, wie es ihnen einmal ergehen wird, wenn ich todt bin. Sie müssen etwas Rechts erlernen, daß sie sich selbst forthelfen können. Aber sie sollen selbst wählen.“

So setzte sie sich dann mit den Knaben und mit der Amme in das Zauberschiff, und fuhr mit ihnen dahin und dorthin, bis sie an eine große volkreiche Stadt kamen, worin ein großes Getümmel war, denn es wurde ein Fest gefeiert, zu welchem die Leute von allen Seiten und Orten herbeikamen.

Die Amme führte die Knaben in die Stadt an die Pforten des Haupttempels. Da sahen die Knaben die Leute, welche herauskamen, aber die Meisten wollten ihnen sogar nicht recht gefallen. Aber da trat ernst und mit kräftigem Schritte ein Mann heraus, in grünem Kleide, ein kurzes Schwert an der Seite.

„Zu dem möchten wir, sagten die Knaben; der gefällt uns am meisten!“

Da redete die Amme den Mann an und sagte: „Wolltet Ihr wohl die Knaben zu Euch nehmen und erziehen, und in Eurem Werke anlehren? — Meine Herrin sollte es Euch gut lohnen! Die Knaben sind folgsam und fromm.“

„Ja, nimm uns, du Mann! sagten die Knaben und sahen ihn recht treuherzig an.“

„Lohnen?“ sagte der Mann, und runzelte die Stirn ein wenig. Wißt Ihr nicht, daß es Dinge gibt, für die sich kein braver Mann lohnen läßt? — Darauf wandte er sich zu den Knaben und blickte sie mit rechter Liebe an, und sagte: Kommt mit, ihr braven Bürschlein, ich denk', es soll was Rechts in Euch stecken, das wollen wir herausholen, so Gott will. Ihr seht mir so aus, wie ich euch wünsche.“

Darauf sagte er der Amme, daß er ein Waid und Waldmann sei, und weil er keine Kinder habe, sollten die Knaben seine Erben werden nach seinem Tode, wenn sie brav blieben. Den Lohn aber sollte die Prinzessin einem Armen geben, oder wem sie sonst wolle. Damit nahm er die Knaben mit.

Die Knaben waren in ihr rechtes Werk und Wesen gekommen, und wuchsen im Sturm und Wetter kräftig und stark auf, und wurden brav und fromm wie ihr Lehrer und Pflieg Vater selbst, und der mit seiner lieben Hausfrau konnten es sich fast bald nicht mehr anders denken, als daß die Beiden immer ihre Söhne gewesen seien. Sie hatten ihr Waidwerk und Forst und Gartenwesen von Grund aus gelernt, und als darüber etwa sechs Jahr um waren, wollten sie weiter in die Welt hinaus.

Die Alten wollten sie um der Welt willen nicht gern von sich lassen, und die alte Mutter weinte bittere Thränen, der Vater aber sprach: „Laß sie, Mutter; sie müssen hinaus, und kann das anders nicht sein!“ aber indem er es sprach, wurden die Augen ihm auch recht naß.

Sie gaben den jungen Leuten neue Kleider und Wäsche mit, und die alte Mutter holte zwei Jagdmesser aus ihrer Kammer, wo Messer und Gabel beisammen steckten, und sagte: „die sollt Ihr zu meinem Andenken tragen und bewahren. Die hat mir eine alte

Frau an meinem Brauttage verehrt und gesagt, ich sollte sie meinen Söhnen geben, wenn die einmal in die Welt zögen. Kämen die nun an einen Kreuzweg, wo sie von einander schieden, dahin und dorthin, so sollten sie die Messer in einen Baumstamm stecken, und wer zuerst wieder dahin käme, der sollte nach des Andern Messer sehen. Wäre das noch blank, so sei es ein Zeichen, der Bruder lebe noch und geh es ihm wohl, allein wenn es rostig sei, wär es ein sehr übel Zeichen."

Also gab ihnen die Mutter die Messer und weinte in ihr Schürztuch. Der Vater aber sprach zu den Beiden:

"Junge Leute denken oft, in der Welt seien lauter goldene Berge und Freude die Fülle und lauter Paradiesgärten; aber es geht in der Welt eben her, wie in der Welt, wunderbar und traurig, seltsam und verdrießlich, kläglich und angstvoll, und zuweilen nur ein wenig lustig mit unter. Wenns nun Euch einmal nicht mehr gefallen wird, da wißt Ihr, wo Ihr zu Hause seid, und kommt wieder zu uns. — Gott befohlen!"

So sagte er und wendete sich weinend um.

Die Alten lebten nun wieder einsam und allein und sehnten sich immer nach ihren Kindern, die schon wieder da sein sollten, da sie kaum ein halb Jahr fort waren.

Als aber nach einigen Jahren die Prinzessin kam und nach den Kindern fragen wollte, waren die Alten todt, und von ihren Söhnen wußte kein Mensch Etwas.

Die Brüder waren beide mit einander gezogen, und kamen in einen sehr großen, dicht verwachsenen Wald, wo sie zuletzt fast nicht mehr durchkonnten. Da ruhten sie ein wenig aus. Auf einmal hörten sie ein dumpfes Brüllen, als sie noch nie gehört hatten und

fürchteten sich beinahe ein wenig, obwohl sie nicht wußten warum, da es doch nur ein Ton war.

Indem sie darüber nachdachten, ein Jeder für sich, kam eine Löwin daher, trat vor sie hin und brüllte laut, indem sie ihnen ins Angesicht sahe.

„Das klang mir fast so,“ sagte Brunnenholt, als wollte die Waldkönigin sagen: „Geht jetzt nicht weiter, sondern wartet!“

„Nun ja doch! so klang's ja auch,“ sagte Brunnestark; ich hab es nicht anders verstanden.“ — Und indem sie darüber noch sprachen, kam die Löwin wieder, trug zwei Junge in ihrem Machen, setzte sie vor ihnen hin, wedelte mit dem Schwanz, brüllte und ging wieder waldein. Es kam ihnen aber vor, als habe die Löwin gebrüllt: „Nehmt sie; Ihr werdet sie brauchen.“

Die beiden Brüder wanden zähe Zweige und legten die Jungen daran, um sie mit sich zu führen. Sie waren aber kaum damit fertig, so hörten sie wieder ein Brummen. Dann rauschte es durch die Büsche, und eine Bärin trug zwei Jungen im Maul und legte sie vor ihnen nieder, und es war, als hieße ihr Brummen: „Nehmt sie, Ihr werdet sie brauchen!“

Sie wunderten sich und wanden sich wieder zähe Gerten zum Leitseil für die jungen Bären, und während sie noch damit zu thun hatten, heulte es von einer andern Seite des Waldes, und eine große Wölfin brach durchs Dickig mit zwei Jungen im Maule, die sie zu ihren Füßen legte, und dann mit emporgehobenen Kopfe heulte: „Nehmt sie; Ihr werdet sie brauchen!“

Solches schien ihnen freilich wundersam, und hatten sie ihre eigenen Gedanken darüber.

Nachdem Beide miteinander noch eine Weile gezogen waren, kamen sie an einen Kreuzweg. Da wurden sie Rath's von einander

zu scheiden, der Eite dahin, der Andere dorthin. So hätte doch Jeder sein eigenes Abenteuer, und fänden auch wohl ihre erste Mutter wieder. Sie steckten, Jeder sein Messer in einen Eichbaum, und beredeten sich nach ein Paar Jahren wieder an diese Stätte zu kommen und sich zu treffen.

Jeder nahm drei von den Thieren mit.

Nach einer langen Zeit kam Brunnenhold in eine Stadt, wo es still drinnen war, wie im Grabe, und die Häuser waren mit schwarzem Flor überzogen, und schwarze Fahnen weheten vom Schlosse und Rathshause, und klägliche Jammermelodien wimmerten leise aus den Tempeln hervor.

Er trat in eine Herberge, aber der Wirth reichte ihm keine Hand, und hieß ihn nicht willkommen. Er forderte einen kühlen Trunk Wein, und der Wirth setzte denselben wortlos auf den Tisch und sagte nicht: „Wohlbekomm's!“

Da fragte Brunnenhold: „Sagt mir doch an, was gibt es in Eurer Stadt, daß Ihr so stumm und trübselig seid?“

„Ach! wißt Ihr das nicht? seufzte der Wirth, so könnt Ihr es leider bald selbst mit ansehen. — Seht drüben auf jenem Berge den viereckten Stein, das ist der Drachenstein. Da wohnt ein siebentöpfiger Drache mit sieben Jungen; dem müssen wir alle Neumond eine Jungfrau opfern, die er verschlingt, und das ist immer die, welche zuletzt sechszehn Jahr alt ist geworden. Thun wir das nicht, so will er Alles im Lande verheeren und verschlingen. Und nun hat es dasmal die Königstochter getroffen, die wir so lieb ha-

ben, weil sie so gut und so schön ist. Die muß Mittag hinausgebracht werden."

„Aber ist denn kein Ritter da, ders mit dem Drachen aufnähme?"

„Ei ja doch! antwortete der Wirth; wenn es so zum Spiel wäre, so aus Spaß und Lust, die Lanze zu schwenken und Volzen nach dem Ziel zu schießen, da hätten wir ihrer genug; aber gegen den Drachen ist eben keiner zu Hause. Sie haben zwar sonst immer ein großes Maul mit Hauen und Stechen und sind auch recht tapfer gegen den Bürger, aber es mit den sieben Feuerrachen des Unthiers aufzunehmen, das am ganzen Leibe Schuppen hat, wie wenn sie von Stahl wären, dazu haben sie gar keine Lust. — Und was könnte es auch helfen? Wenn man auch dem Ungethüm einen oder den andern Kopf abhaute, so wachsen andere an dessen Stelle. Es haben es einmal oder zweimal Ritter mit ihm aufgenommen, und haueten ihm einen Kopf ab, da fraß er sie auf, und bekam immer mehr Köpfe."

Jetzt kam ein Herold durch die Straßen, der ließ vor sich herposaunen und rief mit lauter Stimme: dem wolle der König seine Tochter geben und sein Reich dazu, der sie von dem Rachen des Drachen errette, möge er auch sein, wer er wolle.

„Ja, ruf nur," sagte der Wirth; du hast nun schon drei Tage gerufen und hat sich keiner gefunden, und wird sich denn heute wohl auch keiner finden!"

„Wer weiß das?" sagte Brunnenhold, indem er seinen Becher bezahlte, und fortgehen wollte.

„Herr, sagte der Wirth, der ihm ins Gesicht sahe, ich merk Euch wohl ab, daß Ihr Etwas im Sinne habt. Führt es doch ja nicht aus; es wäre Schade um Euch. Ihr verliert Euer junges

Leben, denn so ein Drache ist kein Bär oder Leu, mit welchen ein tüchtiger Jägersmann wohl vielleicht noch fertig werden mag. Bleibt, bitt ich Euch!"

Aber Brunnenhold nahm seine Thiere und ging nach dem Drachenstein, wo er dieselben von ihren gewundenen Berten, welches ihre Ketten waren, lösmachte und sich mit ihnen hinlagerte.

Da es nun Mittag geworden war, kam der traurige Trauerzug aus der Stadt, der brachte das arme Opfer, die Prinzessin, verhüllt in schwarzen Flor. Junge Mädchen trugen Todtenkränze von Rosmarin und weißen Rosen, und die Knaben Zypressenzweige, die warfen sie um die königliche Jungfrau im Kreise umher, als sie auf den Drachenstein gestiegen war, und gingen dann weinend davon, und sahen sich nicht mehr um.

Und als sie nun so verlassen und jammernd da stand und die Hände zu Gott aufhob, kam Brunnenhold mit seinen Thieren hervor und sahe die schöne Jungfrau an, und sagte: „Habt guten Muth, mein theures Fräulein. Ich und meine Thiere wollen es mit dem Drachen wagen. So betet zu Gott, daß er uns Allen helfe; Ihr aber sollt von dem Steine hinabsteigen, und wir wollen oben bleiben.“ Die Jungfrau ließ sich hinabgeleiten, als sie aber den holden Jüngling recht ansah, da that es ihr im Herzen so weh, daß er sein Leben dran setzen sollte, und würde ihr doch nichts helfen, und wollte wieder statt seiner hinauf. Brunnenhold aber litte das nicht, sondern sie mußte unten bleiben.

So lagerte er sich denn auf den Stein.

Da kam es von fernher wie eine dunkle Wolke gezogen, vor der sich die Sonne verfinsterte. Das machte aber der Drache, der herangezogen kam, und als er Brunnenhold auf dem Steine ersah, sogleich mit seinem mittelsten Rachen verschlingen wollte. Der schlägt ihm

aber mit Einem Schlage das Haupt ab, und seine Thiere sogeu das hervorquellende Blut ein, daß der Kopf nicht nachwachsen konnte. Den Drachen wurden alle seine Köpfe, wie er sie den Einen nach dem Andern aufthat, abgeschlagen und die Thiere sogeu das Blut ein und wurden so stark davon, daß sie den ungeheuren Leib in Stücke zerrissen und von dem Drachenstein herabschleppten. Darauf aber suchten der Löwe,¹ der Bär und der Wolf die sieben jungen Drachen auf, die mit dem Alten gekommen waren, und hatten dem Alten mit fauchen geholfen, aber als es demselben so übel erging, verkrochen sie sich in eine Felsöhöhle. Darin fanden sie Brunnenholds Thiere und zerrissen sie.

Nun zeigte der Kämpfer der edeln Jungfrau den Drachen. Die fiel ihrem Erretter mit Thränen um den Hals. „Nun bist du mein, sagte sie, und nun komm zum Vater.“ — „Ja! ich bin dein, du holde Königstochter, sagte der Held, aber jetzt kann ich nicht mit dir. Ich muß meine Mutter suchen und meine lieben Pflegältern, die sollen unsern Bund segnen. Darum harret mein ein Jahr und einen Tag; find ich sie in dieser Zeit nicht, so lehre ich wieder.“ Damit sie ihn aber wieder erkenne, schlug er von seinem Jagdschwert die Spitze ab, und gab sie ihr. Da schieden sie von einander.

Brunnenhold schlug den Drachenköpfen die Zähne aus, verbarg sie in einer Höhle unter dem Drachenstein, und zog in die Welt, die Mutter und die Pflegältern zu suchen.

Auf dem Wege nach der Stadt mußte die Jungfrau durch einen Wald. Da sprang ein rußiger riesiger Köhler mit einer Keule hervor, und drohete mit gräßlichen Verwünschungen, er schlage sie todt, würde sie ihm nicht einen schweren Eid schwören, ihrem Vater zu sagen, er habe mit seiner Keule dem Drachen die Köpfe zerschmettert. Die Jungfrau fiel knieend vor ihm nieder, und verschieß

ihm Geld und Gut, so viel er nur möchte; aber der Köhler wurde noch wilder und grimmiger und hob die Keule schon zum Todesschlag auf. Da vergingen ihr fast die Sinne, und sie schwur in der Angst den schrecklichen Eid.

Da ließ er sie ziehen, ging auf den Drachenstein, schlug den Köpfen die Schädel ein, und nahm sie mit sich in seine Hütte. Bald darauf kam ein prächtiger Wagen mit Dienern, die holten den Köhler, welchen der König mit Ehren empfing; ließ ihn bekleiden und die Drachenköpfe nebst der Keule in die Schatzkammer bringen.

Als nach einigen Tagen die Hochzeit sein sollte, fiel die Königs- tochter vor ihrem Vater nieder und bat flehend um drei Jahre Aufschub. Der König hätte ihr die Bitte wohl gern gewährt, denn der grobe Köhler wollte ihm gar nicht gefallen, aber er hatte sein Königswort vor allem Volke gegeben und wollte es halten, zumal die Tochter keine Ursache weiter vorbrachte und nur sagte, sie habe einen hohen Eid schwören müssen, Nichts zu offenbaren. Dennoch erlangte sie ein Jahr und einen Tag Aufschub, weil es der Köhler zu- frieden war.

Bald war die Zeit um und der Hochzeittag kam, aber Brunn- nenhold war noch nicht gekommen, und der König wies seine knieende Tochter, die um neuen Aufschub bat, fast zürnend ab, und sagte, was nicht zu ändern stehe, dem müsse man sich ergeben. Sie habe doch immer dem Köhler das Leben zu danken. Darauf hieß sie der König in die Küche gehn und ihm sein Leibgericht bereiten, welches sie allein nur konnte.

Brunnenhold war weit in der Welt umhergezogen und hatte die Mutter nicht funden, und die lieben Pflegältern waren todt. Da kam er desselbigen Tages, als die Prinzessin in der Küche das Essen bereitete, in die Königstadt wieder, und war der Freude dar-

in die Fülle in Musik und Tanz und fröhlichem Lärm, und waren Alle gar festlich mit Kleidern und Bändern geschmückt.

Er ging wieder zum alten Wirth, der ihn mit bedenklichen Lächeln Willkommen hieß und sagte, „das trifft sich ja artig. Vor Jahr und Tag waret Ihr auch da, und wolltet den Drachen tödten.“

„Nun? lebt denn der noch?“ sagte Brunnenhold verwundert.

„Behüte! sagte der Wirth, der ist nun schon lange ganz todt; den hat ein starker Köhler getödtet. Der war pfiffig und ließ dem Drachen die Köpfe und schlug ihm nur mit der Keule die Schädel ein, so konnte kein Kopf wieder nachwachsen, aber darauf war noch Niemand gefallen. Dafür heirathet er auch heute die Prinzessin.“

„So? sagte Brunnenhold; das wollen wir erst sehen. Ich werde meinen Löwen mit meinem Jagdmeßer senden, der soll mir den Halschmuck der Prinzessin bringen. Daran will ich merken, ob sie an ihren wahrhaftigen Erretter noch denkt?“

„Lieber Herr, lachte der Wirth, daraus wird denn nun wohl nichts werden, und wüßt ich wohl hundert Goldstücken drauf wetten. Und ob Euer Thier schlau sein mag und grimmig, lassen es doch die Wachen nicht ein.“

Sie wetteten Beide, und Brunnenhold sprach zu dem Löwen wie zu einem Menschen, sagte ihm, was er zu thun habe, und gibt ihm das Jagdmeßer in den Rachen. Der Löwe ging aufs Schloß, als hätte er den Weg dahin schon lange gewußt; die Wachen nehmen die Flucht, die Leute in der Küche fliehen in die Kammern und Speisekammer und einige klettern die Eße hinauf, und die Prinzessin steht in der Küche allein. Da tritt der Löwe freundlich wedelnd vor sie hin, und reicht ihr das Jagdmeßer dar. „O, mein Erretter ist

da! ruft sie freudig, nimmt dem Löwen das Jagdmeßer ab und liebkoset ihm. Der Löwe sahe immer wedelnd mit seltsamen, aber freundlichen Augen nach dem Halschmuck der Prinzessin, und sie wußte nicht, was er wollte. Sie bot ihm Fleisch, aber das mochte er nicht, sondern blickte nach dem Halschmuck. Jetzt sahe sie aber auf das Jagdmeßer, und fand ein Papier am Hefte, darauf stand: „Ich bin da, holde Braut. Bitte den Vater, daß ich ihn sprechen darf, in seinem vollen Rath noch vor der Trauung. Zum Zeichen, daß du mich noch liebst, sende mir deinen Halschmuck!“

„Das wars also, was du wolltest, du treues kluges Thier, sagte die Prinzessin, und band dem Löwen den Halschmuck um, der freudig damit zu seinem Herrn eilte.

Schreiend setzte sich der Wirth auf seinen großen Stuhl, als der Löwe mit dem Schmuck hineintrat, denn seine Beine wollten ihn nicht tragen. „Ach, meine schönen Goldstücke! meine schönen Goldstücke! jammerte er. Als er sich ein wenig erholt hatte, nahm er hundert Goldstücke aus seinem Schranke und zählte sie mit bebenden Händen dar. Aber Brunnenhold sagte: „behaltet nur Euer Geld; ich habe dessen nicht nöthig.“ Da ward der Wirth froh und fiel ihm vor Freude und Dank um den Hals.

Aber die Königsjungfrau ging zu ihrem Vater und bat knieend und weinend für einen Fremden um Gehör in vollem Rathe, und sogleich. Dem König war das bedenklich. Er fragte, was der Fremde so eiligst verlange? aber sie antwortete, das habe er Niemanden offenbart, und wolle es selbst sagen.

Da versammelte sich der Rath, indeßen Brunnenhold geholt wurde.

Der sprach zum König: „Allergnädigster Herr, als ein junger Waldmann, möcht ich gern Kenntniß haben von allem Gethier auf

Erden. So ist meine Bitte denn diese, Euren künftigen Eidam, der einen Drachen erlegt hat, zu bewegen mir Bescheid zu geben auf einige Fragen."

"Das wird er schon gern thun," antwortete der König, dem der junge Mann gar sehr wohl gefiel.

"So sagt mir denn, sprach Brunnenhold zum Köhler, wie das Thier gestaltet war, wovon Ihr das Land befreiet habt?"

Der Köhler, dem gar nicht wohl zu Muth war, sagte so Etwas daher, welches auf viel Thiere auf Erden paßte. Der Drache sei ein greuliches Thier, sagte er, und haben sieben Köpfe gehabt, und einen Schwanz und einen Bauch auch, und in dem Kopfe große glühige Augen und einen Rachen am Kopfe und ein Maul auch! die sperrte er weit auf!

"Was spricht denn der für albernes Zeug? dachte der König. Aber Brunnenhold sprach weiter: „so habt die Gunst und sagt mir, hatte der Drache auch Junge?"

"Junge? antwortete der Köhler; Nein, die hatte er nicht."

"So sagt mir jedoch, sprach Brunnenhold, wo Ihr den Drachen begraben habt; so dürft ich vielleicht eine Ribbe von demselben meinem Könige schicken, der ein großer Liebhaber von solchen Dingen ist."

Der Köhler wurde immer verwirrter, und sagte, er habe den Drachen auf dem Steine liegen lassen und sich nicht darum bekümmert, wo er geblieben sei.

"Aber, fuhr Brunnenhold fort, die einzige Frage könnt Ihr mir gewiß beantworten, da ihr den aufgesperrten Rachen des Unthiers gesehen habt. Hatte es denn auch Zähne?"

Da wurde der Köhlenbrenner grob, wie viele Leute, wenn sie sich nicht mehr zu helfen wissen, und sagte: „Es ist genug, daß ich

das Thier erschlagen habe. Ob es Zähne hatte oder nicht, darum fraget es selbst, wenn Ihr es wissen wollt; um solchen Quark hab ich mich nicht bekümmert."

Der König wurde immer bedenklicher, und als Brunnenhold den König um Vergunst für einige Fragen an ihn selbst und an die Räte bat, erhielt er dieselbe.

Er sprach: „Großer König! Wenn Jemand eine Nuß fände, würde er die Schale behalten oder den Kern?"

„Den Kern! den Kern!" das versteht sich ja! Ehe er den Kern wegwürfe, behielt er wohl lieber die ganze Nuß.

„Wenn nun aber, fuhr Brunnenhold fort, Jemand den Kern besäße und ein Anderer die Schale, wer hätte die Nuß wohl zuerst gehabt?"

„Das ist keine Frage, hieß es; wer den Kern hat, besaß die Nuß zuerst."

„So mein ich es auch, mein gnädigster Herr, sagte der Waidmann, und nun bitte ich noch um die Gnade, laßt die Drachensköpfe hieher bringen."

Als die gebracht waren, setzte Brunnenhold die Zähne, die er aus der Höhle wieder genommen und zu sich gesteckt hatte, in die Stellen des Rachens ein, wohin sie gehörten, erzählte nun Alles, beschrieb die Höhle, wo die sieben Jungen von seinen Thieren waren zerrissen worden, und daß daselbst die Köpfe und andern Stücken müßten vorhanden sein.

Da fuhr der König den todtbleich gewordenen Köhler an: er sollte sogleich bekennen, dann könne ihm noch das Leben geschenkt sein.

Da kniete der Köhler nieder, bekannte Alles und bat um sein Leben. Das wurde ihm auch geschenkt, aber damit er nicht noch

mehr Böses verübte, wurde er in ein Gefängniß gesetzt auf Lebenslang. Aber der neue Eidam gefiel dem König sehr wohl, und er umarmte denselben inbrünstig und gab ihm noch desselbigen Tages sein Töchterlein Brunolde, und ließ ihn mit vieler Pracht unter einem Thronhimmel umher tragen und zum Könige krönen.

Aber wie glücklich das neue Paar lebte, kann Niemand beschreiben. Brunnenhold half dem Vater ein Vißchen mit regieren und konnte es bald recht ordentlich und fand es leichter, als ers sich gedacht hatte, obwohl er es niemals gelernt hatte. Und da er so gerecht und so mild war, gewann ihn das ganze Volk bald von Herzen lieb.

Von seinem Waldwerk ließ Brunnenhold aber nicht ab, obwohl er zu regieren hatte. Es waren der schädlichen Thiere zu viel in den Wäldern, der mußten weniger werden. Seine treuen Thiere halfen ihm dabei munter und lustig; und wenn die Jagd gut war, blieben sie alle vier über Nacht im Walde, und kamen des andern Abends erst wieder, von Brunolden sehnlichst erwartet.

Aber einmal kam der Jäger nicht wieder. Er hatte gesagt weit umher und hatte kein Wild getroffen. Er wollte schon wieder heimkehren, da kam eine weiße Hindin aus dem Gebüsch, der setzte er mit seinen Thieren nach; aber sie war ihnen zu schnell und zu flug, und hatte sie am Ende so weit geführt, daß er nicht wußte, wo er war. Er suchte den Heimweg und fand ihn nicht. Die Sonne war schon eine Weile unter und er mußte mitten im Walde auf einem weiten Platz bleiben, wo schöne Kräuter wuchsen und ein klarer Quell sprudelte. Sein Löwe jagte noch umher und brachte ihm einen Hasen, als der Mond schon aufgegangen war.

Er streifte den Hasen ab und weidete ihn aus; steckte zwei Nester in den Hasen, die oben ein Gablein hatten, und legte in die Gabeln

einen Stock, woran er den Hasen wie an einen Bratspieß steckte. Nachdem er nun Feuer angezündet hatte unter dem Hasen, drehete er denselben am Spieße und pfiß auf einem Baumblatte ein lustiges Jagdstückchen dazu. Löwe und Bär und Wolf lagen schlafend oder doch ruhend um ihn her.

Der Hase war noch nicht gebraten, so kommt ein kleines, feinaltes, verschrumpftes Weib, das schien kaum schleichen zu können, that recht frierig, hauchte in die Hände und wimmerte dazu: „Ach, wie michs friert! wie michs friert!“ und dabei ging es um Brunnenhold und seine Thiere in weiten Kreisen umher, immer klagend: „wie michs friert! Ach, wie michs friert!“

„Nun, sagte Brunnenhold, siehst du denn das Feuer nicht, alte Frau? wer hindert dich denn dich zu wärmen?“

„Ja, sagte sie, da will ich lieber erfrieren, als mich von deinen Thieren freßen lassen!“ Und als ihr Brunnenhold sagte, seine Thiere wären zahm und thäten Keinem etwas zu Leide: da sagte sie, sie wollte sich gar gern ans Feuer setzen, dürfte sie nur mit dem kleinen dünnen Röhlein Jedes ein wenig berühren; sie habe so ihren Glauben daran. Brunnenhold wollte das anfangs nicht zugeben, aber weil ihn die alte Frau jammerte, that er es endlich dennoch. Da berührte sie leise die Thiere und heimlich Brunnenhold auch mit. Da sanken sie alle viere in Schlaf, und wurden zu vier schwarzen glatten Steinen.

Brunsolde und ihr Vater ließen den Gemahl und Sohn mit Angst und Thränen suchen all überall; aber da ihn nach drei Monaten kein Mensch gefunden hatte, legte sie Trauerkleider um ihn an und beweinte ihn als todt, und der alte König trauerte

und weinte von Herzen mit und hatten Beide keinen frohen Tag mehr.

Fünf Jahre war Brunnenstark umhergezogen und hatte Unholde, Drachen und Lindwürmer, Einhörner und große Löwen erlegt, die die Länder verheerten. Das, meinte er, sei sein rechter Beruf, weil er die Kraft und Stärke dazu habe. Aber nun fand er kein Ungeheuer mehr, sondern alles Volk weit und breit lebte in Ruhe und Frieden. Da zog er zum Scheidewege hin, zu der Eiche, in welche er mit dem Bruder die Meßer hineingesteckt hatte. Aber der Baum war an der einen ganzen Seite krank, vom Wipfel bis zur Wurzel und die Blätter waren vergelbt; und als er das Meßer herauszog, fing er bitterlich an zu weinen, denn das Meßer war über und über verrostet. Er setzte sich unter die Eiche und konnte nur jammern: „Ach, mein Bruder! mein holder, mein sanfter Bruder!“

Er blieb den ganzen Tag jammernd und wimmernd unter dem Baum und die Nacht auch, und klagte, vor sich hingebeugt: „Ach, mein Bruder!“

Als am andern Morgen die Sonne aufgegangen war, hatten seine drei Thiere sich gestreckt und gedehnt und kamen nun zu ihrem Herrn, schmeichelten sich an ihm an, liefen dann vor ihm hin ein Paar Schritte weit, kamen wieder zu ihm, liefen wieder vorhin, und sahen ihn so wunderbar an, als wollten sie sagen: „Komm mit uns; hier ist es nicht gut für dich! Da ging er mit ihnen, aber trauernd. Seine Thiere hielten und jagten in den Forsten umher, er aber

jagte nicht mit. Hätten ihn seine Thiere nicht mit Wildpret versorgt, so wäre er fast verkommen."

Wohl nach drei Wochen kam er eines Morgens früh in die Stadt, wo Brunolde war, sich dort ein wenig zu erholen und umzukleiden. Da wird ein fröhlich Gelärm in der Stadt, und Alles wird rege und ruft: „Er ist da! Er ist wieder da! und seine drei Thiere auch mit!"

„Ach, was habt Ihr ausgestanden, lieber Herr! wie seid ihr so bleich und abgezehrt! Wie wird sich der alte König freuen, und Eure Gemahlin!" So sprechen sie zu ihm.

Er weiß nicht, was die Leute wollen; er weiß nicht, ob er im Traum, oder verzaubert ist; aber die Menschen führen und treiben ihn nach dem Schloße zu, und Brunnenstark ist ganz betäubt.

Als ihn Brunolde erblickt, fällt sie in Ohnmacht, und der alte König fällt ihn um den Hals und weint. „O, du Herzens und Schmerzenssohn, ruft er, wie ist dir's ergangen?"

Nun freilich sieht er wohl, daß hier sein lieber Brunnenhold gewesen sei, den Drachen getödtet habe und sei Gemahl der trauernden Brunolde geworden. Und weil er dem Bruder so gleich war, hatte drei Thiere wie der, und auch solch einen grünen Jagdrock, da hielten sie ihn für Brunnenhold.

Da entdeckte er den unglücklichen Irrthum, den er gern hätte verschwiegen, und als er denselben entdeckt hatte, war des Klagens und Jammerns im Königshause kein Ende, und schlich Jeder seines Weges in trauriger stummer Stille dahin. Der alte König ging tagelang in seinen Gemächern auf und ab, dann setzte er sich auf seinen Stuhl und weinte, und dann ging er wieder mit seiner Jammermiene, und die Diener sagten: „Ach, der arme, arme, alte Greis!" Und Brunolde lag in Schmerzen und Grämen tief vers

senkt und konnte sie Niemand trösten. Sie konnte nicht mehr weinen, sie rang nur die Hände und seufzte und sahe Jeglichen mit stierren Augen an.

Da konnte Brunnenstark nicht länger die Quaal der Armen mehr ansehen, und machte sich heimlich eines Tags mit seinen Thieren davon, und schweifste in den Wäldern umher, und hätte so gern sein Herzeleid vergessen, aber das ging nicht.

Eines Tags hatte er sich tief in einem Walde verirrt, denn eine weiße Hindin hatte ihn dahin und dorthin geführt, und er hatte sie nicht können erholen, und mußte die Nacht auf einem grünen Plage zubringen. Er sandte seine Thiere aus, sich Futter zu suchen, und ihm auch Etwas Nahrung mitzubringen. Derweil besahe er sich den Platz, sahe vier glatte schwarze Steine und einen Waidmanns Bratspieß, wie sein Pflegvater ihn und den Bruder zu machen gelehrt hatte, und steckte noch ein Hase am Spieß, gebleicht von Sonne und Luft und Regen.

Er machte sich ein Feuer an, und als ihm der Eide einen Hasen mitbrachte, richtete er denselben zu und steckte ihn an den Spieß, den er fleißig umdrehte.

Und als die Thiere sich um ihn her gelagert hatten, das Feuer hoch aufflackerte und der Hase recht bratete, kam die alte Frau wieder, die zu dem Bruder gekommen war, und klagte wieder: „Ach, wie michs friert! Wie michs friert!“ Denn Klagen und Großprahlen haben Viele gelernt, die die Leute betrügen wollen. Es ging Alles so, wie es bei Brunnenhold war gegangen, und sie wollte nur ein wenig, ein ganz klein wenig die Thiere mit ihrem Gertlein berühren. Und als ihr Brunnenstark sagte, er laße seine Thiere nicht einmal schuef ansehen, noch weniger aber berühren, wollte sie es doch thun. Da sprang Brunnenstark auf, schleppte sie zum Feuer,

legte sie mit den Ketten seiner Thiere an einen Stein, und sagte: „Nun kannst du dich wärmen; aber sprich nicht weiter, du unheimliches Weib, oder es gilt dir dein Leben.“

Nachdem sie sich gewärmt hatte, nahm sie ihr Rüthlein, sprach heimliche Worte darüber, und sagte: „Herr, Ihr habt mich lassen wärmen, nun will ich auch Euch einen Gefallen erzeigen. Nehmt mein Rüthlein und berührt die Steine damit; ich weiß, Ihr werdet's mir danken!“

„Das kann ich wohl thun, dachte Brunnenstark, dabei ist wohl nichts Besorgliches.“ Er berührte die Steine, und siehe! da verwandelten sich die Steine in Löwe und Bär und Wolf, und der letzte in den Bruder.

Die Brüder erkannten sich bald und umarmten sich, und die Thiere liebteſeten einander. Brunnenstark meinte, er habe hier nur ein wenig geschlafen, weil ihn eine weiße Hindin auf der Jagd so sehr ermüdet, und da flackere das Feuer und brate der Hase noch, den er angesteckt habe, den wollten sie nun mit einander eſen. Als es ihm aber Brunnenstark anders wollte erzählen und er wollt es nicht glauben, da sagte die Alte: „Seht, lieber Herr, ich hab Euch verzaubert und mit Euren Thieren zu schwarzen Steinen gemacht, aber ich durfte nicht anders.“

Und nun hat die Alte gar schmeichelnd, Brunnenstark möcht ihr den Kopf abhauen, da würd er ein sehr gut Werk thun. Er müsse aber alsbald den Kopf ins Feuer werfen und verbrennen, darnach von der noch warmen Asche dreimal eine Handvoll über seinen Kopf nach Abend zu werfen, dann würd er sehen, wie gut er gethan habe.

Brunnenstark dachte, die Alte sei närrisch, und hielt es für groß Unrecht, Leuten so ohne allen Grund und Ursach die Köpfe

abzuhauen, sie aber hat gar zu sehr, und sagte, er thue ihr eine große Wohlthat. Da mußte die Alte niederknien und der Kopf flog herunter, den warf er ins Feuer, wo derselbe bald hell genug brannte, weil er so dürr war, der Leib aber versank in die Erde.

Jetzt setzten sich die Brüder zusammen auf den Rasen, aßen den Hasen und sprachen dabei von dem, was sie gethan und ausgestanden hatten, und beklagten, daß sie von der lieben Mutter auch gar nichts hätten erfahren.

Indem sie so sprachen, war der Kopf zu Asche geworden, und Brunnenstark nahm nun eine Handvoll Asche und warf sie über seinen Kopf nach Abend und that mit der zweiten und dritten Handvoll gleich also, aber da rollte und schlug es wie Donner rings umher, und sie standen in einem wunderherrlichen Garten, in welchem ein großes Schloß glänzte, mit unzähligen Lichtern erleuchtet. Es tönte wunderliebliches Getöse aus dem Schlosse, und als die Jünglinge in dasselbe hineingingen, kam ihnen eine Jungfrau entgegen, die umarmte Brunnenstark und sagte: sie sei die alte Frau, die habe er erlöst, und nun gehöre sie ihm mit ihrem ganzen Lande, wenn er sie möchte. Da war Brunnenstark glücklich, und sie hielten sogleich den Brautstanz, mit vielen Rittern und Frauen. Darauf gingen sie zum festlichen Mahl und aßen und sprachen zusammen.

Da meldet auf einmal ein Diener, es sei ein Schiff aus der Luft gekommen und habe im Garten sich niedergelassen. Die Brüder eilten stracks in den Garten hinab. O Freude! Es war das Zauberschiff! aus welchem die Mutter und die Amme ausstiegen. Da war es nun für Alle eine glückliche Nacht.

Am andern Morgen aber hat Brunnenstark die Mutter um ihr Zauberschiff, zu seiner Bräutle zu reisen. Aber die Mutter mit

der Amme, der Bruder mit seiner Gemahlin und die sechs Thiere fuhren auch mit.

Als sie nun ankamen, da gab es glückliche Tage, die keine Zunge aussprechen kann. Der alte König, der so lange aus Herzeleid geweint hatte, weinte nunmehr aus Freude und sagte: „Nun kann ich doch glücklich sterben!“

25. Biolo und Goldherz.

Ein König und eine Königin hatten eine einzige Tochter, und waren sehr glücklich in ihrem Besitz, denn es war ein sanftes, sitzames und frommes Kind, und die Aeltern freuten sich, wenn sie dasselbe nur ansahen, und den Leuten am Hofe war es fast eben so, wiewohl dergleichen an Höfen sehr selten sein soll. Sie hieß aber Biola.

Biola bekam von der Mutter, welche vor Freuden oft nicht wußte, was sie Alles dem geliebten Mädchen schenken sollte, die prächtigsten Kleider und die kostbarsten Juwelen und Steine in großer Menge; aber Biola schmückte sich nur an hohen Festen damit, und kleidete sich an den andern Tagen schlicht und einfach, welches der Mutter auch wieder recht wohl gefiel, indem ja ihr schönster Schmuck immer ihr blieb; das war nämlich ihr sanftes Herz, ihre stille Tugend.

Am Königshofe lebte zur selben Zeit ein häßliches altes Wesen, Grunzau genannt, häßlich am Körper, wofür sie nichts konnte, häßlicher noch am Gemüth. Sie war nach der Königin die Vor-

nehmste im Lande, denn sie war Herzogin und unermesslich reich. Bei dem Könige, der ein wenig geizig war, galt sie um ihres Reichthums willen so viel wie eine Königin, bei allen andern Menschen galt sie für nichts, als für eine garstige Kröte, der man so weit auswich, als man immer nur konnte.

Weil sie eine Herzogin war, und obendrein so reich, daß sie sich wohl zwei Königreiche hätte kaufen können, wären sie nur feil gewesen, so war sie auch in ihren Gedanken unendlich weise und von bezaubernder Schönheit. Ihre Diener und Dienerinnen sagten ihr das auch ins Angesicht, und sie nahm es ohne Erdschrecken an, weil sie wußte, daß es wahr sei. Aber bei aller ihrer Weisheit und Schönheit war sie dennoch nicht glücklich am Königshofe, denn sie konnte Viole nicht leiden, weil diese Jedermann für liebenswürdig hielt. „Wie kann nur ein Mensch, sagte sie, das kleine Murmelthier für liebenswürdig halten? Wenn mir mein Spiegel nicht schmeichelt, bin ich gewiß doch viel hübscher.“ Ei ja freilich war sie das, die feuerrothen Haare, wie flammend! das Plunschgesicht, wie lieblich! Die sanften Augen, mit den triefenden Thränen, wie gefühlvoll! Das weite Maul so voll Platz für viel holdseliger Rede!

Aber was half das? — Genug, sie hielt sich für sehr gekränkt durch Viole's Schönheit, die aller Welt gefiel, zog vom Hofe fort, und begab sich auf eines ihrer Schlößer.

Nach einigen Jahren starb Viole's Mutter, und die Tochter beweinte den Todt derselben mit kindlichen Thränen sehr lange Zeit, und auch der König betrübt sich lange Zeit sehr.

„Aber wer kann denn immer betrübt sein? dachte der König. Die Betrübniß ist ein langweilig Ding.“ Nun hätte er zwar Feste und Hofbälle und Spiele können anbefehlen, aber

weil das Geld kostete, so liebte er es nicht. So zog er denn fleißig auf die Jagd, die nichts kostete, und ließ die Räthe indeßen vergieren.

Eines Tages, wo es gewaltig heiß war, hatte er sehr lange gejagt, und sehnte sich nun nach einem kühlen Obdach und nach einem frischen Trunk. Da sagte man ihm, das Schloß der Herzogin Grunzau sei ganz in der Nähe. So ritt er denn hin.

Die Herzogin führte den König in ihre weit und hochgewölbten Keller, die mit Kerzen erleuchtet waren und waren so hell wie der Tag. Dieß, sagte sie, sei der kühlfte Ort in ihrem Schloße und ein frischer Trunk würde sich wohl auch darin finden. Das ließ sich denn freilich wohl glauben, indem alle Kellergewölbe voll großer Stücker fäßer lagen, über deren Menge und Größe der König erstaunte.

„Frau Herzogin, sagte der König, was macht Ihr mit diesen Vorräthen von Wein, die Ihr ja nimmermehr zu verbrauchen vermögt?“

„O! antwortete sie, ich bin eine Liebhaberin von solchen Weinen, die halten sich ewig.“

Sie nahm einen Hammer und schlug den außerordentlich großen Zapfen des einen Faßes aus. Da rollten Dukaten zu Tausenden heraus. „Hm, sagte sie, das ist mir wunderbar!“ Sie schlug noch mehr Fäßer auf, aber es stürzten immer Dukaten oder Perlen oder Edelsteine heraus.“

„Seht doch!“ sagte sie, da haben mir die Bestien von Bedienten meine köstlichen Weine ausgetrunken und dieses Lumpenzeug dafür hingelegt; indeßen sollen Ew. Majestät nicht dürsten.“

Da holte sie einige Flaschen des herrlichsten Weines und einen goldenen Becher, mit kostbaren Steinen besetzt.

Der König trank den herrlichen Wein, ohne an seiner Lieblichkeit einen Geschmack zu haben, denn der Anblick der Kostbarkeiten hatte seine Augen und sein Herz verblendet.

„Lumpenzeug nennt Ihr das, sagte er, indem er mit der Hand auf die Dukaten und Perlen und Steine zeigte. — Lumpenzeug? O! wer es doch hätte!“

„Könnt Ihr ja haben, Herr König, sprach die Grunzau, nur freilich müßt Ihr mich auch mit dazu nehmen!“

Das war der König sogleich von Herzen zufrieden, denn die Grunzau war in diesem Augenblick, in seinen Augen, die Schönste auf Erden. Sie aber sagte: „Ja, mein Herr König, ich will Euer Gemahl werden, und alle meine Schätze sollen Euer sein, aber Eure Tochter muß mir gehorchen, wie wenn ich ihre rechte Mutter wäre. Ich will sie ziehen, wie mirs beliebt, und Ihr selbst dürft mir nicht drein reden.“

Die Gier nach Schätzen verblendete das Vaterherz, und er bewilligte Alles.

Unruhig fuhr er nach Hause. Die besorgte Tochter fragte, ob ihm etwas Uebles begegnet? Da sagte er: „O nein! vielmehr etwas Gutes. Ich habe ein holdseeliges Wild gefangen, das ist die Grunzau, die will ich heirathen, mit allen ihren Schätzen.“

„Die? rief Viola bestürzt; die? — holdseelig?“

Aber der Vater wollte seine Schaam vor der Tochter in Zorn verhallen, und sagte aufgebracht: „Schweig; sie ist deine Mutter, und du sollst ihren Willen befolgen, als wär er der meine. Geh und kleide dich aufs prächtigste an, denn ich will sie heute herholen.“

Viola verstummte und ging betrübt, sich ankleiden zu lassen, aber sie war ja so folgsam. Ihre Kammerdienerin, mit der sie ausges

wachsen war, sahe ihren Kummer, und fragte, was ihr auf dem Herzen liege?

„Dir darf ich es klagen, sagte die Prinzessin. Der Vater heirathet die Grunzau — ein Ungeheuer, das mich haßt, und das ich nun lieb haben soll, wie meine Mutter. O, wie soll ich das können!

Die Dienerin rieth ihr, ihren Widerwillen zu bezwingen, schon darum, damit die Grunzau keine Gelegenheit finde, ihr weh zu thun.

„Ja! sagte sie, das will ich ja freilich auch; gebe der Himmel nur, daß mir es gelinge!“

Viola hatte sich lieblich ankleiden lassen, und sahe sehr schön aus, schön wie ein Engel, aber mit dem Gesichte voll Betrübniß, wie ein trauernder Engel.

Die Herzogin hatte sich auch so schön und so prächtig lassen kleiden und schmücken, als nur immer möglich. Sie glaubte, wie viele Thörrinnen, daß man von Kleid und Schmuck die Schönheit erborgen könne; — aber die Häßlichkeit stach dagegen nur desto auffallender ab.

Sie hielt ihren Einzug zu Pferde, wie die Königinnen in der uralten Zeit thaten, als man noch keine Kutschen kannte. Daß sie reitend den Einzug halten wollte, geschah darum, daß alle Welt sie ganz sehen und vor Bewunderung erstannen sollte, und das geschah denn auch, denn man erstaunte über eine so häßliche Nachteule, die Königin werden sollte, und die Leute auf der Straße schimpften ganz laut auf ihren dummen König und beklagten die holde Prinzessin.

Diese aber war, ehe die Grunzau einzog, in einen schattigen Hain gegangen, denn dort konnte sie ungestört weinen und ihr hartes Geschick befeuern.

Sie war im tiefsten Kummer versunken, als auf einmal ein schöner Edelknabe vor ihr kniete, von dem sie nicht wußte, woher er gekommen sei, aber sie meinte, er gehöre zum Hofstaat der Herzogin.

„Prinzessin, sagte der Jüngling, Ihr werdet erwartet!“

Da fragte sie ihn — denn es war ihr, als müßte sie ihn fragen — wie lang er im Dienste des Königs oder der Herzogin sei? —

„Dem Könige diene ich nicht und der Grunzau auch nicht, aber in Eurem Dienste stehe ich, gern und freiwillig.“

Das kam der Prinzessin gar wundersam vor und wußte es nicht zu deuten und sagte: „Wie soll ich denn das verstehen?“

„O Viola! sagte der Jüngling kühn; du jammerst mich! Ich bin kein Edelknabe, ich bin der Prinz Huldherz, der ja nicht sogar unbekannt ist, und bin schon in mancherlei Gestalt und selbst unsichtbar bei dir gewesen, du Huldseelige. Ich habe die Gabe, zu scheitern, was ich will, oder gar nicht zu erscheinen von meiner Mutter. Stände dir nicht schwere Prüfung bevor, so wäre ich noch im Verborgenen geblieben. — Viola, ich liebe dich deiner Sanftmuth und Tugend wegen, und werde von heut an immer, sichtbar oder unsichtbar, bei dir sein.“

Viola wußte nicht, was sie antworten sollte. Sie ließ sich von dem Jüngling zu einem milchweißen Pferde führen, das er im Schloßhof für sie bereit gehalten hatte. Sie stieg aufs Pferd, und Huldherz führte es am Zügel.

Sie ritt der Grunzau entgegen und das Volk bewunderte sie und den schönen Edelknaben und das prächtig gebaute und geschmückte Pferd, dessen Baum und Decke von Juweelen bligten.

Die Herzogin kam auf ihrem Pferde, das aber neben dem Pferde der Prinzessin wie ein schäbiger Fuhrmannsgaul aussah.

„Wie? sagte sie grimmig, so soll ich denn schon bei meinem Einzuge von dieser Kreatur gedehnmüthigt werden? — Sie soll ein schöneres Pferd reiten als ich? — Nein! lieber nicht Königin sein!“

Da befohl der König Biolen abzustiegen und die Herzogin zu bitten, ihr Pferd anzunehmen. So geschah es ohne Murren von Biolens, und ohne Dank von der Herzogin Seite. Zwei Edelleute mußten diese auf dem Pferde halten, und der Edelknabe Biolas mußte es am Zaum führen, damit Alles sanft ginge. Dessen ungeachtet wurde das Pferd wild, bäumte, hieb um sich und ging im wüthendsten Rennen mit der kreischenden Reiterin durch, die sich an den Mähnen anhielt, dennoch aber abgesetzt, und weil sie im Bügel hängen blieb, eine große Strecke geschleift wurde, wozu das Volk jauchzte und hallohte. Kleider, Schmuck, falsche Haare und Zähne und Wulste lagen da und dort auf dem Wege umher. Ein Paar Löcher im Kopfe, ein Paar Wunden an Armen und Beinen mißgönnte ihr Niemand.

Als man sie ins Bett brachte, fluchte sie vor Wuth über Biolen. „Diese Nichtswürdige, wüthete sie, hat das Pferd nur deshalb geritten, daß es mir gefallen und ich dann den Hals darauf brechen soll. Werde ich nicht schreiend gerächt, so geh ich wieder auf mein Schloß.“ Der König kniete am Bette des Scheusals und übergab sein sanftes Kind den Händen desselben; Viola mußte kommen und wurde, von vier alten Weibern, mit Ruthen jämmerlich gepeitscht! „Haut! Haut! schrie der Satan vom Weibe, bis alles Blut herausgeht, und die weiße Haut braun und blau wird.“

Geduldig wie ein Lamm, hielt Viola still. Das wurde ihr aber ganz leicht. Holdherz hatte die Ruthen in weiche Blumen

verwandelt, und den alten häßlichen Weibern allzumal die Augen verblendet. Sie dachten mit Ruthen gehauen zu haben!

„O Holdherz, seufzte Viola, als sie unter Schimpfen zur Thür war hinausgestoßen worden; ich weiß, was ich dir schuldig bin. Mein Herz soll dir dafür ewig verbunden sein!“

Viola stellte sich sehr krank, und Grunzau war so froh darüber, daß sie bald wieder heil wurde. Viola aber hatte daran einen sehr glaublichen Vorwand, den widrigen Hochzeitfeierlichkeiten sich zu entziehen.

Da der König wohl wußte, daß der böse Drache, der nun sein ehelich Gemahl war geworden, eben so mit aller Gewalt schön sein wollte, als er dagegen verlangte reich zu sein, ließ er das Drachengesicht von seinen Malern abkonterfeien und in alle Länder versenden. Aber obwohl all die Maler ihr Bestes gethan hatten, das häßliche Gesicht ein wenig erträglich zu machen, wurde dennoch an allen Königs und Fürstenhöfen darüber gelacht. Die Grunzau aber freuete sich, daß ihre Schönheit aller Welt bekannt würde.

Und als der König nun gar ein Kampffspiel halten ließ, worin vier der stärksten, aber nicht der besten Ritter seines Hofes verfechten mußten, die Gemahlin des Königs sei die Schönste der Erden, da war sie sehr glücklich. Der König hatte den Tag des Kampffspiels benimmt, und viel Ritter waren von fremden Ländern und Orten gekommen, aber Keiner wollte gegen die Ritter der Grunzau kämpfen, denn die Gekommenen sagten ziemlich laut, hier sei keine Ehre zu holen; man würde sie ja Zeit Lebens verspotten, wenn sie nur eine Lanze gegen die Schönheit eines Ungeheuers einlegen wollten. Jedermann sahe ja auf den ersten Blick, wie grundabscheulich sie sei.

Die Königin saß unweit des Kampfsplatzes unter einem prächtigen Thronhimmel und sie war anfangs gar höchlich betroffen, daß

kein Ritter gegen sie in die Schranken trat; aber der König und seine vier Ritter schmeichelten ihr, das sei die Macht ihrer unbestrittenen Schönheit, gegen welche ja keiner mit ehrlichem Herzen kämpfen könne. Da ward sie hoch entzückt und sagte bei sich selbst: „Das ist ja wahr; aber ich hätte mich selbst kaum für so schön gehalten!“

Schon wollte der Hof den Kampfplatz verlassen, in dem sich kein Ritter gegen die Schönheit der Königin fände, als in der Entfernung eine Trompete erklang und bald darauf ein Ritter in die Schranken ritt *), welcher mit überlauter Stimme behauptete, die alte Schachtel, die eine Königin sein wolle, sei die häßlichste Meerkatze auf Erden und die scheußlichste an Leib und Seele; Viola aber sei die Schönste auf Erden.

Da ergümmten die vier Ritter und ritten, gegen alle Ehre und Sitte, alle Vier auf einmal auf den Angekommenen zu. Der aber tummelte sein Pferd und traf sie so gewaltig mit seiner Lanze, daß sie allzumal rücklings in den Sand stürzten, und ihre Rippen ihnen krachten. Dann ritt er zu den Schranken hinaus. Die Ritter aber, die vor denselben hielten, riefen: „Meerkatze! Scheußliche!“ und Alle zogen davon.

Der Ritter aber, der die vier Andern in den Sand gestreckt hatte, war Holdherz, bei dessen Ausruf die Königin in Ohnmacht gefallen war. Sie wollte dann ersticken, als sie ein wenig wieder zu sich selbst gekommen war; und als sie noch mehr zu sich selbst kam, raste und wüthete und tobte sie sehr, gleich einem grimmigen anges

*) Womit bei den alten Ritterkämpfen der mit Sand überlegte Kampfplatz umgeben war.

schoßenen Thiere; und: „Viola ist die Schönste auf Erden!“ klang ihr wie ein unaufhörlicher Donner in den Ohren, und sie mußte ja nun dieser Nebenbuhlerin ihrer Schönheit los werden, auf welche Art es auch wäre.

In tiefer Mitternacht ließ sie Viola aus ihrem Bette reizen, in eine Kutsche werfen und sie mitten in einen weit, weit entlegenen Wald aussetzen, der voll reißender Thiere war.

Viola wußte nicht, in welcher Wildniß sie sich befand. Weg und Pfad waren hier nicht. Das Heulen der wilden Thiere klang fürchterlich in ihre Ohren, und wenn sie von diesen nicht zerrissen wurde, so mußte sie doch ein Raub des Hungers werden. — „O Holdherz! rief sie in ihrem Jammer, wärestest du doch mein Elend, du kämst deiner unglücklichen Viola zu Hülfe!“

In dem Augenblick, als sie es sprach, war der Wald erleuchtet und an jedem Baum hing eine brennende Lampe. Sie stand am Eingang einer Allee, an deren Ende ihr ein herrlicher Palast entgegen glänzte. Ein leichter Wagen, mit Hirschen bespannt kam geflogen und Holdherz saß in dem Wagen und bat Viola einzusteigen. Er fuhr sie durch viele Gegenden des Waldes. Sie sahe tanzende Schäfer und Schäferinnen, sie sahe überall fröhliches Völklein bei Singen und Trinken vergnügt und spielende Kinder darunter, und Alles im Walde war Leben und Lust.

„O! sagte sie; wie ist hier so schön! Ich dachte in eine grausige Wildniß gekommen zu sein, und fürchtete mich sehr.“

„Es war eine Wildniß, sagte Holdherz, ehe du kamst, theure Viola; aber meine Mutter, die dich eben so lange liebt als ich, hat Alles durch ihre Macht verwandelt, damit dir dein Aufenthalt hier gefiele. Jetzt laß uns zu ihr.“

Sie fuhren nach dem Palast zu, aus welchem liebliche Töne erklangen. Die Königin empfing Violon und umarmte sie. „Sei willkommen, du liebes Herz! sagte sie, ich habe dich lange geliebt! Vergiß deine ruchlose Mutter und lebe hier glücklich!“

Viola lebte hier glücklich. Lust und Freuden wechselten und Alles, nur die Bitten, die Prinz Holdherz an Violon that, sich mit ihm zu vermählen, wechselten nicht; aber Viola wies diese Bitten standhaft ab. Sie versicherte den Prinzen, sie werde ihn ewig lieben, aber zur Vermählung mit ihm müsse ihr Vater erst einwilligen.

„Der Vater wird sich dennoch um mich betrüben, obwohl er mich nicht lieben darf, sagte Viola eines Tages; aber ich möchte wohl wissen, was die Grunzau über mein Verschwinden ihm vorgebracht hat?“

Holdherz führte sie auf einen hohen Thurm, in dessen obersten Zimmer eine Marmortafel dicht neben einem Fenster stand. Unbekannte Zeichen standen auf der Tafel. „Lege, sagte er, deine linke Hand auf diese Tafel, und den kleinen Finger der rechten in dein Ohr, und schaue zum Fenster hinaus.“

Sie that es und sahe und hörte. Die häßliche Grunzau erzählte dem König mit vielen Berwünschungen, Viola habe sich im Keller erhenkt, und der König weinte, sie aber schalt ihn seiner Thränen wegen. Dann sahe sie, wie die Grunzau ein hölzernes Bild in die Kleider Violas einhüllen, in einen Sarg legen und forttragen ließ zum Erbbegräbniß. Darnach sahe sie, wie viel Volks ihrem Sarge folgte und hörte wie es schluchzte und wie Einige sagten: „Die Königin hat sie vergiftet.“ Als dann erblickte sie den König in seinem innerstem Gemach. Da saß er stumm und traurig vor einem Tisch mit Speisen, von

welchen er keine einzige anrührte. Er rang jetzt die Hände und sahe mit Thränen zum Himmel auf, und jetzt verhüllte er mit beiden Händen die Augen und schluchzte.

Da ergriff sie eine heftige Sehnsucht nach dem bestimmten Vater und sie verlangte zu ihm zurück, und es half nichts, daß Holdherz sie bat zu bleiben, und ihr sagte, sie gehe ihrem Unglück entgegen.

„Ach! rief sie, mein Vater weint!“

Da rief Holdherz, und der Hirschwagen kam, und Beide setzten sich ein. Nachdem sie ein Paar Augenblicke gefahren waren, entstand hinter ihnen ein gewaltiges Krachen und Praxeln. Viola sahe sich um und sahe den Palast mit seinen Thürmen und Gebäuden einstürzen.

„Was ist das?“ fragte sie erschrocken.

Ich will, antwortete Holdherz sehr ernst, das Andenken an die Paar glücklichen Tage vernichten, die ich mit dir dort verbracht habe. Glaube mir, du wirst nicht eher wieder hineinkommen, als dann erst, wenn du begraben sein wirst.“

„O zürne nicht mit mir, du Lieber, bat ihn Viola, ich bin ja vielmehr zu bedauern als du!“

Als sie in die Königsstadt einfuhren, machte Holdherz sich und die Prinzessin, die Hirsche und den Wagen unsichtbar. Ohne von Jemand gesehen zu werden, kam sie bis in das Zimmer des Königs und warf sich vor ihm nieder. Er erschrock heftig, denn er meinte, er sähe den Geist seiner Tochter. Sie aber erzählte ihm Alles, und bat, sie heimlich auf ein entferntes Schloß zu schicken, wo sie vor der Bosheit der Stiefmutter sicher wäre.

Der arme Vater! Er ließ den Sarg öffnen und das an-

gekleidete Holzbild wurde gefunden; aber er gerieth nicht darüber in Zorn, denn er fürchtete die Grunzau viel zu sehr.

Diese erfuhr sehr bald was vorging, schoß wüthend in das Zimmer des Königs, lärmte, raste, drohete fortzureisen und setzte den schwachen König so in Furcht und Zittern, daß er seine unglückliche Tochter dem bösen Drachen auslieferte, der sie in den armseligsten Kleidern in einen dumpfigen Keller schleppen ließ, wo sie nichts hatte als schwarzes Brodt und Wasser und etwas Stroh zum Lager.

Die unglückliche Viola dachte, sie sollte hier ihr Leben verjammern, aber sie hatte doch das Herz nicht ihren Geliebten um Hülfe anzurufen, denn es schien ihr, er müsse zürnen, denn sie sei seinen Wünschen zu sehr entgegen gewesen.

Aber der Grunzau war es nicht darum zu thun, die Prinzessin eingesperrt zu halten, sondern sie suchte Ursach dieselbe täglich zu schlagen. Sie ließ eine alte Zauberin kommen und be-rathfragte sich mit ihr. Diese brachte ihr am andern Morgen ein ungeheures Bund Garn, dessen Faden so fein waren, daß man sie hätte zerbläßen können, und waren dabei untereinander gewirrt. Mit diesem Garn sperrte die böse Stiefmutter die unglückliche Viola in eine entlegene Kammer, und sagte: „Hier, Jungfer Taugenichts, ist ein wenig Arbeit für deine zarten Finger. Ist das Garn nicht vor Sonnenuntergang ganz aufgewunden oder ist nur ein einziger Faden davon zerrißen, so will ich dich so zerhauen lassen, daß die Stücke von deinem Leib herabfliegen sollen. Ich will dich lehren wider meinen Willen wieder aufzuleben.“

Was half es, daß Viola klagte und jammerte; sie mußte sich ja doch an die Arbeit machen. Aber kaum hatte sie einige

Augenblicke das Garn zu entwirren versucht, so waren schon dreißig und noch mehr Faden zerrißen.

Da warf sie in Verzweiflung das Garn zu Boden und sagte: „Lieg da, du Unglücksbündel, du bringst mir den Tod! — „Ach Holdherz, seufzte sie dann, könnte ich dich nur noch einmal sehen und Lebwohl dir sagen!“

Da ging die Kammerthür auf und Holdherz trat ein. „Viola, sagte er, ich halte Wort, dir immer zur Hülfe nahe zu sein!“ — Er nahm einen kleinen Stab und schlug dreimal das Garn damit; da war es entwirrt; und als er noch dreimal das Garn geschlagen hatte, so war es auch aufgewunden. „Gedenke mein!“ sagte er, und war fort.

Noch vor Sonnenuntergang kam die Grunzau mit den vier alten Weibern, die alle mit Ruthen versehen waren — aber das Garn war aufgewunden und kein Tadel daran zu finden. Innerlich war die Grunzau ergrimmt. Sie gab vor, Viola habe da und dort das Garn beschmutzt, gab ihr zwei heftige Ohrfeigen, und ließ sie wieder in den Kerker bringen.

Die Zauberin mußte etwas Anderes aussinnen. Sie brachte am nächsten Morgen ein großes Faß voll Federn von allen Arten kleiner Vögel, von Zeisigen, Hänflingen, Finken, Sperlingern, Lerchen und andern Vögeln mehr. Die Federn waren sehr untereinander gemengt, und Viola sollte sie nun aussuchen und jede Art in Haufen besonders legen.

Viola fand es unmöglich, die Federn auseinander zu lesen. „Ja, sagte sie, wenn Holdherz da wäre! Aber er kann ja nicht immer da sein!“

„Er ist aber schon da!“ rief es, und Holdherz stieg aus dem Faße voll Federn heraus, die durch Kraft des Stabes bald

auf die befohlne Weise in Ordnung lagen. Der Abend kam, die Federn, sagte die böse Stiefmutter, lägen da und dort nicht ganz recht, die Prinzessin bekam ihre Ohrseigen und mußte wieder in den Kerker.

Die Zauberin und die Grunzau verzweifelden Etwas auszufinnen, was Ursach gäbe die Prinzessin bis aufs Blut geißeln zu lassen. Die Zauberin aber nahm ihre ganze Kunst zusammen und ersann Etwas. Die Bosheit ist ja immer sinnreich, wo es auf Unheil ankommt. Sie brachte eine große Schachtel. „Laßet, sagte sie, laßet die Prinzessin diese Schachtel auf Euer Schloß tragen, verbietet ihr aber dieselbe aufzumachen, das wird sie nicht lassen können, weil sie ein Mädchen ist; verbietet es ihr aber recht sehr, so wird sie es um so weniger lassen.“

Viola mußte in ihren erbärmlichen Kleidern die Schachtel aufs Schloß der Herzogin tragen. Wer sie auf dem Wege gehen sahe, sagte: „das muß ein verkleideter Engel sein!“ Die Leute hatten wohl recht. Schönheit und Unschuld beisammen, bilden immer ein Engelgesicht.

Viola sah nicht in die Schachtel, aber sie wollte dieselbe auf einer Waldwiese, mitten im Walde, einige Augenblicke hinsetzen und ausruhen, denn die Schachtel war sehr schwer. Als sie aber dieselbe niedersetzte, versah sie es ein wenig und der Deckel sprang auf. Im Augenblick kam eine ganze Armee kleiner Leute aus der Schachtel, nicht größer als ein Fingerglied lang ist. Es kamen kleine Männer, kleine Frauen, kleine Musikanten mit Geigen und Flöten, kleine Köche und Köchinnen, kleine Stühle, Tische und Bänke kamen und mancherlei anderes Ding. Alles ganz klein, hübsch und possirlich. Einer unter den kleinen Leuten war ein Riese, denn er war fast eines Fingers lang und

mochte vielleicht der König der Schaar sein, weil er gar majestätisch und gravitatisch einher marschirte, und eine Goldkrone auf hatte.

Die kleinen Leute hüpfen und sprangen auf der Wiese umher und tanzten, und die Musikanten strichen dazu auf und bliesen lustig und lieblich. Andere machten die Tische zurecht und setzten Stühle heran, worauf sich wieder Andere hinsetzten und aßen und tranken.

Das sahe sich nun wohl ganz gut an und Viola hatte einige Augenblicke ihre Freude daran; aber als sie die Männlein und Fräulein wieder in die Schachtel haben wollte, hatten diese keine Ohren dazu, sondern liefen eilig davon, dahin und dorthin; die Musikanten nahmen ihre Geigen, die Köche ihre Töpfe und Bratspieße mit. Viola scheuchte sie, bald hier, bald dort nach der Schachtel zu, aber sie waren so behende und hurtig wie die Wiesel. Jetzt waren sie allesammt im Walde, jetzt auf der Wiese, und dann wieder ein Theil im Walde, ein anderer auf der Wiese.

Da stand Viola und wußte nicht, was sie anfangen sollte.

„Ach theurer Holdherz, rief sie, wirst du auch hier mir helfen können?“ O wenn es möglich ist, komm! komm und hilf!“

Eben kam ihr Helfer aus dem Walde daher. Er sagte: „Ich bin der Grunzau viel Dank schuldig, denn ohne sie würde meine liebe Viola wohl schwerlich an mich denken!“ Aber Viola antwortete betrübt: „Ach Holdherz, du thust mir groß Unrecht!“

Holdherz schlug mit seinem Wunderstabe dreimal an die Schachtel, und das kleine Volk rannte in Haufen herbei, hüpfte in die Schachtel und stellte sich darin so ordentlich zurecht, wie Soldaten.

Holdherz brachte Viola auf seinem Wagen bald bis an das Schloß. Als sie aber ankam, ließ sie der Schloßaufseher nicht hinein. „Du bist zwar ein engelhäßliches Kind, sagte er, aber doch nur eine Bäurin; die darf ich nicht hinein lassen.“ Da forderte Viola ein Zeugniß, daß sie mit der Schachtel da gewesen sei und bekam es. Holdherz aber brachte sie in seinem Wagen bis an die Stadt.

Als nun die Grunzau sahe, daß sie gegen die Unschuld nichts ausrichten konnte — sie wußte aber nicht, warum nicht, denn sie wußte nicht, daß die Unschuld meistens einen Helfer und Retter findet — da faßte sie in Rache und Wuth den Höllengedanken, die gehäßige Tochter jämmerlich umkommen zu lassen. Sie hatte tief hinten im Walde am Garten ein großes Loch graben lassen, dahin mußten ihre Henterehelfer Violas des Nachts tragen und hineinwerfen und einen großen Stein darauf legen. So wollte sie dann sagen, Viola sei fortgekommen, sie wisse nicht wie?

„O! nun bin ich lebendig begraben und muß jämmerlich umkommen, wimmerte Viola. Leb wohl! leb wohl! du treuer Holdherz und sei recht glücklich, und gräme dich nicht um mich!“

Indem sie so jammerte, erweiterte sich die Höhle und wurde es darin helle und immer heller, und es kamen Bäume zum Vorschein und am Ende stand ein Schloß da, und war ihr Alles so bekannt. Aber es war ja Holdherzens Zauberschloß, vor dem sie sich befand. Da sie nun hörte, daß sie der Vater auf Verlangen seines bösen Weibes verstoßen wollte, als eine Entlaufene, da hielt sie sich für frei von väterlicher Gewalt, und Holdherz wurde ihr Gemahl.

Sie war schon drei Wochen vermählt, da sagte ihr Gemahl: „Wir wollen deinen Vater besuchen!“ Das geschah alsbald.

In großer Pracht und Herrlichkeit kam das schöne Paar an den Hof. Das Volk jubelte, der Vater freuete sich innig; aber als die Grunzau hörte, Biola habe einen mächtigen und wunderschönen Prinzen zum Gemahl, den, der sie eine Meerkrake genannt hatte, und nun das schöne Paar sahe, da wurde sie so wüthend und wild, daß sie schäumte. Da traf sie der Schlag, daß sie starb.

26. Prinz Beder.

Es hat immer solche Ungläubige gegeben, wie es ihrer heutiges Tags noch genug gibt, die zu Troß aller sichern und wahrhaftigen Nachrichten, dennoch an keine Meermenschen glauben wollen.

So ein Ungläubiger war ein Sultan in Persien. An die Fische im Meer glaubte er eben sowohl als an die Vögel unter dem Himmel, er glaubte sogar an den drei Meilen langen Seekraken, an die große Seeschlange, die mit ihren Armen die größten Kriegsschiffe umwindet, sie in die Tiefen hinabzieht, und dann verschluckt; er glaubte auch an den Vogel Koch, der einen Palast zwischen seine Klauen nimmt und davon trägt, aber an Meermenschen glaubte er durchaus nicht. Indessen kam ihm der Glaube davon in die Hand.

Der König wollte in seinem Palast das Schönste auf Erden von allerlei Art beisammen haben, denn das allein nur sei für ihn gut genug, dachte er. So hatte er denn auch eine Menge der schönsten Sklavinnen zusammengekauft, die das Auge nur gern ansah und die im Palaste dienen mußten.

Einsmals brachte ihm aber ein Sklavenhändler eine Sklavin,

so schön, daß er fast blind geworden wäre, hätte er sie das erstemal allzulange angesehen. — Er kaufte sie für schweres Gold, ließ ihr die schönsten Kleider und Juwelen reichen und sie durch die Frauen in seinem Palaste drei Tage lang hintereinander durch Baden, Salben, Schminken und dergleichen, noch einmal so schön machen als sie schon war.

Nach den drei Tagen besuchte er sie in ihren Zimmern. Da saß sie mit nachlässig aufgestützter Hand am Fenster und sahe schweigend und sinnend ins Meer herab, und als der König eintrat, blickte sie denselben kaum von der Seite an, blieb in ihrer Lage und schauete fort und fort ins Meer.

„Ich bin ja der Sultan!“ sagte er zu ihr; aber sie rührte sich nicht. „Die ist dumm oder stumm,“ dachte er; was gafft denn die Narrin ins Meer, statt meine Herrlichkeit anzuschauen. Jedoch er verzieh es ihr, weil sie so wunderschön war, und tröstete sich damit, daß sie wohl schlecht erzogen sein möchte, daß aber dieser Fehler durch Hofdamen, Tanz- Sing- und Musikmeister in ein Paar Monaten leicht möchte verbessert werden, und trat näher zu ihr.

„Sonnenauge, sagte er zu ihr, Mondesglanz, Granatblüte, Licht meiner Seele, sprich, o sprich! Ich erhebe dich zu meiner Gemahlin, aber sprich, wo bist du her? — wer sind deine glücklichen Aeltern? — wie bist du zur Sklavin entwürdigt, die du zur Königin des Himmels geboren bist? O sage es mir!“

Der König plauderte wie ein Staarvogel, der eben im guten Zuge ist, sie aber blieb stumm und gleichgültig und da mußte er denn auch endlich wohl aufhören.

„Wofür hat denn das dumme Ding ein so hübsches Schnäuzchen, wenn sie nicht damit sprechen will? sagte der Sultan halb ärgerlich, als er von ihr ging. Die Andern plaudern und schwätzen

und Klappern bis zum Unausstehlichen, und diese ist unausstehlich stumm!“

Der König glaubte aber nicht ganz an ihre Stummheit, sondern hielt sie für Wirkung eines tiefen Grams und hoffte immer noch sie zum Sprechen zu bringen. Er aß mit ihr, er fragte, wie ihr die Speisen schmeckten? ob der Anblick des Meeres sie vergnüge? ob sie die Nacht wohl zu ruhen geruht habe? Er bemühte sich ihren Gram durch Tanz und Sang, durch Feste und Spiele aufheitern zu lassen, und als Alles nichts helfen wollte, so fragte er: „wie ihr ihre Kleider gefielen? sie wären wohl zu schlecht? sie dürftest nur über bessere befehlen!“

Als sie aber auch nun nicht sprach, da wußte er gewiß, daß sie stumm war, heirathete sie aber dennoch in der Desperation seiner Liebe. So eine Liebe, wie sie der Sultan hatte, macht blind und scharfsichtig, stumm und beredt, traurig und entzückt, weich und wild, verzagt und desperat. Er heirathete sie und gewöhnte sich bald an ihr Stummsein, zumal da sie nicht taubstumm war, sondern Alles verstand, was der König ihr sagte.

Nach einiger Zeit kam sie mit einem Prinzen in die Wochen. Vor Entzücken darüber sprach und that der König seltsames Ding; er setzte den ganzen Palast in Aufruhr; er fiel der Königin tausendmal um den Hals; er küßte den Bart des Oberkämmerlings und hüpfte mit ihm im Zimmer herum; er wollte, daß alle Welt im ganzen Reiche gleich auf der Stelle mit Wein und Braten und dem herrlichsten Obste bewirthet werden sollte und sollte tanzen und Juch hei rufen dazu. Zu dem Allen hatte die Königin heimlich gelächelt, aber da er nun auch große Säcke mit Gold bringen ließ und sie den Tempeldienern zusandte, um glückliche Niederkunft zu beten, da fing die Wöchnerin an laut zu lachen. „Du kannst lachen? du kannst

lachen? rief noch entzückter der Sultan, möchtest du doch auch sprechen können.“

„Ich kann es, mein König, und werde von nun an sprechen!“ Das Erstaunen darüber machte den Lärm der Freude stumm, und in einigen Augenblicken hieß es überall am Hofe und in der Stadt: „die Königin kann sprechen!“ und Manche sagten sogar: „die stumme Königin kann sprechen!“

Der König forschte, als er mit seiner Gemahlin allein war, nach der Ursach ihres langen Schweigens. „Krone der Kronen, sagte er, ich bin seliger als Gott selbst. Aber nun sprich auch, warum du so lange stumm warst?“

Da sprach sie denn.

„Herr, erzählte sie, ich heiße Gûlnare oder Meerrose und bin die Tochter eines mächtigen Meerkönigs. — —

„Was? fiel er ein; Meerkönigs? unten im Meere? Menschen dort? Staaten, Länder, Könige, Fürsten und Herren? — Gegen alle Philosophie und Vernunft?“

„Warum denn nicht? fragte sie; ist doch des Meeres weit mehr als des Landes. Aber laßt mich fortfahren.“

Mein Vater hinterließ das Reich meinem Bruder Saleh, aber ein boshafter Nachbar überfiel diesen so unvermuthet, daß ihm kaum Zeit blieb, sich mit mir und unserer Mutter und mit einigen Getreuen in eine unbezwingliche Festung zu retten.

Saleh faßte einen kühnen Gedanken, sein Reich wieder zu gewinnen; aber, sagte er zu mir, da unser Unglück und unsere Erniedrigung in den Reichen des Meeres bekannt sind, so bin ich zuerst für deine Sicherheit besorgt. So schön du bist, würde sich doch der kleinste Meerkönig für entwürdigt halten, dich zum Gemahl zu neh-

men, denn du bist unglücklich mit mir; ich will dir einen Erbsitz suchen.

Darüber ward ich entrüstet und es kam zwischen uns beiden zu harten Worten. Im Unmuth erhob ich mich aus den Tiefen des Meeres und begab mich auf die Mondinsel, wo ich es ganz bequem hatte. Ich hielt mich für sicher, aber als ich einmals schlief, überfiel mich ein Sklavenhändler mit seinen Leuten, band mich und führte mich fort. Er verkaufte mich an einen Kaufmann, dieser wieder an einen andern, bis ich endlich zu Euch kam, wo ich mir vornahm, meine Erniedrigung zu verschweigen; aber Euer großes Entzücken und Eure Liebe haben mir den Mund geöffnet.

Mit manchem Kopfschütteln und mit: „So? und Hm?“ hatte der Sultan zugehört. „Also doch wahr und wahrhaftig eine Wasserwelt! — Meerprinzen und Meerfräulein, jung und alt! Ich hätte es nimmermehr geglaubt, wenn Ihr mir es nicht sagtet und selber daher wärt. Aber wie gehts und stehts denn dort unten bei Euch zu?“

Herr, sagte Gälhare, es geht dort unten fast so zu, wie hier oben auf der Erde bei Euch. Wir gehen auf dem Boden des Meeres umher, bauen Städte und Schlösser; säen, pflanzen und ernten mancherlei Meerergewächs; eßen Meerthiere; athmen Wasser ein, wie Ihr die Luft einathmet; lieben und bekriegen uns, tragen Kleider, die aber nie naß werden; haben aber ungeheuer scharfe Augen; bewegen uns schneller als der Sturm; haben Feste und Tänze und Wettrennen; Paläste von Marmor oder Korallen oder noch köstlicherm Gestein; haben Märkte mit Seevögeln, vorzüglich zu Lustbarkeiten, und besitzen Gold, Perlen und Edelsteine in großer Menge. Der Staaten und Reiche sind mehr

als auf der Erde, die Sitten verschieden, aber alle Meermenschen sprechen nur eine Sprache, nämlich die des großen Propheten Salomo.“

Gülzare äußerte den Wunsch die Ihrigen zu sehen, um sie mit ihrem Gemahle bekannt zu machen. Dieser antwortete, er wünsche das Nämliche, wisse aber kein Mittel es zu bewerkstelligen. Da eröffnete ihm Gülzare, daß die Kinder des Meeres Wanderskräfte besäßen, wovon er Augenzeuge sein sollte, wollte er nur in das anstoßende Kabinet gehen und durch das Gitter Alles mit anschauen.

Der König ging hinein und Gülzare warf ein Stück Aesoholz auf glühende Kohlen, und während das Holz verbrannte, sprach sie unverständliche Worte dazu. Da fing das Meer an zu brausen, öffnete sich und ein schöner Jüngling mit meergrünem Barte erhob sich aus demselben und nach ihm eine ältliche majestätische Dame mit fünf jungen Damen, so wunderschön als Gülzare. Allesamt schwebten über dem Meere hin und von dem Gestade durchs geöffnete Fenster zu Gülzaren hinein. Es waren der König Saleh mit seiner und Gülzarens Mutter und Nichten. Bärtlich und weinend umarmten sie sich untereinander.

Nachdem sie sich beiderseitig mit ungemeinen Höflichkeiten ihre ungemein große Liebe bezeugt hatten und hatten sich alle Begebrüße erzählt, waren sie Alle sehr froh. Gülzare hatte einen liebenden und hohen Gemahl, und Saleh war wieder im Besitz seines Reiches.

Jetzt ließ Gülzare Erfrischungen herbeibringen und ladete ihre Gäste dazu ein. Diese aber wurden im Gesicht, wie wenn Feuerflammen darauf spielten, Blitze schossen aus den Augen, Rauch und Flammen aus Mund und Nasen und der König in seinem Kabinet

gerieth in große Angst, als Gálnare eben zu ihm kam, und ihn herzutreten bat.

„Hm! sagte der König, das möchte ich wohl gern, aber die feurigen Gesichter stehn mir keineswegs an.“

Da beruhigte ihn seine Gemahin. „Meine Verwandten sind, sagte sie, blos wegen verletzter Höflichkeit unwillig; darüber daß sie ohne Eure Erlaubniß in Eurem Palaste eingetreten sind und nun auch essen sollen ohne die Ehre Eurer Gegenwart.“

„Nun! nun!“ sagte der König, und gedachte, daß auch unter Menschenkindern um verletzter Höflichkeit willen oft mehr Feuer und Flammen gespien würden als verletzter Gerechtigkeit wegen, und, um so grimmig große Höflichkeit nicht noch grimmiger zu machen, ging er, aber zitternd, zu ihnen, und freute sich höflichst des hohen Glücks und der unverdienten Ehre ihres glänzenden und entzückenden Besuchs.

Unter den ausgesuchtesten Höflichkeiten genossen sie die ausgesuchtesten Leckerbißsen und Weine und wurden bald mit einander in großer Zierlichkeit vertraut.

Nach der Tafel wurde den Verwandten der junge Prinz gebracht. König Saleh nahm ihn auf seine Arme, wiegte und schaukelte ihn und pries seine blendende Schönheit und im Anfall von entzückter Freude sprang er mit ihm zum Fenster hinaus und ins Meer hinunter.

Der Sultan that einen großen gewaltigen Schrei, aber sie wollten ihn alle beruhigen. „Das ist eine Höflichkeit, sagten sie, die wir ihm schuldig sind. — —“

„Die mich bis zum Tode erschreckt hat,“ fiel der Sultan ein. „Das macht nichts, antwortete die alte Dame mit weisen Gehehrden; Ihr habt nichts zu befahren. Ueber Euren Sohn hat Saleh

die Worte gesprochen, die auf Salomos Siegelring stehen, und Ihr sollt wissen, daß er auch die Natur seiner Mutter hat und ihm das Meerwasser eben so zusagt als die Luft. Er kann künftig eben so wohl auf dem Boden der Abgründe leben, als auf dem Boden der Erde."

Der Sultan zitterte aber, bis Saleh mit dem Kinde wieder kam. Sie nannten es nun, ohne den Sultan zu fragen, Beder, das heißt, Sonnenblume des Meeres. Der Sultan ließ es sich gefallen, denn er fürchtete der Höflichkeit Feuerrachen. Jetzt aber kam eine Höflichkeit, die er für eine wahre und wahrhaftige erkannte. Saleh hatte ihm in einem Kästchen aus Korallen und Perlmutter ein kleines Geschenk mitgebracht. Es waren dreihundert Diamanten, von der Gröste der Taubeneier, und ein einziger derselben so viel werth, als das Königreich Persien; es waren eben so viel Rubinen und Smaragden und Perleuschnüre. — Der Sultan ward verblendet und stumm, als ihm dieses kleine Geschenk überreicht wurde, und trug es in seine geheimste Schatzkammer.

Nach mehreren Tagen reisten Gilmarens Verwandten unter vielen Thränen, die zur Höflichkeit gehörten, wieder ab, nachdem sie dem König versprochen hatten ihn oft zu besuchen, indem er selbst nicht so wie der Wasserprinz und die Wasserprinzessinnen des Meerwassers gewohnt sei, und unter allen Wassern nur mit den gebrannten recht gut bekannt wäre.

In aller Kunst und Wissenschaft war der Prinz Beder schon im zwölften Jahre so vollkommen, daß seine Lehrer gegen ihn nur als Dummhäute anzusehen waren, und als er funfzehn Jahr alt war, übergab ihm sein alter Vater die Regierung, die er so weise regierte, daß die Wesire sich vor ihm schämen mußten und bekennen, daß er den König Salomo weit überträfe.

Er richtete und schlichtete Alles selbst, so viel nur möglich; er richtete alle Anstalten besser ein; er gab große Summen für Wittwen und Waisen, für Greise und Verlassene her; er reiste im Lande verkleidet herum, zu sehen, ob Alles wohl zustehe; er ließ sein Volk nicht von den Soldaten placken und mißhandeln, weil sie von der Arbeit und dem Fleiße des Volkes leben mußten; er erlaubte dem Mächtigen keine Gewaltthätigkeiten; er ließ die Lehrer seines Volkes reichlich besolden, und wollte das Volk gern selbst zum Gefühl der echten Menschenwürde und der angeborenen unverlierbaren Menschenrechte erheben; — mit einem Worte er war ein König, wie sie nicht immer alle gewesen sind, und sein Volk liebte ihn, so roh es auch noch war.

In einigen Jahren schon war Alles im Lande in der löblichsten Verfassung, als der alte Herr, sein Vater, starb, der an dem Sohne seine herzinnige Freude gesehen und Günstaren tausendmal die Hand dankbar dafür gedrückt hatte, daß sie ihm solch einen Sohn geboren hätte. Er starb, weil er nun eben nichts mehr auf der Erde zu thun hatte, und wurde beklagt, wie es Sitte war, und Jeder regierte fort. Aber der König Saleh kam mit Mutter und Nichten um Günstaren und Jeder zu trösten, und vielleicht auch um zu sehen, wie der neue König regiere und ihm mit ihrem Rath auszuweichen. Das wollte insonderheit die alte Dame, Günstarens Mutter, weil Niemand besser regieren konnte als sie. Als sie aber ersahen, wie trefflich Jeder Alles geordnet hatte, behielten sie ihren Rath.

Eines Abends, nachdem die Mahlzeit genommen war, fielen dem König Jeder, der desselben Tages mit Regieren viel Noth und Mühe gehabt hatte, mitten in der Unterredung die Augen zu. Sie dachten, er schliesse und flüsterten leise, aber halb wachte er noch, und

Zweites Bändchen.

II

bald war er wieder, obwohl mit geschlossenen Augen, ganz wach, denn was er hörte, ging ihn an.

Man lobte seine Schönheit, den Ruhm seiner Regierung, und der König Saleh sagte, es sei hoch an der Zeit ihn zu verheirathen. Er selbst wolle ihn eine unter den Meerprinzessinnen aussuchen, die jetzt die Schönste auf Erden sei, nämlich Biahauren, die Tochter des hochmüthigen Königs von Samandal; aber eben dieses Hochmuths wegen möchten sich viel Schwierigkeiten finden, daher man dem jungen König jetzt noch nichts sagen müsse.

Der aber hatte sich während der Berathschlagung schon bis zum Tode verliebt. Die Flüsternden hatten nichts davon gesagt, ob die Prinzessin verständig oder dumm, eine gezierte Märrin oder einfach und schlicht, herrisch oder sanft wäre; mit einem Worte, er wußte nichts von ihr, als daß sie die Schönste auf Erden sein solle, (nämlich das Wasser mit dazu gerechnet), aber das war ihm genug und alles Uebrige, Weisheit, Wiß und Anmuth seiner Erwählten, er fand er sich mit glühender Einbildung selbst.

Durch tausend Seufzer und Thränen und Bitten überredete er seinen Oheim mit ihm sogleich, ohne Vorwissen Gilmarens, in das Meerreich abzureisen. Saleh gab seinem Neffen einen Ring, in welchen dieselben geheimnißvollen Zeichen eingegraben waren, die auf Salomos Siegelring standen. Sie erhoben sich nun Beide in die Luft und schwebten nach dem nahgelegenen Meere zu, stürzten sich hinein und kamen bald in Salehs Palast an.

Bald begab sich Saleh nach des Königs Samandal Palast, und überreichte diesem stolzen Könige die allerreichsten Geschenke in Diamanten und andern kostbarsten Juwelen. Dieser nahm sie, gegen seine sonstige Gewohnheit, gar übergnädig an. Dieß machte dem König Muth, für seinen Neffen, den er den allervollkommen-

sten und allermächtigsten Erbkönig nannte, um die schöne Glahauze zu werben.

Da erhob der König von Samandal ein so unmäßiges Lachen, daß er in seinen Lehnstuhl zurücksank. Als er sich erholt hatte, fragte er den König Saleh, ob er denn närrisch geworden sei, daß er um die Tochter des größten Königs für einen Bettelbuben zu werben sich unterstehe?

Saleh antwortete auf so ungeschliffene Worte mit sehr geschliffenen und spitzen. Aber da funkelten die Augen des Königs von Samandal von Blitzen und die Donner brüllten bald nach den Blitzen mit großer Majestät; sie brüllten: „du Hund von einem Hunde, Sohn eines Hundes; Oheim eines Hundes, du händischer schäbiger Hund, wer bist du? Greife den Elenden, donnerte er seinen Trabanten zu, und knüpft ihn wie einen Hund auf!“

Mit seinem damaszirten Säbel, von dem Schwerdte des Schwerdissches gemacht, arbeitete sich König Saleh durch die wenigen Leute, aus welchen Samandals Leibwache bestand, und fand in dem Hofe des Palastes tausend von seinen Hofbedienten und Verwandten, die ihn seine weise, immer auf Sicherheit bedachte Mutter nachgeschickt hatte, weil sie die ungestüme Art des Königs von Samandal kannte. Dieser wurde sogleich gefesselt und bewacht, aber Glahauze war nirgends zu finden, denn, erschreckt von dem Lärm bei des Vaters Gefangennehmung, hatte sie sich auf die Flucht gegeben, und mit ihren Weibern auf eine wüste Insel gerettet.

Von Salehs Leuten waren einige sogleich entflohn, als der wilde Samandal ihren Herrn wollte aufknüpfen lassen und brachten die Trauerbotschaft zur Mutter Salehs. Weder erfuhr sie sogleich, und da er sich den Anblick seiner Großmutter nicht auszuhalten gewaunte, floh er eilends davon; weil er aber im Schrecken seine ganze

topographische Geographie vergeßen haben mochte, kam er, statt nach Persien, auf die wüste Insel, wo Giahauré war, die er gleich nach seiner Ankunft erblickte, und sogleich auch für das hielt, was sie war.

Nachdem er sie mit zierlichen Redensarten begrüßt und bedauert hatte, erzählte sie ihm, wer sie sei, und wie unglücklich sie wäre, indem ihr Vater in Fesseln gelegt sei, sie aber vielleicht ihr Leben einsam auf dieser menschenleeren Insel werde vertrauern müssen.

Der junge scharfsinnige König sahe nun wohl, wie die Geschichte zusammenhing, und, um die arme Geliebte zu trösten, erzählte er ihr den ganzen Handel, sagte ihr, wie derselbe nur um seinerwillen hergekommen sein dürfte, und wie sie des Vaters Fesseln leicht lösen könnte, wollte sie ihn nur ihrer Gegenliebe würdig finden, um welche er flehentlich bâte.

Sie sprach freundliche Worte zu ihm, indem sie ihm die Hand reichte, und wandelte mit ihm dahin und dorthin, bis sie zu einer Quelle kamen, aus welcher sie eine Hand voll Wasser schöpfte, womit sie den jungen König bespritzte und in einen Vogel verwandelte.

Der arme Vogel war ein wenig verdutzt und wußte nicht, wie Er, als ein so scharfsichtiger und berühmter Prinz so hätte hineintappen und sich so übel berücken lassen können? — Er flog traurig dahin und dorthin, und kam von einer kleinen Insel zur andern.

Gülzare erfuhr bald genug, was sich mit ihrem geliebten Vater bis zu seiner Flucht begeben hatte, ersann einen glaublichen Vorwand seiner Abwesenheit und regierte indeßen. Sie zweifelte nicht ihn bald wiederzusehen, und tröstete sich damit.

Dem verwandelten Vogel hatte Giahauré seine Schönheit nicht nehmen können, sich selbst aber konnte sie den Gedanken an diese Schönheit nicht nehmen, und hätte den Vogel gern wiedergehabt,

der aber war weit hingeflattert, und in das Netz eines listigen Vogelftellers gerathen. Dieser verkaufte ihn an den König, welcher aus freiem Willen hundert Goldstücke dafür gab, weil der Vogel so wunderschön war, und weil er dachte, so ein wunderschöner Vogel müsse durchaus tolles Zeug plaudern können, womit er sich gar zu gern unterhielt. Das konnte der Vogel aber nicht, er konnte nicht einmal: Pip: sagen.

Als aber der König den wunderschönen Vogel seiner Gemahlin zeigte, wußte diese als eine weise Frau sogleich, daß derselbe ein Mensch sei, und zwar der König Veder aus Persien, ein Sohn Gälnasrens, ein Neffe des Königs Saleh, und der Enkel seiner Großmutter. Kurz sie war eine wahre und wahrhaftige Frau und verstand sich daher auf die Verwandtschaft der Familien, aber sie verstand sich auch darauf den Vogel zu entzaubern und gab ihm seine natürliche Gestalt wieder.

Nachdem er, wie sich von selbst versteht, dem König des Landes seine Geschichte erzählt hatte, bat er denselben ihn wieder nach Persien zurückbringen zu lassen. Das geschah auch; aber das Schiff, auf welchem er abfuhr, scheiterte an einem Felsen einer Insel.

Veder hatte sich gerettet, aber als er vom Strande aus tiefer ins Land hinein wollte, kamen von allen Seiten Löwen und Bären, Ochsen und Kühe, Pferde und Esel und allerlei andere Thiere und widersehten sich ihm brüllend, brummend und schreiend, aber er sah wohl, daß sie ihn nicht freßen wollten. Da bekam er ein Herz und drängte sich durch. Aber sie umzingelten ihn wieder und wollten ihn abhalten weiter vorzudringen; er aber kam abermals und dann noch einmal durch. So ließen sie ihn denn nun gehen.

Nach einigen Stunden gelangte er zu einer Stadt, in welcher Alles wie ausgestorben war, obgleich Buden da und dort standen, in welchen aber Niemand sich befand. Er ging Straße auf und ab und Keiner begegnete ihm. Endlich fand er einen ehrwürdigen Greis in einer Bude mit Obst, der ihn zu sich hineinwinkte und in einem Winkel verbarg. „Um Gott, mein Sohn, fragte der Greis, wie kommt Ihr in diese unselige Stadt der Zauberkönigin, die lauter Böses stiftet? Mit Jünglingen, so schön wie Ihr seid, lebt sie vierzig Tage lang in Herrlichkeit und üppigem Schwelgen. Die Jünglinge, die sie berückt hat, dachten, sie wären ins Freudenreich gekommen, zumal die Königin wunderschön ist, aber mitten im Rausche der Freude taumelten sie in die Abgründe des Schreckens hinab, denn sie wurden von der Königin in Thiere verwandelt.“

„Ich verstehe, guter Vater, sagte Beder, was Ihr meint. Durch schwelgerische Freude ist gar Mancher schon zum unvernünftigen Vieh geworden!“

„Wie wahr das auch ist, versetzte der Alte, so meine ich es doch noch wahrer, nämlich ganz wörtlich. Ohne Zweifel haben Euch mancherlei Thiere von dieser Stadt wollen abhalten ohne Euch zu beschädigen, obwohl Löwen und Bären darunter waren. Sehet, das waren verwandelte Menschen, die Euch warnen wollten?“

Beder erschrock sehr, indeßen der Greis richtete ihn wieder auf und sagte: „ich hoffe, Ihr sollt in meinem Hause sicher sein, denn die Königin hat einige Achtung gegen mich. Sie weiß wohl warum? Ich will Euch für meinen Neffen ausgehen, den ich zu meiner Hilfe zu mir genommen habe. So wird es schon gehen!“

Beder drückte dem Greise dankbar die Hand und sagte: „Seid mein Vater!“

Die Stadt war nicht unbewohnt, aber die Leute darin scheutenen

sich ohne Noth auszugehen, der boshaften Königin wegen, die Ihnen viel Gewalt und Schaden that. Man hielt sich darum möglichst eingezogen. Dennoch war es nach einigen Wochen der Königin zu Ohren gekommen, welch einen wunderschönen Neffen der Greis habe, und wenige Tage darauf ritt sie mit ihrem Hofstaat, worunter auch schöne Jungfrauen waren, im Glanz durch die Stadt. Man wußte voraus, wenn sie kam, denn alles Volk mußte alsdann aus seinen Häusern auf die Straße und: Vivat! rufen, bis ihm die Kehle heiser war, und mußte sich entzückt stellen, obwohl es im Herzen die böse Here verfluchte.

Sie kam und war bald bei der Bude des Greises, mit dem sie sich in ein freundliches Gespräch einließ. Es schien, als ob sie, nur wie von ohngefähr, den schönen Jüngling bemerkte. „Der darf nicht, sagte sie, in dieser Bude versauern. Er soll an meinem Hof glänzen, wie ein Morgenstern, und ich will ihn so hoch machen, als noch Keiner auf Erden gewesen ist!“

Der Greis suchte unter vielerlei Vorwand den Neffen zu behalten; die Königin hatte aber noch listigern Vorwand denselben zu begehren, und da der Nefse, von der Königin Schönheit verblendet, ganz stumm sich verhielt, so willigte der Alte ein, doch bat er sich aus, den Jüngling noch einen Tag zu behalten.

Diesen Tag benutzte der Greis denselben über sein Betragen zu unterrichten. Er gab ihm zugleich zwei kleine Kuchen mit, von welchen er sagte, sie würden sich frisch und wohlschmeckend erhalten. „Neun und dreißig Tage, sagte er, könnt Ihr sicher sein, aber in der Nacht drauf schleicht auf Socken in das Kabinet, das am Zimmer der Königin sich findet; sehet durch das Loch in der Tapete rechter Hand, durch welches das Licht aus dem Zimmer fällt, und wenn Ihr sie Dieb und Das thut

seht, so verfährt dann am andern Tage, wie ich Euch gelehrt habe.“

Am andern Tage kam gegen Abendzeit der ganze Hofstaat der Königin, um auf einem prächtigen Pferde den armen Beder abzuholen. Das Volk bewunderte laut die Schönheit des vorbeiziehenden und fluchte heimlich der Zauberin, deren Opfer er werden sollte.

In aller Ueppigkeit und Schwelgerei verlebte Beder neun und dreißig Tage im Palaste der Königin. Gegen ihre Liebkosungen verhielt er sich freundlich und gefällig, aber sie blieben ihm verdächtig. Jeder Tag brachte neue Feste, aber er ließ nicht seine Sinne verausachen. Er aß und trank, er sang und tanzte mit, aber er hielt sich nüchtern und verständig und darum tugendhaft und rein im Herzen.

Als die bedenkliche Nacht kam, sahe Beder durch das Tapetenloch des Kabinetts. Die Königin stand vor einem Kästchen, aus welchem sie eine Büchse mit gelben Pulver hervorholte. Sie streute einen feinen Strich von dem Pulver quer über das Zimmer. Daraus entstand ein Bach mit klaren Wasser. Sie schöpfte aus diesem Bach, knetete unter Hermurmeln geheimnißvoller Worte, Mehl damit in einem Gefäße, that noch aus verschiedenen Büchsen dazu, und backte von dem Teige einen Kuchen auf Kohlen. Der Bach verschwand auf ein Paar Worte, der Kuchen war gebacken, die Königin legte sich wieder ins Bette und Beder schlich in sein Schlafzimmer zurück. — Grade war Mitternacht vorbei und die Hähne kräheten zum erstenmal.

Als beide am andern Tage zusammenaßen, brachte die Königin den Zauberkuchen, den sie als ein Meisterstück ihrer Backkunst rühmte und nöthigte ihn denselben zu verschlucken. Er schien willig

dazu, vertauschte aber geschickt ein Stück desselben mit einem Stück von denjenigen Kuchen, welche ihm der Alte gegeben hatte, und sagte, er sei vortrefflich. Kaum aber hatte er den Kuchen gegeben, so besprengte sie ihn mit Wasser und sagte: „Lege deine Menschengestalt ab, du Verworfener, und werde ein schätzbiger, hinkender, einäugiger Gaul.“

Beder war erschrocken, sie aber war es auch, weil ihre Kunst trog, faßte sich jedoch im Augenblick und sagte: „Noch habt Ihr kein rechtes Vertrauen zu mir. Das wollte ich eben prüfen. Ihr seid aber erschrocken; wie konntet Ihr es, da Ihr wißt, wie sehr ich Euch liebe?“

„O! sagte Beder, wenn man plötzlich mit kalten Wasser besprüht wird, erschreckt man ja immer.“ Aber, gnädigste Frau, fuhr er fort, so vortrefflich Euer Kuchen ist, so glaub ich, daß meine Mutter fast eben so vortrefflich zu backen weiß. Sie hat mich die Kunst gelehrt, in der ich aus Dankbarkeit den Alten, der mich aufnahm, unterrichtet habe, damit er vom Verkauf derselben einigen Vortheil beziehe. Sie finden vielen Abgang, wie ich höre, und ich selbst laße mir von Zeit zu Zeit einen davon kommen. Noch gestern hab ich mir einen bestellt und vielleicht ist er schon angekommen.“

Beder stand auf, den zweiten Kuchen zu holen, den ihm der Greis gegeben hatte. „Hier ist der Kuchen, sagte er beim Wiederkommen; nun habt die Gnade und versucht ihn, und wenn er Euch schmeckt, so sag ich Euch, wie er zubereitet wird und kann es Euch auch zeigen.“

Die Königin nahm ein Stück und aß es, aber dann stand sie auch besinnungslos da. Da nahm Beder Wasser aus der Trinkschale, besprühte sie damit und sagte: „Teuflische Zauberin, werde zu einer Stute.“

Im Augenblick war sie es geworden und vergoß häufige Thränen und neigte den Kopf zu Beder's Füßen, er aber führte sie zum Stall, und wollte sie satteln und zäumen lassen, aber seltsamer Weise wollte kein einziger Zaum paßen. So ließ er denn durch einen Stallknecht die Stute zu dem Greise hinführen, der bald einen Zaum fand, womit er sie aufzäumte.

„Nun, Herr, sagte der Greis, seid Ihr frei, und werdet wohl thun auf diesem Thiere in Euer Reich zu reiten. Solltet ihr daselbe einmal verkaufen, so behaltet den Zaum.“

Beder ritt fort und kam nach sieben Tagereisen in eine große Stadt, wo ihn ein neugieriger Greis anredete und mit ihm ins Gespräch sich einließ. Darüber kam ein altes, ziemlich zerlumptes Weib herbei, welches sich das Pferd genau besah. „Ach Herr, sagte die Frau, wenn Ihr das Pferd mir abließe, so wollt ich Euch ewig loben.“ Sie erzählte, ihr Sohn habe ein Pferd gehabt, das sei diesem so ähnlich, daß man Beide gewiß nicht würde haben unterscheiden können; aber es sei vor vier Tagen gestorben und er sei darüber so außer sich, als sei ihm Gott und alle Welt abgestorben. „Ach, wie glücklich wär ich, setzte sie recht kläglich hinzu, wenn der gnädige Herr mir dieses Pferd abließe!“

Als das Weib allzudringend wurde, wollte sich Beder dadurch von ihr losmachen, daß er sagte: „Ich will Euch das Pferd ablassen, aber nicht unter fünftausend Goldstücken!“ So viel, dachte er, kann ja das zerlumpete Weib nimmermehr besitzen. Aber wie erschreckt er, als die Frau sagte: „Es gilt! und zwei große Beutel mit Gold unter der Kleidung hervorzog, die sie so leicht hob, als wären es Pflaumsfedern.“

Beder erschreckt nun über seine Unvorsichtigkeit und sagte, mit dem Verkaufe sei es ja nur Spaß, denn er könne das Pferd nicht

ließen. Da aber sagte der Greis: „Mein Herr, im Handel und Wandel spaßt man in dieser Stadt nicht, und jede Unwahrheit gilt das Leben! darauf verlaßt Euch.“

Das Leben war Veder doch lieb. Er stieg bestürzt vom Pferde, welches die Alte sogleich beim Zügel ergriff. Mit einer Hand voll Wasser und mit zwei Worten hatte sie daselbe wieder zur natürlichen Gestalt gebracht. Die Alte war aber die Mutter der Königin, die erst von ihr die Zauberkunst erlernt hatte. Sie pffiff jetzt und Augenblicks erschien ein scheußlicher Geist, der die Königin nebst dem König Veder in den Palast der Erstern wieder zurückbrachte.

Wie verwünschte nun die Königin den unglücklichen Veder! Sie verwandelte ihn in eine große Fledermaus und gab einer Sklavin den Befehl sie einzusperren und verhungern zu lassen. Die Sklavin aber gab dem Thiere Nahrung und dem Greise, dessen Freundin sie war, brachte sie Nachricht von dem, was sich begeben hatte.

„Garan!“ rief der Alte mit einer besonderen, quikenden Stimme; und sogleich erschien ein Geist. Dieser bekam seine Anweisung und war die Minute darauf in Persien, in dem königlichen Palaste und stand in freundlicher Gestalt vor der Königin Gûlnare und deren anwesenden Mutter, der er Alles berichtete, was ihm aufgetragen war.

Gûlnare war entzückt. Trommeln und Pauken mußten wirbeln und Trommeten und Hörner blasen, um die Rückkunft des Königs zu verkündigen. In zwei Augenblicken war eine große Macht unter Salehs Anführung aus dem Meere aufgestiegen, in drei Augenblicken hatte dieselbe Stadt und Palast der Zauberkönigin erfüllt. Diese wurde niedergemacht und das Volk jubelte über seine Erlösung, und Veder wurde wieder der allerschönste Erbkönig, den

Gülzare nicht satt genug küssen und Herzen konnte. Man zog mit dem Alten und mit der mitleidigen Sklavin durch die Lust nach Persien. Der Alte verlangte für seine Dienste nicht Gold noch Stelle. „Was soll ich damit? sagte er; gebt mir ein ruhiges Alter, das ist Alles, was ich wünsche. Braucht Ihr meinen Rath, so will ich Euch damit dienen; braucht Ihr ihn nicht, so ist's desto besser. Gebt mir indeß ein Stück Garten, damit ich Etwas zu schaffen habe; denn das Leben ohne Thätigkeit ist Todt für mich.

Der Alte ward zufrieden gestellt; die Sklavin war auch zufrieden, denn sie blieb keine Sklavin, aber Gülzarens Freundin blieb sie; alle Welt war zufrieden, nur Seine Majestät, der König Bezder waren es nicht, denn Hoch Sie verlangten nach Giahuren.

„Wie? sprach König Saleh zu ihm, bist du ein Kind oder ein Mann? Sie, die dich berückt, die dich in einen Vogel verwandelt hat und hat dir ihre Verachtung sattsam zu erkennen gegeben, willst du noch heirathen? Hast du noch Ehre in dir?“

Es half nichts, was der König Saleh auch sagen mochte. Bezder antwortete, er habe wohl viel Ehre, aber noch weit mehr Liebe, welche die Ehre verschlungen hätte, und der Prinzessin habe die Mißhandlung gewiß schon längst gereut. — Er sprach viel thörichtes Zeug.

Man ließ den König von Samandal kommen, den seine Gefangenschaft ganz erträglich vernünftig gemacht hatte; denn als Bezder vor ihm niederfiel und ihn um die Tochter bat, sagte er: „Wem kann sie anders gehören als dem lebenswürdigsten Prinzen auf Erden?“

Giahure wurde aufgesucht und auf der wüsten Insel bald aufgefunden. „Der ruhmwürdigste Monarch der Erde, sagte ihr Bei-

ter zu ihr, nachdem sie angekommen war, der erste Monarch auf Erden, verlangt Eure Hand, und gibt Euch dadurch einen Vorzug vor allen Prinzessinnen der Welt.'

Den Vorzug ließ sie sich nicht entgehen und gab dem König Verder also ihre Hand, zumal da er schön war. Sie soll ihn aber nachher noch oft in einen Staarmas, Gans, Fölpel und andere Vögelarten verwandelt haben. Doch weiß man das nicht mehr so ganz genau. Aber das ist gewiß, bei der Vermählung wurden in der Hauptstadt Redouten zu Gunsten der Armen gegeben, die kosteten an zweimal hunderttausend Goldstücke, und die Armen bekamen zwanzig Goldstücke davon. Da hatten sie eine Freude! nämlich die Armen!

27. Die Brunnennixe.

In Schwabenland lebte ein männlicher Ritter, Wackerbart genannt, auf seinem festen Raubschloße. Es galt damals das Recht, wo die Faust vorankommt und dann das Recht schon nachfolgt, nämlich das Faustrecht. Wer den Andern niederwerfen konnte mit Schwerdt und Lanze, der hatte allezeit Recht, und Schwerdt und Lanze hatte jeder Ritter und seine Knapen und Knechte hatten die nämlichen Waffen. Damit übten sie nun weit und breit im Lande umher das Recht aus, nahmen dem schwächeren Nachbar seine Burg und sein Gut, fielen Kaufleute, die mit Waaren daher kamen, auf offener Heerstraße an, und nahmen ihnen Geld und Waaren ab, und thaten Alles, wozu sie die Macht hatten. Das war das Recht,

damaliger Zeit. Jetzt haben wir dieses Recht nicht mehr, sondern dagegen ist das Kanonenrecht aufgekommen.

Damals aber galt das uralte Faustrecht noch, welches Wackerbart als ein männlicher Ritter, tapfer und gewissenhaft ausübte, und daher ringsumher im Lande so gefürchtet war, daß, wenn es hieß: „Wackerbart kommt!“ Alles floh, wie eine schutzlose Heerde Schafe, wenn der Wolf kommt.

Kam er von seinen Streifzügen wieder zurück und hatte seine Rüstung abgeschnallt, so war er ein ganz guter Mann gegen Weib, Kinder und Gefinde. Die tugendsame und fromme Hausfrau saß an ihrem Rocken oder Webstuhl, wenn der Hausherr nicht daheim, sondern auf Weglagerung war. Ihre zwei Töchter hielt sie zu Häuslichkeit und Züchtigkeit an, denn sie sollten auch einmal brave Hausfrauen werden, welches in ihren Augen etwas gar Ehrwürdiges und Hohes war. Solche hohe Welt Damen, wie sie heutiges Tags der liebe Gott bescheert, kannte man damals noch nicht.

Wie glücklich und zufrieden wäre die treffliche Frau gewesen, hätte ihr Wackerbart nicht Freibeuterei getrieben, die ihrem Herzen sehr weh that. Er gab ihr, wenn er heimkehrte, das Beste von der Beute; reiche mit Gold und Silber durchwirkte Kleider, Armspannen und Perlen, aber sie verschloß das Alles traurig in ihre Truhe (große Kiste oder Lade), weil die Thränen der Unglücklichen dran hingen, die ihr Gemahl beraubt hatte.

Sie wollte den Himmel mit ihrem Gemahl versöhnen, indem sie den Armen so viel Gutes that, als sie nur immer vermochte, und Wackerbarts Gefangenen so viel Erleichterung schaffte, als sie nur vermochte.

Es war eine Felsenquelle am Fuße des Schloßberges mit köstlichem Wasser. Hier versammelten sich oftmals die Armen der

Nachbarschaft, die sie speisete und beschenkte, und hier lustwandelte sie am liebsten, wenn ihr die alte Burg in des Hausherrn Abwesenheit zu öde und dumpf und enge wurde.

Einsmals blieb ihr Gemahl sehr lange aus und es wurde ihr, o wie so bange, es möchte ihm ein Unglück begegnet sein. Wie oft fragte sie den Zwerg, der Nacht auf der Thurmwanne hielt: „Kleinhänsel, erschauest du nichts? Kleinhänsel, hörst du nichts trappeln?“ Aber Kleinhänsel sagte immer traurig: „Nichts! nichts!“ — Dann trieb sie oftmals die Angst an den krystallhellen Brunnen, wo sie sich hinsetzte und zum Himmel aufsahe und weinte und seufzte.

So saß sie auch einst unfern vom Brunnen, da kam es ihr vor, als ob ein leichter Schatten den Rand desselben umschwebte, doch achtete sie in ihrer Betrübniß nicht drauf. Aber sie sah gar bald, daß wirklich eine Gestalt da war. Die hielt sie für die Nixe der Quelle, und das war sie denn auch.

Die Nixe hatte ein holdes mildes Angesicht und winkte ihr mit der Hand. Da wollte sie verzagen, nicht aus Grauen vor der Nixe, sondern weil sie glaubte, ihre Erscheinung zeige den Tod des Gemahls an, denn es hieß seit undenklicher Zeit, wenn die Nixe erscheine, bedeute es ein großes Unglück. Aber die Nixe kam, faßte sie freundlich bei der Hand, küßte ihre Stirn und führte sie in die Grotte, aus welcher die Quelle hervorsprudelte, und sagte: „Sei ruhig, du theures Weib; dein Gemahl ist geborgen und ist bei dir, ehe die Morgenröthe zum zweitenmal leuchtet. Ich aber liebe dich lange, weil dein Herz so rein ist, wie das Wasser meines Brunnens. Ich habe nicht Macht für Dich und die Deinen gar viel zu thun; ich will dir aber offenbaren, daß du deinen Gemahl nicht wirst betrauern. Aber einer holden Tochter, die du noch gebären wirst, stehst du seltsame Dinge bevor, und du wirst sie nicht lange pflegen.“

Darob weinte das liebe treue Mutterherz schon im Voraus; aber die Nixe tröstete sie und sprach: „Gott wird sie schützen, und ich will mütterlich thun, was ich vermag, obwohl es nicht viel seit wird. Aber merke: ich muß ein Recht an das Kind haben, und will darum, daß du mich mit zur Pathe beim Kinde erwählst. Nimm aber auch das in Obacht, daß mir das Kind den Pathenpfennig zu seiner Zeit bringe, dem ich ihm einbinden werde.“

Hierauf nahm die Nixe einen glatten Bachkiesel und gab ihm der Burgherrin. „Nimm! sagte sie, und laß durch eine treue Magd den Kiesel zu rechter Zeit und Stunde in den Brunnen werfen, so werd ich bei der Taufe erscheinen.“ Die Nixe versenkte sich in den Brunnen.

Am andern Tage gegen Mittag trompetet Kleinhänsel von der Thurmwarde gar lustig herab, und Herr Wackerbart, der mannliche Ritter, zieht mit seinen Lanzenknechten und Reissigen ein und hat großes Gut erbeutet.

Als sie nach einem Jahr Hoffnung hatte, eines Kindes zu genesen, offenbarte sie es dem ehlichen Gemahl, der darob eine große Freude empfand. Aber wie sollte sie es anfangen, die Nixe des Brunnens zur Pathe zu erwählen? Es hatte großes Bedenken zu sagen, was ihr am Brunnen begegnet war. Herr Wackerbart möchte große Einwendungen gehabt haben und die Mitgevatthern große Sorge, und hätten wohl gar von Seelenverkauf an Hexen und böse Geister gesprochen. Wie sollte sie es anfangen?

Die Klugheit des Welbes siegte, und als er sich wieder zum neuen Raubzuge rüstete, forschte sie nach, gegen wen der Zug gehe? Das hatte sie sonst niemals gethan.

„O neugieriges Welbervöcklein, sagte Herr Wackerbart lächelnd; das will doch Alles wissen, was ihm zu wissen weder noch

noch gut ist. — Aber wie kommts denn, du ehrenwerthe Hausfrau, daß du auf einmal neugierig bist? Warst es ja sonst nicht!“

„O, sagte sie, ist man einmal so lange um sein Gemahl so beängstigt gewesen, als ich um dich bei deinem letzten Raubzuge, da wird man wohl neugierig. — Und was willst du denn uns Weiber anschnldigen? Du und dein Männergeschlecht sind vielleicht neugieriger als wir. Ich möchte fürwahr die Probe nicht machen!“

„Nicht machen? sagte er ernst. Bei mir mache sie immer, mein liebes Gemahl.“

Sie schien sich ordentlich auf eine Probe zu besinnen. Dann sagte sie endlich: „Soll ich dir eine Probe aufgeben?“

„Gib sie, liebes Weib, sie sei welche sie wolle!“

„Welche sie wolle? versetzte sie; das wollen wir sehen. Ich habe für unser Kind, das uns Gott bescheeren will, mir im Herzen eine Pathe ersehen, die Ich wohl kenne, die aber Du nicht kennst. Wenn ich sie nun zur Pathe bitte, wirst Du Dich enthalten können zu fragen, wer sie ist?“

Backerbart reichte ihr seine Hand und sagte: „Ich werde nicht fragen!“

Backerbart war wohl ein Raubritter, aber kein schleichender Bube. Wo er Hand und Wort gegeben, das hielt er heilig und treu, denn das war ihm Ehrensache.

Jetzt hatte sie freie Hand. Nach einigen Wochen kam ein Töchterlein zur Welt, und der Vater hat die Gevattern, die allsamt am Kindtaufstage eintrafen.

Da sie nun meistens schon da waren, berief die Mutter des Kindes eine vertraute Dienerin, gab ihr den Kiesel und sagte: „Wirf diesen Kiesel stillschweigend in den Nixenbrunnen. Vielleicht, daß es meinem Kinde ein Glück bringt.“

Die treue Magd that, wie ihr befohlen war, und ehe sie noch wiederkehrte, trat eine hohe, aber unbekannte Frau ins Gemach, wo die Pathen allesammt versammelt waren, neigte sich hoch und dehmüthig gegen Herren und Frauen und sagte kein Wort, und Niemand hatte das Herz sie zu befragen: Wer? oder von Wannen?

Der Täufer kam; die Pathen stellten sich, und die Unbekannte stellte sich oben an, nahm das Kind und hielt es zur Taufe zuerst.

Sie war so schön; sie war so züchtig und sittig; ihr Kleid war wasserblaue Seide, und Perlen, wie sie fast Keiner gesehen, schmückten nebst den kostbarsten Steinen ihr Gewand, und der Zipfel ihres Schleiers war naß, als wäre er so eben erst aus Wasser gezogen. Die Mitgevatthern erstaunten, sannern, rietten, wer die Fremde sein möchte? und achteten nicht auf die Worte des Täufers, der das Kind Mathilde nannte.

Die Taufhandlung war vorbei und die Pathen traten glückwünschend ans Bette der Wöchnerin, und begabten den Täufling mit reichen Geschenken, aber die Fremde zog einen sorgfältig eingewickelten hölzernen Bisamapfel *) hervor, legte ihn auf die

*) Statt der Riechfläschchen hatte man, selbst noch vor sechzig Jahren kleine hölzerne Büchsen, in welchen sich eine silberne Büchse befand, innerhalb welcher man starkriechende Sachen gegen Anwandlungen von Dhnmachern bewahrte, die meistens wohl von dem Moschus- oder Bisamthiere oder von der Zibethklage genommen waren.

Wiege des Kindes, küßte Mutter und Kind auf die Stirne und ging.

Alle wären gern laut geworden und hätten sich ihre Gedanken und Bemerkungen über das elende Geschenk mitgetheilt, aber weil die Aeltern des Kindes schwiegen, konnten sie nur unter einander flüstern. Der Ritter Wackerbart hätte das Geheimniß von der fremden Pathe seiner Hausfrau gern abgelistet, aber sein gegebenes Ritter- und Ehrenwort hielt ihn ab zu fragen, und sie konnte schweigen. Der Bisamapfel ward in ihrem Schatzkästlein sorgfältig verwahrt.

Ehe noch Mathilde ohne Hülfe gehen konnte, starb ihre Mutter, eben als ihr Gemahl auf einem Zuge abwesend war. Als dieser wiederkehrte, stieß der Zwerg in sein Horn, aber es waren traurige Töne, die er blies. „Das weißagt Unglück!“ rief der Ritter, und als er in den Schloßhof hineinsprengte, war, nach damaliger Sitte, eine Laterne ohne Licht, an welcher ein schwarzer Flor flatterte, vor der Hausthür ausgestellt und die Fensterladen waren verschlossen. Das waren die Leichenzeichen. Und als der Ritter eintrat, da lag die fromme treue Hausfrau auf der Bahre mit Blumen geschmückt; die ältern Töchter, in Flor gehüllt, weinend zu ihren Häupten, die kleine Mathilde mit Blumen spielend zu den Füßen.

Da brach dem Ritter das Herz und er jammerte laut und trug Leid um sie in tiefer Einsamkeit und Stille. Das aber konnte bei ihm nicht lange dauern, denn auf Zügen und Fahrten zu sein, war seine andere Natur geworden.

Bald brachte er eine Gemahlin wieder ins Haus, die war gar andern Sinnes als die Entschlafene. Mit ihr ging ein prächtig verschwenderisch Leben mit Banketen und Lustgelagen,

Schlemmen und Zechen an, und das arme Gesinde, das Liebe und Sanftmuth gewohnt war, wurde herrisch geplagt und gehudelt. Die beiden ältesten Töchter der Entschlafenen wurden in ein Frauenkloster gesteckt, und die Kleine bekam eine entlegene Kammer und eine Amme, denn die hochgebietende Frau mochte sie nicht vor Augen haben.

Der Aufwand wurde so groß, daß Wackerbart, obwohl er dem Faust- und Raubrecht unermüdet oblag, bald nicht mehr so viel herbeiliefen konnte, als verschwelgt ward. Da wurde dann von dem vergnügungssüchtigen Weibe Alles durchsucht und geplündert und verkauft oder verpfändet, was die Vorfahrerin hinterlassen hatte.

Als einmals fast gar nichts mehr da war, hielt die Berschwenderin wieder eine Durchsuchung, und, welch ein Fund! sie trifft auf ein Geheimfach, welches das Schatzkästlein der Verstorbenen enthielt! Da funkelten Juwelen, Demantringe, Ohrengehänge, Armspangen, Perlenschnuren und anderes Geschmeide mehr. Sie durchsah Alles genau, schätzte es und rechnete, wie viel sich damit ausrichten läße und wie lange es ausreichen könne.

Der hölzerne Bisamapfel war ihr auch in die Hände gefallen und sie wußte nicht, was sie daraus machen sollte und wie er hieher käme. Er war unscheinbar, leicht wie eine Nußschale und wie sie ihn schüttelte, klapperte es nicht. Sie wollte ihn aufschrauben, aber er war fest verquollen. „Wer weiß, dachte sie, wie er daher gekommen sein mag?“ und warf ihn als unnütz aus dem Fenster.

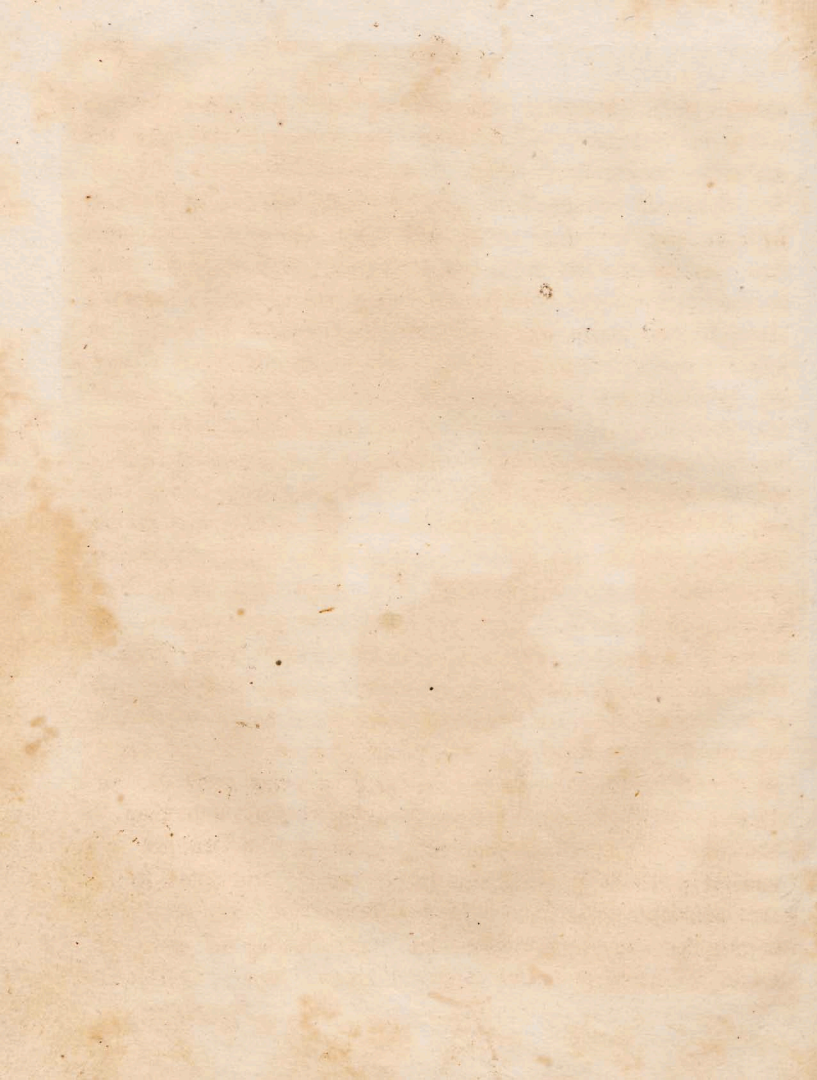
Wenn Etwas sein soll, fügt sich schon Alles. Die kleine Mathilde saß eben mit ihrer Puppe spielend im Zwingergarten,



H. v. Hamburg inv. del.

H. v. Hamburg fec.

Die Brunnennixe.



als der Apfel herabfiel. Der war ein köstliches Spielstück für die kleine Verwaise, und sie bracht ihm Tagelang nicht aus der Hand.

Einsmals um Abendzeit war die Amme mit dem Kinde zum Felsenbrunnen gegangen. Das Kind wollte essen, aber die Amme hatte noch nicht Lust, in das Schloß zurückzukehren. Sie ging in das Gebüsch, um demselben Himbeeren zu suchen. Während deß spielte die Kleine mit dem Apfel, warf ihn in die Höhe und fing ihn wieder. Da mißlang ein Wurf und der Apfel fiel in den Brunnen, und im Augenblicke stand eine schöne Frau da.

Das Kind erschraek und meinte, es sei die böse Stiefmutter, von welcher sie immer gestoßen und geschlagen ward. Aber freundlich und liebtosend zog es die schöne Frau an sich, reichte ihm den Bisamapfel wieder, nahm es auf den Schooß und sagte: „Ich bin deine Pathe, du arme Verlassene, und will mich deiner annehmen. Komm nur oft hieher, du sollst mich immer hier finden. Wenn du ein Steinchen in den Brunnen wirfst, so bin ich gleich bei dir. Aber spiele nicht mehr mit dem Apfel, sondern bewahre ihn sorgfältig. Wenn du einmal groß bist, soll er dir drei Wünsche gewähren. Aber schweige davon gegen Jedermann. Damit verschwand die Pathe.

Das Unglück hatte die Kleine schlau und klug gemacht. Sie nähete den Apfel in das Unterfutter ihres Kleides, und schwieg. Das kleine Ding verlangte von nun an oft zu dem Brunnen zur freundlichen Pathe. Die Amme konnte dem schmeichelnden Kinde nichts abschlagen, zumal da ihm das Vergnügen an dem Brunnen wie von der Mutter angehoren schien. War es aber erst an dem Brunnen, so ersann es immer einen Vorwand die Amme

zu entfernen. Dann fiel das Steinchen, und die holbe Pathe war gleich bei dem Kinde und lehrte es Mancherlei.

Schön blühte Mathilde zu einer Jungfrau herauf, aber sie blühte einsam. Nie wurde sie zu den Banketen im Hause gezogen, und war auch dazu nicht gekleidet. Der Tag verging unter Arbeit, und der Abend mit der Freundin und Lehrerin am Brunnen.

Eines Abends war die Pathe recht traurig und wehmüthig und im Mitgefühl weinte auch Mathilde. „Du weinst? sagte die Pathe; ach, du armes Kind, weißt nicht warum? Es ist die Vorahnung deines Schicksals, die dich weinen macht. Wiße, es steht nahe bevor! Die Burg wird wüste stehen, ehe die Herbstfrucht reift. Wenn eines Abends die Dirnen mit leeren Eimern von meinem Brunnen zurückkehren, dann ist das Unglück nahe. Nimm deinen Bisamapfel wohl in acht, der dir drei Wünsche gewähren soll und laß ihn nie von dir. Sei in den drei Wünschen vorsichtig und klug!“

Die Pathe lehrte sie noch einige geheime Eigenschaften des Apfels, und sie schieden unter Schluchzen und Weinen.

Ehe die Waigenernte vollbracht war, kamen eines Abends die Dirnen bleich und erschrocken vom Felsenbrunnen mit leeren Krügen und Eimern wieder und sagten aus: die weiße Frau sitze wehklagend und händeringend am Brunnen und das bedeute nichts Gutes. Nun gingen die Knechte hinaus und fanden, daß es wahr sei. Weil ihrer viel waren, faßten sie sich ein Herz und gingen auf die Gestalt zu; als sie aber hinkamen, war dieselbe verschwunden und der Felsenbrunnen war leer. Im Schloße ward Alles bestürzt und ängstete sich über die Deutung. Ma-

thilde wußte sie, schwieg und saß trübsinnig in ihrer einsamen Kammer.

Auf Wackerbarts Burg hatte man in immerwährenden Freudentaumel gelebt, und die Raubereien des Ritters wurden immer ärger und ließen für den Handel der reichen Stadt Augsburg keine Sicherheit mehr. Der Bund der schwäbischen Städte mahnte den Ritter mit Drohen, den Unfug abzustellen, aber wie konnte er das, da das verschwenderische Weib immer Mangel hatte an Gelde und Gute. Er mußte ja schaffen, und glaubte auch mit den Drohungen sei es so großer Ernst nicht. Es war aber Ernst, und ehe er es gedacht hatte, wehten die Bundesfahnen vor seiner Burg, mit Roß und Mann und allerslei Geschütz wohl versehen.

Es gab heftige Kämpfe und Wackerbart vertheidigte sich mit den Seinen mannlich; aber als ihm eines Tages ein Bolzen durchs Hirn flog und er todt hinsank, da war Alles verloren. Die Belagerer merkten, daß Uneinigkeit im Schloße war, stürmten dasselbe, gewannen es und schlugen nun in der Wuth gegen den Räuber Alles darnieder, was ihnen vorkam, selbst die Verschwenderin wurde mit allen ihren Kindern ohne Barmherzigkeit erschlagen. Das Schloß wurde geplündert und in Brand gesteckt.

Mitten in dem wüthigsten Getümmel der fremden Kriegerknechte warf Mathilde ihren Schleier über, drehte den Apfel dreimal in der Hand umher und sprach: „Hinter mir Nacht und vor mir Tag; daß mich Niemand erblicken mag.“ So geschah es und sie kam ohne Unfall auf die Landstraße und wandelte auf derselben fort und wußte nicht wohin. Vor Ermattung sank sie am Abend in einer Strohhütte, die auf dem Felde stand,

hin. Sie sahe noch einmal nach der väterlichen Burg zurück; aber da, wo sie gestanden hatte, war der Himmel blutroth von Flammen, die aufstiegen und niedersanken. Sie wußte, woran sie war, und schief weinend ein.

Des andern Tages gab ihr eine gutherzige Bäuerin Brodt und Milch; sie tauschte von derselben grobe Bauernkleider ein und kam mit Fuhrleuten, die Kaufmannsfracht brachten, nach Augsburg.

Womit sollte sie sich erhalten? Der armen verlassenen Ritters tochter blieb nichts übrig als Magddienst zu suchen, den sie nicht sogleich fand, da sie nicht sagen durfte, wer und woher sie sei.

Es hatte zur selben Zeit ein hoher und reicher schwäbischer Graf, Konrad, einen prächtigen Palast in Augsburg, den er aber nur im Winter bewohnte, denn im Sommer zog er auf seinen großen Gütern, oder zu seiner Lust in der Welt umher. Die Schlieserin in dem Palaste war als ein böser Drache in der ganzen Stadt bekannt. Sie hieß Frau Trude.

Eines Tages hatte Frau Trude das Gesinde mit ihrem Schlüsselbunde und mit Töpfen und Besenstielen so wacker zerarbeitet, daß es größtentheils davon gelaufen war. Da kam Mathilde und bat um Dienste. Sie hatte sich unkenntlich gemacht, hatte sich eine hohe Schulter gepolstert; Gesicht und Hände mit Rußwasser gewaschen, um gelb auszusehen wie eine Zigeunerin, und das schöne Lockenhaar hatte sie unter einem groben Tuche versteckt.

Als sie Frau Trude gefragt, ob sie waschen und platten, nähen, spinnen, stricken, kochen, braten und backen könne und Mathilde Alles bejahete, da nahm sie dieselbe zur Küchenmagd an.

Mathilde war so sanft, so fleißig und geschickt, daß das alte böse Stück Weib fast immer milder und besser wurde. Sie ward

durch solche Tugenden, am meisten aber durch Mathildens Sanftmuth und nachgiebiges Dulden überwunden.

Gegen den Winter kam Graf Konrad mit einem Heer von Dienern; aber was kummerte das Mathilden, die in ihrer Küche genug zu thun hatte. Die Arbeit läßt ja fremde und unnütze Gedanken so leicht nicht aufkommen. — Und wer im Hause fragte denn nach dem Zigeunermädchen?

Aber das Zigeunermädchen sah den Grafen Konrad, der ein wunderschöner Mann war, hoch und kräftig gewachsen, und den ganz Augsburg seines Reichthums und seiner Schönheit wegen ohne Ausnahme preisete und ehrte. Sie sah ihn mit Wohlgefallen, sie sah ihn so gern, und wußte nicht warum? Er aber sah nicht nach ihr hin, und das that ihr weh; aber sie wußte nicht warum? Sie dachte an ihn und versah darüber in ihrem Küchenwesen da und dort eine Kleinigkeit, so daß der Drache fast fauchen wollte.

In der reichen Handelsstadt ging der Winter in allerlei Lust und Vergnügung dahin. Bälle, Tänze, Spiele und Gesang, Turniren, Stechen und Ringelrennen wechselten miteinander ab, und Graf Konrad war bei Allem mit; aber Mathilde war in ihrer Küche traurig und betrübt.

Da ward dem Kaiser ein Prinz geboren, und die Stadt Augsburg stellte ein dreitägiges Freuden- und Ehrenfest auf dem großen Rathssaale an, zu welchem alle Grafen und Herrn aus der Nachbarschaft und alle schönen Jungfrauen geladen waren. Des Tages war Ritterspiel mit Stechen um hohen Preis, und des Abends war Tanz, der bis zum Morgen währte.

Mathilde war ein Mädchen; wie hätte sie dem Verlangen widerstehen können, an all dieser Pracht mit Theil zu nehmen, alle

Schönen der Gegend kennen zu lernen und — mit Konrad zu tanzen.

Als die Küche beschickt und bald Schlafenszeit war, da säuberte sie sich von aller Verunstaltung und der Bisamapfel mußte einen schönen Anzug liefern. Der quoll aus dem Apfel mit allem Schmuck hervor und paßte genau für ihre schöne Gestalt. Dreimal drehte sie den Apfel in der Hand um mit den Worten:

die Augen zu

bleibt alle in Ruh,

und ein tiefer Schlaf fiel auf die Schaffnerin und auf alles Gesinde, und ungesehen kam Mathilde in den Tanzsaal.

Es war allen Anwesenden, als sei eine Göttin des Himmels gekommen und ein heimliches Flüstern lief durch den ganzen Saal, ein Flüstern der Bewunderung und des Fragens wer ist sie?

Niemand konnte Auskunft geben. Konrad bot ihr die Hand zum Tanz, die sie mit sanftem Erröthen annahm. Ihr leichter angenehmer Tanz entzückte Alle, und Konrad tanzte fast nur mit ihr, denn sein Herz war alsbald in Liebe gegen sie entzündet worden. Er forschte, wer und von wannen sie sei? aber sie wich geschickt seinen Fragen aus. Sie war von dem Saale mit Hülfe ihres unsichtbar machenden Bisamapfels auf einmal verschwunden, und kam wieder auf ihre Kammer, ohne von einem der ausgestellten Diener gesehen worden zu sein, und nahm wieder die vorige häßliche Gestalt an.

Mathilde hatte dem Ritter auf vieles Flehen zugesagt, des nächsten Abends wieder zu kommen. Der Ritter hoffte, harrete, zweifelte und die Zeit wollte nicht vorwärts, aber der Abend kam dennoch und mit ihm Mathilde.

Wohl hatte sie Bedenken, dem Apfel den zweiten Wunsch ab-

zunehmen, der für einen wichtigern Fall des Lebens aufgespart werden könnte, aber ein heikliches Verlangen zog sie zum Saal, und daß sie ein neues Kleid haben müßte, litt keinen Zweifel — Sie war ja ein Mädchen! Wie hätte sie in dem Kleide des vorigen Abends noch einmal erscheinen sollen? Was würde man gesagt, was würde man gedacht haben?

Der Wunderapfel mußte ein neues Kleid liefern, viel schöner und reicher an kostbaren Schmuck und Steinen als das erste, aber auch Konrad glänzte in aller Pracht und Herrlichkeit seines Standes.

Als sie Beide müde waren vom Tanze und sich in ein Seitengemach begeben hatten, da konnte Konrad nicht länger an sich halten und trug ihr Herz und Hand an. Mathilde sagte: „Wohl sind die mir viel werth, denn Ihr seid ein edler Mann, allein Ihr wißt ja nicht, wer ich bin? Wie bald möchte Euch Eure Wahl gereuen.“ Da sagte er, er nähme Gott zum Zeugen, sie solle sein ehelich Gemahl werden und war sie die Tochter des allerniedrigsten Mannes in Schwaben, nur aber eine züchtige sittige Jungfrau. Damit zog er einen Demantring von großem Werth von seinem Finger und gab ihr denselben, zum Zeichen der Treue. In drei Tagen wolle er als len Grafen, Rittern und Herrn ein festliches Mahl geben, dem solle sie bewohnen, da werde er die Ehestiftung machen lassen. Mathilde trug Sorge, ob sie einwilligen sollte, es kam ihr Alles zu schnell und sie sagte nicht Ja, sagte aber auch nicht Nein.

Da wurden drei Tage die kostbarsten Zurüstungen zu einem großen Verlobungsmahle gemacht, und als der dritte Tag gekommen war, kamen die Geladenen allzumal auch, Herren und Frauen in Glanz und Pracht, aber die Braut wollte nicht kommen. Da ward aus dem Freudenmahle ein stummes Trauermahl, bei welchem der

Ritter im tiefen Trübsinn saß und seufzend nach dem Bedecke hin schauete, das an der Tafel unbesezt geblieben war.

Als die Gäste davon geschlichen waren, ging Konrad in sein einsamstes Gemach und jammerte, und am andern Morgen war es, als läge er im heftigsten Fieber. Da kam das Haus in Aufruhr, und die Aerzte wurden gerufen, aber er nahm ihre Tränke nicht und keiner konnte ihn trösten, oder heilen und von seinem Gram abbringen.

So dauerte es sieben Tage, und er verwelkte wie eine zerknickte Blume. Davan erkannte Mathilde, daß Konrads Liebe treu sei; ach und es war ihr ja auch recht weh ums Herz gewesen, am Tage des Gastmahls und nachher. Nun sollte es mit Weiden anders werden.

Als am siebenten Tage früh Alles verzweifeln wollte, sagte Mathilde zu Frau Gertrud: „Habet nur Muth; unser Herr wird nicht sterben; Ich habe diese Nacht einen guten Traum gehabt.“ — Den Traum mußte die Alte sogleich wissen, denn Träume galten ihr allezeit als hohe und unzweifelhafte Offenbarungen.

Mathilde erzählte: „Mir war es, als wär ich bei meiner Großmutter daheim, die lehrte mich ein Süpplein von neuerlei Kräutern kochen und sagte, das sollte ich dem Herrn zurichten, so würde er, nähme er nur drei Löffel davon, gewiß und wahrhaftig wieder gesund!“

„Das ist nicht von ungefähr, sprach Frau Trude. Flugs richte dein Süpplein zu, so will ichs ihm bringen, und nicht eher aufhören zu bitten, bis er davon Etwas genießt!“

Graf Konrad gedachte, heut sei es sein Letztes, als eben die Schaffnerin hereintrat und ihm das Süppchen brachte, welche

Mathilde gar köstlich mit Gewürz und allerlei Kräutern zugerichtet hatte. Sie hatte aber auch heimlich den Demantring mit hineingeworfen.

Um der Zubringlichkeiten der gelaufigen Zunge der schwarzhafsten Alten los zu werden, zwang er sich einige Löffel Suppe ein, und bemerkte, indem er mit dem Löffel auf den Grund der Schale traf, daß Etwas auf dem Boden derselben lag, was er herausholte. Da war es sein Demantring und war auf einmal um alle trübssinnige Gedanken geschehen, die Augen glänzten wieder und der Ritter aß mit Lust die Suppe bis auf den letzten Löffel. — Das war eine Wundersuppe, und Alle lobten dieselbe aus allen Kräften.

Konrad wollte nun wissen, wer die Suppe bereitet habe, ließ sich aber von dem gefundenen Ringe nichts merken. Die Zigeunerin mußte sogleich vor ihn gebracht werden, obgleich die Schließerin sagte, sie sei gar zu häßlich und schmutzig.

Als sie nun in ihrer Häßlichkeit zu ihm eintrat, und er Jedermann hatte hinausgehen heißen, fragte er, wie sie zu dem Ringe gelangt sei, der in der Suppe gelegen? Sie aber antwortete: „Den Ring hab ich von Euch. Ihr habt mich damit beschenkt, am zweiten Tanzabend, wo Ihr mir Eure Liebe gelobt. Nun sehet selbst, ob ich Euch noch anstehe?“

„Wie? sagte Konrad verwirrt. Das ist ja nicht möglich. Es fuhren ihm seltsame Gedanken durch den Kopf, denn er meinte, seine Familie wolle ihn von seinem Vorhaben abbringen. Er suchte das Mädchen auszuforschen und sagte: „Seid Ihr die Jungfrau, der ich mich mit dem Ringe gelobt habe, so nehmt nur die Gestalt an, die Ihr auf dem Tanzboden hattet, und seid dann meiner Treue gewiß. Wo nicht, so laß ich Euch austaus-

pen. — Ja freilich! auf die Gestalt eines Menschen und eines Dinges kommt gar viel an.

Sie hielt ihm eine sträfliche Rede, daß er die Schönheit mehr achte, als Unschuld und Tugend, und setzte ihre Worte also zierlich und geschickt, daß der Ritter darob erstaunte. Jedoch versprach sie sich in der Gestalt zu zeigen, in der sie ihn auf dem Tanzsaale entzückt hatte, nur daß er sie auf ihre Kammer gehen und sich reinigen und umkleiden ließe.

Das geschah denn auch, und die Schließerin hielt vor der Kammerthür Wache. Sie aber trat nach weniger Zeit im Glanze der Schönheit, in welcher sie auf dem Saale erschienen war, vor den Ritter, der vor ihr kniete, ihr abermals den kostbaren Ring an den Finger steckte und sagte: „Behalt ihn auf ewig, du Theure!“

„Nicht also rasch, sagte die Jungfrau, hört erst, wer ich bin, und wie mirs ergangen.“ Hierauf erzählte sie ihm Alles, selbst das Geheimniß des Bisamapfels. — Er hörte kaum drauf und nach zwei Tagen wurden sie ehelich zusammen gegeben, und die Gastereien und Tänze wollten anfangs gar kein Ende nehmen.

Einige glückliche Jahre waren vorübergegangen und Mathilde achtete in ihrer Seligkeit des Bisamapfels kaum mehr. Sie wünschte nur noch die Mutter ihres Gemahls zu sehen, um ihr die mütterlichen Hände zu küssen, aber Konrad hatte mancherlei Ausrede und Vorwand, warum das jetzt noch nicht angehe und führte sie auf seine Güter, bald dahin, bald dorthin, nur nicht auf das, wo die Mutter sich aufhielt. Zuletzt begab er sich auf ein Gut mit ihr, welches unfern ihrer väterlichen zerstörten Burg gelegen war. Hier weilte sie gern. Sie weinte auf den Gräbern der Aeltern. „Ach! seufzte sie, wenn sie doch noch lebten, damit sie sich freuen könnten über mein Glück!“ Aber, so sollte sich denn doch die Brunnennixe mit

ihr freuen, denn das Herz sucht im Glück eben sowohl Theilnahme, als im Unglück. Darum ging sie zu dem Brunnen und warf zuerst kleine Steine hinein, und zuletzt den Bisamapfel, aber es erschien keine Gestalt und den oben aufschwimmenden Bisamapfel mußte sie selbst wieder herausfischen.

Mathilde wurde auf diesem Gute von einem schönen Knaben entbunden. O, wie seelig war sie da, und ihr Gemahl mit ihr. Sie ließ das Kind nicht aus ihren Armen; obwohl eine verständige Amme gemiethet war, die des Kindes sorgfältig hüten sollte.

Es gab Freudenfeste im Schloße, die drei Tage gedauert hatten. Als aber in der dritten Nacht Alles, ermüdet von dem Rausche der Freuden, im tiefen Schlaf lag, wandelte auch Mathilden der Schlummer an, und als sie erwachte, war der Knabe aus ihren Armen.

„Amme, wo ist mein Kind?“ rief sie voll Entsetzen. Die Amme erwachte, riß sich die Augen und sagte noch schlaftrunken, das junge Herrlein habt Ihr ja in Euren Armen!“

Da war es nicht! ach es war nirgends und nur ein Paar kleine Blutstropfen wurden auf dem Fußboden bemerkt.

Da schrie die Amme: „Ach, daß sich Gott erbarme! So hat der Währwolf das liebe Kind geholt und davon getragen. — Die Aeltern waren trostlos, die Amme war es mit ihnen. Mathilde behielt ihren Gram im Herzen, obwohl sie sich, aus Liebe zu dem Gemahl, zwang heiter zu scheinen.

Es kam ein zweiter Knabe, schön und lieblich wie der erste, und der Graf feierte wieder drei Freudentage, wo selbst die Thürhüter von den edelsten Weinen trunken wurden, und in der dritten Nacht ging es wieder, wie das erstemal, obwohl die sorgsame Mutter den Knaben in ihrem Bette behalten, mit ihrer goldenen Halskette den

Leib des Kindes umschlungen und die Enden der Kette an ihrem Arm befestigt hatte. — Ein Gelenk der Kette war mit scharfer Scheere durchschnitten.

Die Amme erhob ein Jammergeschrei, das überall im Schloße wiederhallte. Konrad eilte herbei und als er das Unglück hörte, zuckte er sein Schwert und wollte die Amme tödten.

„Du schändlicher Satan, brüllte der wüthende Ritter, gebot ich dir nicht zu wachen?“

Da fiel das Weib nieder und stöhnte: „O, ich habe gewacht! Ach, hätte ich es nicht! so hätte ich die gräßliche That nicht gesehen! Bringt mich nur um, damit ich nur das grausende Andenken los werde. O! aus Barmherzigkeit bringet mich um!“

„Was? was hast du gesehen? sagte der erschrockene Graf. Bekenne frei, oder ich laße dich foltern!“ Die Amme weigerte sich und sagte: „Laßt mich lieber tödten; es ist besser für Euch und für mich!“

Da wollte der Graf nur um so eher das furchtbare Geheimniß wissen, nahm das Weib in sein Gemach und mit Drohungen und Verheißungen brachte er Alles heraus.

„Euer Gemach, sagte das Weib, ist eine gräßliche Zauberin, und hat die Kindlein mit einer scharf geschliffenen Demantnadel durchs Herz gestochen, da sie dachte, ich schlief, und hat aus den Knöchlein der Kleinen und aus Kräutern einen Trank wollen bereiten, daß sie immer schön bleibe und immer Eure Liebe behalte; denn, Herr, Euch liebt sie über alle maaßen! „Komm, du lieber Kleiner, sagte sie zu dem zweiten, und drückte ihn dazu an ihr Herz und küßte ihn; „Komm, du sollst zu deinem Bruderlein gehen; und wenn noch ein Bruderlein kommt, das send ich dir auch nach, denn aus Dreien kann ich den Zaubertrank der Schönheit und Liebe bereiten.“

Damit durchstach sie sein Herz mit der Nadel und ließ es ein wenig ausbluten. Dann öffnete sie den Bisamapfel, aus dem kam eine Flamme, die das Kind in einem Augenblick verzehrte, und nur die zarten Knöchlein und die Asche übrig ließ, welche sie in einer Schachtel sammelte, die sie unter der Bettlade versteckt hat."

Der Graf war vor Entsetzen zum Stein geworden. Da er wieder zu sich kam, befahl er dem Weibe Keinem ein Wort von der ungeheuren That zu offenbaren. Er verstellte sich, ging mit dem Weibe zu seiner Gemahlin, küßte und tröstete die Jammernende, bis die Amme heimlich das Schächtlein hervorgeholt hatte, das sie dem Ritter auf sein Gemach brachte.

„Ach, welch ein Teufel der Hölle, mit einem Engelsangesicht! stöhnte der Ritter. Und doch, ich liebe die Unselige noch; aber sie soll sterben; sie darf ja nicht leben!“

Der Haushofmeister bekam mit großem Eifer und Strenge Befehl, wie er sollte zu Werke gehen. Der alte Mann jammerte im Herzen sehr, denn alles Hausgesinde betete die sanfte, milde Hausherrin an; aber er mußte gehorchen.

Der Ritter verreise auf einige Tage, und Mathilde sollte des Tages darauf ein Bad nehmen, weil es der Hausarzt verordnet hätte zur Stärkung. Sie wollte es nehmen, aber es war in der Badstube eine Glut wie in der Hölle. Da wollte sie umkehren, aber sie wurde mit starken Armen hineingestoßen, und die Thüren verschloß und verriegelte man.

Die Unglückliche errieth ihr Schicksal und den schändlichen Verdacht. „Konrad! schrieb sie mit einer silbernen Nadel an die weiße Wand, ich sterbe unschuldig!“ Darnach legte sie sich auf ein Ruhebett und ergab sich in den Tod. Aber als sie in der Todesangst sich umher warf, da entfiel ihr der Bisamapfel. Sie

nahm ihre letzte Kraft zusammen, hob ihn vom Fußboden auf und mit den Worten: „O Pathe, kannst du, so hilf mir von dem Tode der Schande!“ öffnete sie ihn.

Da quoll ein kühl feuchter Nebel hervor, der die Flammen auslöschte und die Glut verschlang, und aus dem Nebel trat die Pathe hervor, an ihrer Hand Mathildens ältesten Knaben, auf ihrem Arm den Säugling. „Wohl dir, sagte die Pathe, daß du dir einen Wunsch ausspartest; aber wie verderblich konnt es dir werden, daß du das Geheimniß des Apfels offenbartest. Hier sind deine Kinder, die die stolze Mutter deines Gemahls durch die tückische Amme wollte ersäufen lassen, weil sie glaubte, es seien die Kinder einer nichtswürdigen Küchenmagd. Die Amme wollte die Kinder ersäufen, und trug sie glücklicher Weise zu meinem Brunnen.“

Die Pathe erzählte, wie sie die Amme als eine Kindermörderin bei dem Gemahl mit listiger Erfindung verklagt habe, und sagte ihr von der Schachtel, und daß nur Hühner und Taubenknochen in derselben gewesen wären. Hierauf sagte sie: „Dein Gemahl ist nicht mehr fern, und du wirst bald gerechtfertigt an seinem Herzen liegen, und nimmermehr wieder eines Wünschapfels zu deinem Glücke bedürfen.“ Damit verschwand sie.

Die Diener, welche innerhalb des Badegemachs noch Stimmen gehört hatten, wollten das verloschene Feuer wieder anschüren, aber es wollte nicht brennen. Darüber kam der Graf Konrad und fragte bebend: „Lebt sie noch? O öffnet, öffnet!“

Was der Graf im ersten Grimm, der ihm das Nachdenken benahm, anfangs geglaubt hatte, wurde ihm immer mehr zweifelhaft. Er gedachte der Frömmigkeit seiner schönen Gemahlin und fing an sich zu ängsten und die Angst trieb ihn zurück.

Wie überglücklich waren sie Beide, als sie einander mit Liebe und Entzücken in den Armen lagen und die geliebten holden Knaben gerettet waren.

Die Bübereien der Amme waren bald klar, und die listige Schlange wurde in die Badstube geworfen, wo sie elendiglich erstickte, indem die Ofenflammen, wie von selbst gleichsam, frisch und lustig wieder aufflackerten. Die alte böse Schwiegermutter, da sie hörte, wie es gegangen sei, starb vor Aerger, und die vielgeprüfte Unschuld hatte den Sieg behalten, und hatte von nun an den Himmel auf Erden.

28. Kalmückische Mährchen.

(1)

Es lebten in Mittelindien sieben weise Zaubermeister, die hatten viel Lehrlinge ihrer Kunst; aber die Lehrlinge lernten nicht viel, denn die Meister oder Professoren waren so weise, daß sie die Schüler eben nicht sehr mit Weisheit überhäuften, und viel Ferien gaben, damit die Schüler Zeit hätten, Alles von sich selbst herauszubringen. Außer den ordentlichen und bestimmten Feterzeiten, hatten die Meister bald den Husten, bald den Schnupfen, bald eine nothwendige Geschäftsreise auf vier oder fünf Tage, bald eine dringende Abhaltung — nämlich ein großes Gastmahl. So behielten denn die Jünger, mit den heiligen Feter- und Festtagen, über ein halb Jahr Zeit zum Selbststudiren.

In so vieler Zeit hätte sich nun wohl etwas Nützliches erlernen lassen, aber ich weiß nicht, wie es kam, daß die jungen Lammvrians grade dadurch träger und fauler wurden, und die weisen Meister wußten es trotz ihrer Weisheit auch nicht und betrübten sich darüber tief nicht blos bis ins Herz, sondern bis in den Magen hinein, indem ihr einziger Wunsch war, die Jünger sollten die Meister einst nach ihrem Leben einmal übertreffen, und so sollte es immer fortgehen, bis endlich das Weltheil gekommen wäre.

Da war einmal ein junger sinnender Schleffel, der war ein Prinz, nämlich ein Chans Sohn, der brachte in den Ferien so Mancherlei heraus, und war bis so weit gekommen, daß er sich in ein Pferd verwandeln konnte.

Als ein verwandeltes Pferd trat er vor die sieben Meister hin und wieherte.

Nach vielem Sinnen brachten sie es heraus, das sei ein magisches Pferd, worin sich einer ihrer Schüler verwandelt habe, welches ihnen aber gar nicht gelegen war, denn der Schüler möchte die Meister wohl gar am Ende zu Eseln machen; und wenn auch nicht das, würde er doch, als ein noch unreifes Genie, die edle Kunst der Magie sehr unvorsichtig anwenden, und wohl gar so gemein machen, daß kein Mensch mehr an die Wunderbarkeit und Vortrefflichkeit derselben glaubte. Um das Dunkel ihres Heiligthums zu schützen, beschloßen sie das Pferd zu tödten, und griffen es in Gestalt von sieben Löwen an.

Das geängstete Pferd sprang in den nahen Fluß und nahm die Gestalt eines Fisches an. Die sieben Weisen verwandelten sich in sieben Reiher, verfolgten den Fisch und hätten ihn beinahe gefangen, aber er nahm die Gestalt einer Taube an, sie hingegen wurden zu sieben Habichten, die die arme Taube über Berge und Thäler und

Stüße verfolgten, bis sie zur beruhigenden Höhle gelangte, wo sie sich in den Busen eines Oberweisen, Nangasuna, verbarg.

Was mag das bedeuten? dachte Nangasuna, daß diese Taube von sieben Habichten verfolgt wird? „Taube, fragte er, wie kommst du hieher?“ Da erzählte die Taube die Ursache und sagte: „Es werden sieben Bettler kommen und um Nangasunas Rosenkranz bitten. Dann will ich mich in das größte Kügelchen des Kranzes verwandeln, du aber geruße dieses in den Mund zu nehmen und den Rosenkranz von dir zu werfen. Also geschehe es, und die weggeworfenen Kügelchen des Kranzes wurden zu Würmern, und die sieben Bettler wurden zu sieben Hünern und fraßen die Würmer. Da ließ Nangasuna das größte Kügelchen aus seinem Munde fallen, das verwandelte sich in einen Menschen mit einem Schwerdt in der Hand.

Als nun der Mensch mit dem Schwerdt die sieben Hümer getödtet hatte, ward der Oberweise in seiner Seele betrübt und sagte: „Indem ich einen einzigen Menschen am Leben erhalte, werden sieben getödtet. Dies ist wahrlich nicht gut.“

Auf diese Worte erwiderte der Andere: „Wiße, daß ich ein Chans Sohn bin; und wenn das nicht genug ist, so will ich dir dienen, mich von Sünden zu reinigen.“

Der Oberweise versetzte: „Weil gegen einen Chans Sohn die die ganze Welt nichts ist, so ist es gut, wenn ihrer auch siebenmal hunderttausend wären getödtet worden; dennoch aber sollst du mir dienen. Geh in den kühlen Hain der Todten, wo Siddikür weilt, der oben von Gold und unten von Erz und dessen Kopf mit Silber bedeckt ist. Nimm ihn und bring ihn. Wer mir ihn bringt, den mach ich zum tausendjährigen Menschen auf Erden.

Darauf begann der Jüngling: „Den Weg, welchen ich ma:

chen muß, die Nahrungsmittel, deren es bedarf, und Alles, was ich beobachten muß, geruhe mir, o Mangasuna, zu sagen."

Dieser versetzte: „Also geschehe es. Eine Meile von hier, nach Morgen zu, gelangst du zu einem finstern Walde, durch welchen ein schmaler Pfad nur hindurch führt. Hier wohnen lauter Gespenster. Sie werden alle um dich herumkommen, dann rufst du mit lauter Stimme: „Gespenster Chu lu chu lu sochi;" dann werden sie zerstreuen. Hierauf wird kommen ein Haufen nackter Gespenster, dann sprich: „Chu lu chu lu sochi." Dann werden Kindergespenster kommen, dann sprich: „Ni ra ri ra padra. Hier auf wirst du in der Mitte des Hains finden den Siddikür, sitzend neben dem Wunderbaum. Erblickt er dich, so steigt er hinauf. Dann nimm die Mondaxt und drohe mit wilder Gebehrde den Baum umzuhauen, so kommt er herunter. Zum Forttragen nimm diesen hundert Menschen besaßenden Sack und zum Festschnüren dieses hundert Klastern lange Seil. Dieser unvergängliche Kuchen ist deine Reisefkost. Hast du nun aber die Last auf dem Rücken, dann wandle hieher und sprich nicht.

Alles geschah also, wie Mangasuna gesagt hatte, und Siddikür wurde in den Sack gesteckt und fortgetragen.

(2)

Eine Frau in Indien brachte statt eines Menschen ein häßliches Wunderding zur Welt, einen Maßang. Es war ein Mensch mit Hörnern eines Ochsen und einem langen Ruchschwanz. Der Vater ward unmuthig und sagte: „Der stößigen Menschen sind schon so viel, ich will ihn tödten, aber der Maßang sprach: „Töde mich nicht, Vater, du sollst auch belohnt werden." „So bleib denn am Leben, sprach der Vater, aber geh fort."

Der Maßang ging fort und kam ins Innere eines Haines, dessen Bäume waren dunkel. Im Haine aber stand ein schwarzfarbiger Mensch, den fragte der Maßang: „Wer bist du?“ — „Ich bin, war die Antwort, ein schwarzfarbiger Mensch, denn ich bin vom Haine geboren und heiße Jddär. Ich folge dir nach, wohin du auch gehst.“

Beide gingen weiter und kamen zu einem dichten Grasplatze. Da fanden sie einen grünen Menschen, den fragten sie: „Wer bist du?“ — „Ich bin, versetzte dieser, ein grüner Mensch, denn ich bin vom Grase geboren und heiße Gägär. Ich will Euch begleiten.“

Die Drei kamen an einen Schilfplatz, wo sie einen weißen Menschen fanden, den fragten sie: „Wer bist du?“ — „Ich bin, antwortete der, ein weißer Mensch und bin vom Schilfe geboren. Ich heiße Uddär und will Euch begleiten.“

Darauf zogen alle Vier weiter und gelangten zu einem Berge, und in der Vertiefung des Berges fanden sie eine große Hütte, in welcher vollauf war zu essen und zu trinken. Sie fragten nicht, wem das gehöre, sondern sie aßen und tranken und blieben in der Hütte.

Jedes Tags sollten drei von ihnen auf die Jagd ziehen und der vierte die Hütte hüten und Alles besorgen.

Den ersten Tag blieb der Waldsohn Jddär in der Hütte, und kochte Fleisch für die Andern, als eine Alte die Leiter anlegte und zur Thüre hineinkam. „Wer da?“ rief er, und als er nun hinsah, war es eine kaum spannenlange Alte, die einen Tragsack auf dem Rücken hatte, nicht größer als ein kleiner Apfel.

„Oh! sprach die Alte, so Einer sitzt jetzt da. Du kochst Fleisch und hast auch Milch. Laß mich doch ein wenig davon kosten. Ich bin klein und brauche nicht viel. Als sie aber von Fleisch und Milch

ein klein wenig gekostet hatte, verschwand Beides und die Alte entfernte sich.

Der Waldsohn schämte sich, daß die Speisen weg waren und fürchtete sich vor den Andern, nicht wissend, wie er sich sollte entschuldigen. Da er nun aus der Hütte blickte, fand er zwei Pferdetritten. Diese nahm er und machte eine Menge Pferdetritte damit um die Hütte und schoß einen Pfeil in den Hof.

Die Jäger kamen nach Haus und fragten: „Wo ist Fleisch; wo ist Milch?“ Der Waldsohn antwortete: „Es kamen hundert Leute zu Pferde, drangen ins Haus, nahmen Fleisch und Milch und schlugen mich halb todt. Geht selbst hinaus und schauet es. Da schaueten sie hinaus, fanden die Pferdetritte und den Pfeil und sprachen: „deine Worte sind wahr.“

Am andern Tage blieb der Grüne in der Hütte zurück, dem ging es gleich also. Weil er aber zwei Rinderfüße fand, machte er eine Menge Tritte damit um die Wohnung und sagte: „Es kamen hundert Leute mit beladenen Kühen und raubten die Speisen.“

Am dritten blieb der Weiße in der Hütte, dem ging es nicht besser. Er machte mit zwei Maulthierfüßen viel Maulthiertritte und sagte, hundert Leute, auf Maulthieren ankommend, hätten die Speisen genommen.

Am vierten Tage blieb der Maßang daheim und bereitete die Speisen. Da kam die Alte und sagte: „Ha, so Einer sitzt dießmal da! — Laß mich doch von Milch und Speise ein wenig kosten?“ Aber Maßang dachte, diese Alte ist gewiß die drei vorigen male da gewesen. Thut ich, was sie verlangt, so weiß ich nicht, was daraus kommt. Darum sagte er: „Alte! ehe du kosten darfst, mußt du zuvor erst mir Wasser schaffen. Er reichte ihr aber einen durchlöcherichten Eimer, den nahm sie. Als er ihr aber nachsah, wurde sie

höher und immer höher und endlich so hoch, daß sie an den Himmel hinanreichte.

Während sie Wasser schöpfte und wieder schöpfte und doch nichts bekam, durchsuchte der Maßang den Tragsack der Alten. Er nahm ein Darmseil, einen eisernen Hammer und eine eiserne Zange heraus, und legte ihr einen verrotteten Hanfstrick und hölzernen Hammer und Zange hinein.

Als die Alte zurückkam, sprach sie: „Ich kann mit deinem Eimer nicht schöpfen. Willst du mir aber nichts zu essen geben, so laß uns sehen, wer der Stärkste ist?“ Damit band die Alte den Maßang mit dem verrotteten Strick, den er zerriß. Aber das Darmseil, womit der Maßang die Alte band, konnte sie nicht zerreißen.

„Hierin hast du gesiegt, sagte sie, nun aber wollen wir mit der Zange uns zwicken.“ Sie zwickte ihn, aber das half nichts; er aber zwickte ihr ein großes Stück Fleisch aus der Brust, daß sie schreiend ausrief: „O Jüngling! du hast eine unbarmherzige Faust.“

Als nun die Alte mit dem Hammer auf den Maßang schlug, flog der Hammer von dem Stiel und Maßang blieb unverletzt. Darauf nahm der Maßang seinen Hammer, den er im Feuer erst glühend gemacht hatte, und schlug damit Schlag auf Schlag auf die Alte, daß sie, mit Blut und Brandblasen bedeckt, lauthell entfloh.

Als die drei Gefährten rückkehrten, sagten sie: „Maßang, du hast gewiß zu dulden gehabt.“ Er aber antwortete: „Ihr seid feig und habt gelogen, ich aber habe die Alte bezahlt. Auf! wir wollen ihr nachgehen.“

Sie folgten der Blutspur, welche sie zu einer furchtbaren Felsenhöhle führte, von großer Tiefe. Auf dem Boden derselben lag

die blutige Leiche der Alten, unter Haufen von Gold und Erz, unter Panzern und Schwerdtern.

Seht! sagte der Maßang, wie das Finstere in Finsternissen wohnt! Aber die Frage ist, wer will hinabsteigen und die kostbaren Sachen mir zureichen?" Die Gefährten entschuldigten sich und sagten; „Wir gehen nicht, denn gewiß ist die Alte eine Schumnu (Hexe.)“

Da ließ sich Maßang in die Tiefe hinab und reichte den Gefährten die Sachen. Die aber wurden geblendet von dem reichen Gute und sprachen untereinander: „Ziehen wir den Maßang hinauf, dann behält er Alles für sich; wir gehen lieber mit den Sachen davon, dann muß der Maßang sterben.“

„Treuloser Verrath!“ jammerte Maßang; soll ich hier sterben?“ Er suchte nach Speise umher, aber in der Höhle war nur Rinde zu finden. Maßang pflanzte darauf die Rinde in die feuchte Erde und sagte: „Bin ich ein wahrhafter Maßang, so müssen drei große Bäume aus diesen Rinden erwachsen.“

Nach diesen Worten legte sich Maßang zur Leiche der Alten, aber wegen der unreinen Verührung der Leiche schlief er mehrere Jahre.

Als er erwachte, ragten drei große Bäume bis über den Eingang der Höhle hervor, an welchen er freudig heraufkletterte.

Er begab sich alsbald nach der Hütte, wo er zuvor hatte gewohnt; die Hütte war aber verlassen. Da nahm er seinen eisernen Bogen und seine Pfeile, und machte sich auf, die Gefährten zu suchen. Diese hatten Häuser gebaut und Weiber genommen.

„Wo sind Eure Männer?“ fragte Maßang die Weiber. — „Unsere Männer sind auf der Jagd,“ versetzten die Weiber. Da ging Maßang hinaus dieselben zu suchen.

Sie kamen eben zurück und erzitterten heftig, als sie ihn erblickten und sprachen: „O! daß wir so übel gethan haben! Der Mafang wird uns tödten!“ Sie gingen zu ihm hin und sagten kniend: „du bist der Gerechte, wir aber haben gesündigt. O tödte uns nicht! Nimm unsere Häuser und Kinder und Weiber und all unser Gut, aber tödte uns nicht!“

Hierauf sprach Mafang: „Fürwahr Ihr waret nicht redlich! Aber behaltet, was Ihr habt, und lebt wie zuvor. Ich gehe den Vater zu lohnem.“ Und er zog weiter.

Die Gefährten sahen ihm traurig nach und sprachen: „Wie ist er so großmüthig. Wie ist der Geist in dem häßlichen Körper so hoch und so mild. Laßt uns werden, wie er ist!“

Mafang kam in ein unbekanntes Land. Da fand er einen Brunnen am Wege und aus dem Brunnen schöpfte ein herrliches Mädchen. Das Mädchen ging und wo es hintrat, sproßten wunderliebliche Blumen unter seinen Tritten hervor. Mafang folgte dem Mädchen nach, denn es war ihm, als zög es ihn nach.

Da kam er mit dem Mädchen in den Himmel und Schurmusta, der Beschützer der Erde, kam ihm entgegen und sagte: „Tängäri (Himmelssohn), ich habe dich lange erwartet; es ist gut, daß du herkommst. Wir haben täglich mit dem Heere der Schumnus zu streiten, welche die Erde wollen. Morgen sieh unserem Kampfe zu, übermorgen sei unser Gefährte. Die weißen Schaaren sind die Tängäris, die schwarzen aber die Schumnus.

Als am dritten Tage die weiße Schaar von der schwarzen bedrängt ward, spannte der Mafang seinen Bogen, zielte nach dem Auge des Führers der Schwarzen und traf ihn, daß er heulend entfloß und seine Gefährten mit ihm.

Churmusta sprach: „deine That ist belohnenswerth, aber geh und verrichte noch Eins. Durch einen kleinen Umweg gelangst du zur Höhle der Schumnus; geh ohne zu zagen und sprich: „Ich bin ein Menschenarzt.“ Führt man dich zu dem Schumnuchan, den Pfeil aus dem Kopfe zu ziehen, dann bewege den Pfeil, streue sieben Getreidearten gen Himmel und stoße den Pfeil tief in den Kopf.“

Maßang umherirrend gelangte an die Höhle und klopfte an die Thüre. Da trat ein altes Schumnuweib hervor mit feuerspeiendem Munde und fragte: „Was hast du gelernt?“ „Ich bin ein Menschenarzt,“ antwortete Maßang. Da wurde er in die Wohnung geführt, und betrachtete die Wunde des Chans und rüttelte an dem Pfeil. „Schon, sprach der Chan, ist mir viel leichter geworden. Da stieß Maßang plötzlich den Pfeil in die Wunde bis zu der Mitte hinein und streuete das Getreide gen Himmel, und klirrend fielen Ketten von Himmel. Während Maßang die Ketten ergriff, schlug ihm das feuerspeiende Schumnuweib mit einem eisernen Hammer auf die Brust, daß von dem Schlage sieben Sterne entstanden, und Maßang wurde an den Ketten gen Himmel gezogen. „O, sagte der Maßang, nun bin ich gestorben und kann dem Vater nicht lohnen!“

„Weil du den Schumnuchan getödtet hast und ein dankbarer Sohn bist, sollst du den Vater dennoch belohnen. Nimm die Tängäritochter und gehe mit ihr zur Erde zurück zum Vater, und lebe so lange mit ihr auf der Erde, bis hundert Jahr um sind.“

Das Mädchen nahm Maßang bei der Hand und sprach: „Ich will dich zur Erde hinführen.“

Als sie waren zum Vater gekommen, sagte die Tängäritochter: „Gib acht, was ich thue!“ Da schüttelte sie die rechte Hand und

Häufen von Gold und Erz fielen herab, dann schüttelte sie die linke Hand und es kamen Speisen und Getränke hervor. Hierauf ging sie in weiten Kreisen um die Hütte des Vaters, und es entstanden Lusthaine mit Fruchtbäumen, Wiesen und Blumen und Quellen. Darauf sagte sie: „Nun will ich deine Gemahlin werden,“ und berührte die Hörner und den Ruchschwanz, daß sie abfielen. „Siehe, sagte Sie, nun hast du genug den Vater zu lohnen!“

Als nun die Drei noch hundert Jahre in Frieden und Glück gelebt hatten, gingen sie zu Churmusta in den Himmel.

(3)

In einem glücklichen Lande herrschte Buchanas. Dieser Chan hatte von seiner ersten Gemahlin einen Sohn, der hieß Sonnenschein. Nach dem Tode derselben heirathete der Chan wieder und bekam einen Sohn, der hieß Mondschein.

Die Brüder liebten einander von Herzen, aber als sie erwachsen waren, sagte die Chanin zu ihrer Vertrauten: So lange der ältere Chans Sohn lebt, ist er der Erbe des Reichs und Mondschein hat nichts; ist aber der Ältere aus dem Wege, so wird er Chan. Erfinne ein Mittel.

„Das Mittel hab ich erdacht, versetzte die Vertraute. Nararani ist uns treu. Wenn der mit dem Chans Sohne jagt, soll er ihn heimlich umbringen.“

Mondschein vernahm diese Worte und sprach zu dem älteren Bruder: „dir steht meine Mutter nach dem Leben, damit das Reich ich erbe. Das ist nicht gut. Laß uns beide entfliehen!“

„Ich will entfliehen, versetzte der Ältere; du aber bleibe bei Vater und Mutter.“ — „Ich kann nicht bleiben, sagte der Jüngere, wo du bist, da will ich auch sein und nirgends anders.“

Als sie mit einem Sack voll Kuchen schon weit weg gezogen waren durch Ebenen und Berge, suchten sie einen Fluß und gelangten zuletzt an einen, der war vertrocknet. Da sank Wondschein kraftlos zur Erde. Aber der Bruder sprach zärtlich: verzweifle nicht und bleib hier. Ich gehe und suche Wasser auf jener Höhe."

Nach langem vergeblichen Suchen kam Sonnenschein wieder und fand den Bruder verschmachtet. Da klagte er weinend um den Bruder: „Ach, wärst du geblieben!“ Er bedeckte in zärtlicher Liebe die Leiche des Bruders mit Steinen, und als er den Segen des Wiedersiehens gesungen, wanderte er über zwei Anhöhen und kam an die Thür einer Höhle. Innerhalb der Höhle saß der weise und fromme Greis Arshi.

„Woher kommst du? fragte der Greis. Deine Gebehrden verrathen tiefe Nahrung.“ Der Jüngling erzählte ihm Alles.

Arshi nahm Heilmittel und Wasser und ging mit dem Jüngling zum Steingrabe des Bruders und brachte diesen ins Leben zurück.

„Werdet Beide meine Söhne,“ sprach der Greis und sie wurden es und blieben bei dem Alten. Der Alte unterrichtete sie in mancher Kunst und mancher Tugend, wovon Chans Kinder oftmals nichts lernen, und sie waren glücklicher, denn in dem Palaste des Vaters.

In diesem Lande herrschte ein furchtbarer Chan von großer Macht, aber mächtiger als er waren zwei Krokodile, welche die Quellen des Flusses verstopften, womit die Felder bewässert wurden, wosern ihnen nicht ein Jüngling geopfert wurde, geboren im Tigeryahre. Sie wohnten aber in einem Sumpfe nahe an den Quellen.

Es kam die Zeit des Opfers, aber man suchte vergebens nach

einem Sohne des Tigerjahres und das ganze Volk gerieth in Angst und Zagen.

Da traten Leute zum Chan und berichteten: „Nicht weit von hier, wohnt am Fluße der alte Arschî und hat einen Sohn des Tigerjahres. Wir sahen ihn, als wir das Vieh trântten.“

Nachdem das der Chan vernommen, sandte er zehn Boten mit Schwerdtern und sprach: „Geht ihn zu holen.“

„Was habt Ihr zu suchen? fragte Arschî, als sie an die Thüre klopfen.“ Der Chan, versetzten diese, spricht zu dir: „Du hast einen Sohn des Tigerjahres. Sende ihn mir; das Reich bedarf desselben.“

Arschî antwortete: „Wie könnt Ihr so sprechen? Wer sollte bei mir einsamen Alten wohl wohnen?“

So sprechend ging er hinein, verschloß die Thüre und versteckte den Jüngling in ein Faß, worin man Branntwein brennt, legte den Deckel darauf und verklebte die Rîgen. Als nun die Boten, zerkümmert die Thüre hineindrangen, Alles durchsuchten, den Jüngling aber nicht fanden, sagten sie: „Weil der Gesuchte nicht hier, soll auch im Hause nichts bleiben, und Arschî muß umkommen. So sprechend zogen sie die Schwerdter, aber der Jüngling sprach: „Haut meinen Vater nicht; ich bin hier.“

Die Boten nahmen ihn mit sich und Arschî blieb weinend und klagend zurück.

Da nun der Jüngling in die Wohnung des Chans trat, sah ihn die Tochter des Chans und wurde von Mitleid bewegt, schlang ihre Arme um seinen Nacken und sprach: „du darfst nicht sterben;“ und als man ihn fortführen wollte, ihn ins Wasser zu werfen, rief sie: „Werst ihn nicht, oder werst mich auch mit ins Wasser.“

Wegen dieser Worte ergrimimte der Chan und sprach: „Weil

diese Dirne so wenig bedacht ist für die Wohlfarth des Chanischen Reiches, so werde sie, mit dem Sohne des Tigerjahres zusammengebunden, den Krokodilen vorgeworfen."

Als nun der Jüngling mit dem Mädchen zusammengebunden ins Wasser geworfen war, sprach er: Warum mußt du sterben, du himmlisches, mitleidiges Mädchen; mich mochte man opfern, weil ich ein Sohn des Tigerjahres bin! — „Nein, du dankbares Herz, versehte das Mädchen, wie solltest denn du umkommen, da du aus Liebe und Dankbarkeit zu Urshi sprachst:" „Hier bin ich!" „Nein ich sterbe gern mit dir, da bleiben wir beisammen. Doch fürcht ich mich sehr." So sprachen sie,

Die gefräßigen Ungeheuer hörten diese Worte, und wie auch menschenwürgende Menschenungeheuer zuweilen Anwandlungen von Großmuth und Mitleid haben, so hatten sie dießmal die Krokodile, vielleicht weil sie schon übervollen Fraß gehabt hatten. Sie setzten Beide ans Ufer zurück.

„Komm, Jüngling, setz mit mir nach dem Palaste, und bleibe bei mir," sagte das Mädchen; er aber versetzte: „Hab ich meinen Vater Urshi gesehen, so komm ich, und ungetrennt leben wir alsdann beisammen."

Als der Jüngling an die Höhle des Greises kam, hörte er denselben laut jammern: „Mein Sohn! mein Sohn!"

„Jammre nicht, mein Vater, jammre nicht, rief draußen der Jüngling; es ist gerettet dein Sohn und steht draußen." Da öffnete Urshi die Thür, und sie lagen sich einander in den Armen und der Jüngling erzählte von dem Mitleide der Krokodile.

Als auch die Chanstochter wieder zu dem Palaste zurückgekommen war, wunderten sich der Chan und das Volk. Sie aber erzählte von dem Mitleide der Krokodile, und das Volk ging sich tief

verneigend dreimal um die Chanstochter herum und sangen ihr Lobgesänge.

„Es ist sehr gut, sagte der Chan zum Mädchen, daß du wieder da bist, aber der Sohn des Tigerjahres ist wohl umgekommen?“

„Nein, sprach das Mädchen, die Krokodile haben mir nur seiner Milde wegen das Leben geschenkt!“

„Das ist ein Wunder! riefen der Chan und das Volk, und der Chan gebot seinen Ministern: „Auf! bringt mir den Jüngling und seinen Vater Arshi mit Ehren und Freuden.“

Sie brachten dieselben und Mondschein nahmen sie auch mit, und das Volk wandelte neunmal um sie lobsingend herum.

„Wundervoller Jüngling, sprach der Chan, bist du wohl wirklich ein Sohn des Arshi?“ Der Jüngling antwortete: „Ich und dieser hier sind Söhne des Chans Süchanas. Weil meine Stiefmutter aus Liebe zum eigenen Sohn mich zu tödten beschloß, bin ich entflohen und begleitet von meinem jüngern Bruder aus Liebe, sind wir zu Arshi gekommen und sind seine Söhne geworden!“

„Edelherzige Jünglinge! edelherziger Greis! rief der Chan. Er überhäufte sie mit Ehren und Geschenken und gab dem ältesten Jüngling seine Tochter zur Gemahlin. Er sandte darauf die Drei mit großer Begleitung zum Chan Süchanas.

Als sie nahe zum Palaste desselben waren gekommen, schrieben sie diesen Brief:

„Zu dem chanischen Vater sind, zurückkehrend, beide Brüder gekommen.“

Seit vielen Jahren hatten Vater und Mutter über ihre Söhne gejammert, und waren im Jammer alt und finster geworden und einsam geblieben. Der Chan sandte viel Leute ihnen entgegen. Als aber die Chanin den Ältesten und seine himmlische Gemahlin

erblickte, und die Leute und Schätze, welche sie mitbrachten, ward ihre Mißgunst so groß, daß sie Blut spie und starb, denn das Glück der Guten ist das Unglück der Bösen.

(4)

Vor alter Zeit lebte ein Hausvater in einem blühenden Lande, der hatte drei Töchter, die abwechselnd die Kälber hüten mußten.

Als einst die älteste Tochter beim Hüten eingeschlafen war, ging ein Kalb verloren. Sie suchte das Kalb und kam zu einem Hause mit rother Thüre und ging hinein. Erst kam sie zu einer goldenen, dann zu einer silbernen, dann zu einer ehernen Pforte, und fand nun einen Käfig mit Gold und in dem Käfig saß eine weiße Eule.

„Was willst du?“ fragte der Vogel.

„Ich, war die Antwort, habe ein Kalb verloren, und bin gegangen es zu suchen.“

Der Vogel sagte darauf: „Werde meine Frau, dann sollst du dein Kalb finden, sonst aber nicht.“ Das Mädchen aber versetzte: „Eine Vogelfrau mag ich nicht werden, und sollt ich das Kalb nimmerdar wieder erlangen, denn die Vögel gehören zum Vieh.“

Am folgenden Tage war die zweite Tochter eingeschlafen und ein Kalb ging verloren. Sie kam auch zum Vogel und sollte seine Frau werden, sie aber sagte: „Ich mag nicht.“

Als es am dritten Tage der jüngsten Schwester nicht anders erging und sie zum Vogel ging, sagte dieser zu ihr: „Werde meine Frau, dann sollst du dein Kalb haben.“ Hierauf sprach

das Mädchen: „Dein Wille möge geschehen; ich bin es zufrieden. So wurde sie denn die Frau des Vogels.“

Nach einiger Zeit geschah es, daß ein dreizehntägiges Fest bei einem Tempel gefeiert wurde, und sich zum Zuschen eine Menge Menschen versammelte, die Vogelfrau auch mit darunter.

Unter den Weibern war sie die Erste, und unter den Männern war Einer, der auf einem Schimmel um die Versammlung herumritt und alles Volk rief: „Der ist der Erste.“

Der Vogel fragte die zurückgekommene Frau: „Welche waren wohl unter den versammelten Männern und Weibern die Ersten?“ Die Frau sprach: „Unter den Männern war es Einer, der auf einem Schimmel herumritt, den ich aber nicht kannte, unter den Weibern aber war ich es selbst wohl.“

Dasselbe geschah eilf Tage immer wieder. Am zwölften Tage aber saß die Vogelfrau neben einer Alten, die fragte: „Wer wird wohl heute der Erste sein?“ Darauf versetzte sie: „Unter den Männern ist es der auf dem Schimmel, unter den Weibern bin ich es. O, wär ich mit diesem Manne verbunden, aber mein Gemahl ist nur ein Vieh, denn er ist nur ein Vogel.“

So sprach sie weinend. Aber die Alte versetzte: „Sprich nicht dergleichen Worte. Der Reiter auf dem Schimmel ist ja eben dein Gemahl.“

Geh morgen nicht in die Versammlung, sondern verbirg dich im Hause, bis dein Gemahl das Vogelhaus verläßt, den Schimmel aus dem Stalle zieht, und in die Versammlung reitet. Verbrenne alsdann das Vogelhaus, so wirst du ihn immer in seiner wahren Gestalt erblicken.

Die Frau that, wie ihr gerathen ward und verbrannte das Vogelhaus. Als der Mann nun nach Hause zurückkam, wunderte er sich, daß die Frau schon da war. Dann fragte er: „Wo ist mein Vogelhaus?“ Die versetzte: „Ich habe es verbrannt.“ — Der Mann aber klagte und sprach: „Himmel! das ist sehr übel. Das Vogelhaus war meine Seele; gleichwie bei Andern ihr Gold, ihre Kleider, ihr Ehrenstand ihre Seele sind.“ Da klagte die Frau mit ihm und sprach: „Was ist nun wohl anzufangen?“ Darauf versetzte der Mann: „Jetzt gibt es keinen andern Rath mehr, als daß du hinter die Thüre dich setzt, und Tag und Nacht mit dem Schwerdt raselst. Hört das Raseln auf, so kommen die Eschädkürs und reißen mich fort. Sieben Nachtzeiten kämpfe ich gegen die Eschädkürs.“

Nach solchen Worten sperrte die Frau ihre Augenlieder mit Hölzern auseinander und nahm das Schwerdt und raselte damit. So durchwachte sie sechs Nachtzeiten. Aber in der siebenten Nacht fielen ihr die Augen nur einen halben Augenblick zu, und plötzlich rückten die Eschädküren den Vogelmann hinweg. Da lief ohne Nahrung, sinnlos und jammernd die arme Vogelfrau umher und rief: „O mein Vogelmann! mein lieber, lieber Vogelmann!“

Als sie lange, lange gesucht, hörte sie des Gemahls Stimme aus einem Flusse. Sie lief auf den Fluß zu und erblickte den Gemahl neben einem Eschädkürriesen, der hatte siebentausend Paar Stiefeln auf dem Rücken. „Ueber dein Wiedersehen und deine Treue bin ich gar hoch erfreut! sprach der Vogelmann. Ich muß Wasser für die Eschädküre tragen, und habe alle diese siebentausend Paar Stiefeln bei dieser Arbeit verbraucht. Hast du mich lieb und willst mich wieder haben, so eile zurück und

baue mir ein neues Vogelhaus, und weiche es mit Seegenssprüchen zur Seele. Dann kann ich zurück."

Schnell wie der Wind verschwand er bei diesen Worten. Die Frau aber eilte nach Hause, machte ein Vogelhaus und weihte es ein.

Da erschien der Vogelmann auf dem Dache des Hauses und ging in sein Vogelhaus. Aber da erhielt er seine Gestalt, die er reitend auf dem Schimmel gehabt hatte, und sagte: „Nun bleib ich immer bei dir, wie ich jetzt bin; denn du hast mir durch deine treue Liebe die Seele wiedergegeben, denn treue Liebe ist die Seele des Lebens, und darum bist du meine Seele von jetzt an."

(5)

Ein Chans Sohn verliebte sich in ein Mädchen voll Schönheit und Tugend und Geist, das zwei Meilen weit von ihm wohnte, und sagte: „Du bist meine Gemahlin!" Das hielt er aber noch heimlich, denn das Mädchen war nur die Tochter eines gemeinen Hausvaters.

Der Chanssohn starb, ohne daß das Mädchen davon erfuhr. In einer Nacht, da eben der Mond war aufgegangen, hörte es an der Thüre klopfen und der Chanssohn trat herein. Da ging es ihm freudig entgegen und bewirthete ihn mit Arack und Kuchen.

„Gemahlin, sprach des Chans Sohn, komm mit mir.“ Sie folgte ihm und Beide gelangten zur chanischen Wohnung, aus welcher ein Schall von Klangbecken und Pauken hervordrang.

„Chan, was ist das? fragte die Gemahlin. „Weißest du das nicht? antwortete dieser; es wird mein Leichendienst gehalten.“

„Dein Leichendienst? sagte sie betroffen; was ist denn dem Sohne des Chans widerfahren?“ — „Er ist verschieden, war die Antwort, und wird dich in jeder Vollmondsnacht besuchen.“

„Wie aber, fragte sie, wirst du mich können besuchen, wenn du verschieden bist?“

„Weißest du nicht? versetzte der Verschiedene, daß treue Liebe nimmer vercheidet, sondern dauert bis über das Grab!“ Damit verschwand er. Sie aber jammerte ihm laut nach und rief: „Chan! Chan! kehre wieder. Ach warum bist du verschieden!“

Als im nächsten Vollmond der Verschiedene wieder zu ihr kam, sagte sie mit Thränen: „Es ist schön, daß du in jeder Vollmondsnacht zu mir kommst, allein viel schöner wär es, du könntest alle Nacht zu mir kommen! Darauf erwiederte der Chans Sohn: „Wenn du Muth hättest, dann könnt ich wohl kommen; aber du bist noch zu jung und wirsts nicht vollbringen!“ — Darauf sprach sie: „Treue Liebe wagt Alles, und selbst das Leben; ich will es vollbringen!“

Der Chans Sohn sprach hierauf: „So begib dich denn in der nächsten Vollmondsnacht eine Meile von hier zu dem Eisenalten und reiche ihm Urack. Hierauf gelangst du zu zwei großen Widern; ihnen gib diesen würzigen Kuchen. Weiter triffst du auf einen Haufen Bewaffneter mit Panzern und Rüstungen, diesen gib Fleisch und Kuchen. Von dort gelangst du zu einem großen schwarzen Gebäude mit Blure bedeckt und statt der Fahne ist eine Menschenhaut aufgestellt. An der Thüre des Hauses stehen zwei Höllendiener, welchen du Ehrenopfer von Blut reichen mußt. Jetzt gelangst du ins Haus und triffst neun schreckliche Beschwörer und neun Herzen, die stehen um einen Chanschron und eins darunter ist noch frisch und blutend, die andern achte sind alt. Das sind aber die Herzen von Chanen und ihren Söhnen. Die acht Alten aber werden rufen: „Nimm mich! Nimm mich! Das frische aber wird rufen: „Nimm mich nicht!“ Das aber sollst du nehmen, denn es ist mein Herz, das

mit lauff eilends zurück, aber du darfst dich nicht umsehen. — Hast du dieß Alles vollbracht, dann darf ich allnächtlich zu dir kommen.“

Zwar das Mädchen fürchtete sich sehr, aber die Liebe besiegte die Furcht, und es ging in nächster Vollmondsnacht, theilte die Opfer aus und gelangte in das Gebäude. „Nimm mich nicht, rief das frische Herz, aber das Mädchen nahm es dennoch und eilte mit demselben davon.

Die neun Beschwörer liefen nach und riefen: „Haltet! haltet, den Dieb des Herzens!“ aber die beiden Höllendiener sagten: „Wir haben Blut zum Ehrenopfer bekommen; wir halten nicht!“ Die Beschwörer riefen den Bewaffneten zu; die aber sagten: „Wir haben Kuchen und Fleisch bekommen; wir halten nicht. — Jene riefen den Widbern zu, die aber sprachen: „Wir haben würzigen Kuchen bekommen, wir halten nicht.“ Da riefen sie dem Eisenalten zu, der aber sagte: „Ich habe Krack bekommen und halte sie nicht!“

Jetzt ging das Mädchen nach Hause ohne Furcht, und als es hineintrat, stand der Chanssohn im Feierkleide da und umschlang den Nacken des Mädchens und sprach: „Nun hab ich mein Herz wieder und bin wieder durch treue Liebe lebendig.“

Sie gingen hierauf zu den Aeltern des Jünglings, welche heftig erschracken. Aber der Jüngling erzählte, was sich hatte begeben, und wie ihn das treue Mädchen wieder lebendig gemacht hätte. Da wurde es seine Gemahlin.

(6)

In früher Zeit lebte der Sohn eines Priesters, der verkaufte seinen Aker und kaufte dafür drei Klästern Tuch, Handel damit zu treiben und reiste in ein anderes Land.

Auf dem Wege sahe er einen Haufen Kinder, die hatten eine Maus an einer Schnur und warfen sie ins Wasser und zogen sie wieder heraus. Da hat er die Kinder barmherzig zu sein und die Maus laufen zu lassen, die aber sagten trotzig: „Was geht das dich an? Wir lassen sie nicht!“ Da gab er ihnen eine Klasten des Tuches und die Maus war befreit.

Bald darauf fand er einen Haufen anderer Kinder, die hatten einen jungen Affen gefangen, den schlugen sie und schlugen ihn sehr, und jagten: „Spring! spring ordentlich! spring besser!“ Aber der junge Affe konnte es noch nicht und machte jammervolle Gehehrden.

Der Mann erbarmte sich des Affens und wollte ihn losbitten, aber weil ihn die Kinder nicht losließen, gab er ihnen die zweite Klasten Tuch, da ließen sie ihn los.

Weiter davon hatte ein Haufen Knaben einen jungen Bären, auf welchem sie ritten und ihn prägerten. Da mußte er sein letztes Tuch hingeben, ehe sie den Bären in den Wald ließen.

Nun hatte der Mann nichts zu handeln und nichts zu zehren und dachte: „Was soll ich nun anfangen?“

Als er so denkend weiter ging, fand er auf einer Schilfwiese ein großes Stück seidenes Zeug mit Goldblumen durchwirkt, das war sehr kostbar. „So hat denn, sprach er zu sich selbst, der Himmel das Tuch siebenfältig ersetzt, um der Barmherzigkeit willen, die du geübt hast.“ Aber bald dachte er anders.

Es kamen Leute daher und sahen das Zeug und fragten: Woher hast du das kostbare Seidenzeug? Das Zeug ist mit andern Stücken aus der Schatzkammer des Chans gestohlen. Nun haben wir endlich den Dieb gefunden; aber, wo hast du die anderen Sachen?“

Sie führten ihn vor den Chan, welcher sprach: „Weil du so Unziemliches begangen, so lege man dich in einen großen Kasten, den man mit einem Nagel von Holze verschließe, gebe dir zwei Brodte mit und werfe dich ins Wasser.“

Also geschah es. Aber der Kasten blieb bald hängen am Ufer. Die Luft im Kasten ward bewegt, und der Priestersohn wäre beinahe erstickt, aber da knasperte Etwas am Holznagel und rief ihm zu: „Nun drücke ein wenig am Deckel!“ und als er drückte, wurde es eine kleine Spalte und der Eingesperrte bekam ein klein wenig Luft und erkannte durch die Spalte die Maus, welche er losgekauft hatte.

Die Maus sprach zu ihm, halte dich noch ein wenig, bis ich meine Gefährten herbeirufe; für mich allein ist es zu schwer!“

Die Maus kam mit dem Affen und mit dem Bären. Der Affe erweiterte die Spalte so viel, daß der Bär mit seiner Prage hineinkonnte und darauf den Kasten mit Gewalt aufbrach, daß jetzt der Mann herauskonnte und sich auf einem Rasenplatze mitten im Flusse niederließ. Alle drei Thiere brachten ihm hierauf Obst und allerlei Speisen.

Am andern Morgen erblickte der Mann am Ufer einen hellen Schein und sandte den Affen hin. Der Affe brachte ihm einen glänzenden Stein, der ein Wunderstein war.

Da wünschte sich der Mann ans Land, und als er auf dem Lande war, wünschte er sich einen Palast und alsbald stieg mitten auf einem großen Platze ein Palast empor mit allen Gebäuden, Thieren und kostbaren Geräthen, und mancherlei Bäume standen umher, und Springbrunnen trieben lieblich helles Wasser aus Marmorbecken gen Himmel. In diesem Palaste wohnte er nun und behielt seine drei Thiere bei sich.

Nach etniger Zeit kamen Kaufleute nach dieser Gegend, die staunten, sagend: „Wo kommt der Palast her? Hier war sonst ein wüster Plaz!“ Sie befragten den Priesterssohn und dieser zeigte ihnen den Wunderstein und erzählte ihnen alle seine Schicksale.

Da sprach der Eine: „Nimm Alles, was wir haben, nur laß uns den Stein.“ Gutmüthig gab er ihnen den Stein, und ließ ihnen auch ihre Ladungen, „denn, sagte er, ich bin ja glücklich und reich genug!“

Die Kaufleute waren aber nicht dankbar wie die Thiere, denn sie waren nur Kaufleute, und die Gutmüthigkeit hielten sie wie Viele, die nicht Kaufleute sind, für Einfalt.

Als am andern Morgen der Priesterssohn erwachte, saß er im Fluße auf dem Grasplaze und war Alles verschwunden.

Indem er trauernd da saß, kamen die Thiere und fragten: „Was ist dir geschehen?“ Als er ihnen erzählt, sprachen Jene: „Du bist fürwahr zu beklagen; aber sprich, wohin ist der mit dem Steine gegangen? — Wir wollen ihn suchen gehen.“

Als sie nun zu dem kamen, der den Wunderstein hatte, sagten Bär und Affe: „Maus, schau umher, wo sich der Wunderstein findet!“

Die Maus schlüpfte durch alle Löcher und kam in ein geschmücktes Gemach, wo der Kaufmann schlief, welcher den Stein bekommen hatte. Der Stein hing am Ende eines Pfeiles, und der Pfeil steckte in einem Reißhaufen, und neben dem Reißhaufen lagen zwei angebundene Kagen. Da wagte die Maus sich nicht an den Wunderstein, und sagt es den Gefährten.

Der Bär war immer träge und daher immer dumm, weil Beides zusammengehört, und sagte: „So ist also kein Mittel

mehr; laßt uns demnach zurückkehren. Der Affe aber widersprach ihm, sagend: „Wohl gibt es vielleicht noch ein Mittel. Maus! gehe zu dem Kaufmann und benage ihm sein Haar, und in der nächsten Nacht siehe, wer neben dem Rißen des Kopfes wird aus gebunden sein.“

Als am nächsten Morgen der Kaufmann sein Haupthaar benagt fand, band er zu Abend die Ketten ans Kopfkissen an.

Die Maus konnte aber in der nächsten Nacht nicht an dem Pfeil zum Wunderstein hinan. „Nun, sagte der Bär, da gibt es denn weiter kein Mittel; kommt, laßt uns umkehren.“ Der Affe aber sagte: „Wohl gibt es dennoch ein Mittel; laßt uns nur nicht gleich verzagen. Maus! gehe und durchwühle den Hausen Reiß bis der Pfeil umfällt, dann bringe den Stein im Maule hieher.“

Die Maus schleppte den Wunderstein bis zum Loche, sie konnte ihn aber nicht durchbringen, denn der Stein war zu groß. Das klagte sie denn den Gefährten. „Nun, sagte der Bär, so gibt es weiter kein Mittel, und wollen wir wieder nach Hause, denn der Affe und ich können doch nicht durch das Mauselloch kriechen.“ Aber der Affe erweiterte das Loch mit seinen Pfoten, bis die Maus mit dem Steine hindurchkonnte.

Jetzt wanderten sie zurück, und da sie durch einen Fluß kamen, setzte sich die Maus ins Ohr des Bären, der Affe aber, den Wunderstein in dem Munde, auf den Rücken desselben.

Als sie in den Fluß kamen, rühmte sich der Bär, daß er auch einmal Etwas that und sagte: „Seht! ist das nicht gut, daß ich Euch alle Dret tragen kann: Affe, Maus und Wunderstein? Aber das macht, weil ich stärker bin als Ihr.“

So sprach er noch Mancherlei, aber Keins antwortete ihm, denn die Maus schlief vor Müdigkeit von der vielen Arbeit, und der Affe hatte den Stein im Munde.

Als nun keine Antwort erfolgte, wurde der Bär recht groß und sagte: „Wollt Ihr nicht antworten, so werf ich Euch beide ins Waßer.“

„Thue es nicht!“ sprach der Affe; und der Wunderstein fiel aus dem Munde ins Waßer.

Als sie jetzt über den Fluß waren, zürnte der Affe, sagend: „Du, Bär, bist doch wahrlich ein dummes Thier!“ Da erwachte die Maus und fragte: „Was gibt es?“ und der Affe erzählte Alles und sprach: „Den Stein aus dem Waßer zu bringen ist schwerer als Alles. Jetzt wollen wir fortgehen, dahin und dort hin.“ Die Maus aber versetzte: „Ich will es versuchen, den Stein aus dem Waßer zu bringen. Ihr Beiden sehet Euch weiter ab.“

Die Maus lief längs des Flusses auf und ab, gleichsam als wäre sie ängstlich; da sprachen die in dem Waßer, „Maus, was hast du für Unruhe?“

Die Maus sprach: „Wißt Ihr denn das nicht einmal, daß ein großes Heer anrückt, das alle Waßerbewohner aus dem Waßer will treiben?“

„O Unglück, riefen die Waßerbewohner; so rathe denn, was nun zu thun sei.“

„Es bleibt, sprach die Maus, kein anderes Mittel, als Steine herbeizutragen und am Ufer einen Damm aufzuführen.“ So sprach sie, und die im Waßer brachten Steine aus der Tiefe des Flusses, und endlich brachte ein großer Frosch den Wunderstein und sagte: „Der Stein ist recht schwer!“

„Maus, du bist klug,“ sagte der Affe, als der Stein da war. Darauf kamen sie bald zum Priesterssohn, der aber kaum noch lebte. Als er aber den Stein wieder hatte, wünschte er sich ans Land, wünschte dann wieder einen Palast, geschmückt wie der erste, und noch mehr.

Den Stein ließ er nun nicht mehr von sich, aber die drei treuen Gefährten auch nicht. Der Bär aß und schlief; der Affe aß und tanzte und die Maus aß, und schlüpfte durch alle Winkel und Löcher, und der Priesterssohn litt keine Raze im Palaste.

(7)

Es herrschte in uralter Zeit ein mächtiger Khan über ein großes Land voller Marktplätze, in welchen viel Volks lebte. Das Land war sehr fruchtbar, wenn der Fluß übertrat, der durch das Land floss und die Felder durch Ueberschwemmungen fruchtbar machte. Der Fluß trat aber nicht alle Jahr über, und dann kam über das Land großes Elend und Hunger. Das machten aber zwei böse große Krokodilfrösche, die wohnten an den Quellen des Flusses, in einem großen Sumpfe.

Die Frösche fraßen gern Menschenfleisch. Da mußte man ihnen von Zeit zu Zeit einen Menschen in den Sumpf werfen, an welchem sie eine zeitlang zu zehren hatten, wenn aber das nicht geschah, so verstopften sie die Quellen des Flusses und dann verdorrte das Land. Dann warf man einen Menschen, den das Loos traf, in den Sumpf, worauf sie das Wasser wieder frei ließen.

Einst traf nun das Loos den Khan selbst, den Fröschen zur Mahlzeit geliefert zu werden. Der Khan hätte nun gern ein Paar

Duzend der Unterthanen den Fröschen zur Mahlzeit gegeben, aber das ging zur selben Zeit und in selbigem Lande gar nicht, denn die Unterthanen waren hochmüthig und keck und meinten: Gottes Wille und Fürstenwille seien zweierlei Ding, und sie brauchten sich nicht so allein freßen zu lassen, sondern die Großen seien so lange sterbliche Menschen, als der Todt sie noch fräße. Kurz es waren verzweifelte Leute.

Also sollte der Khan den Fröschen überliefert werden, und obwohl derselbe behauptete, das ganze Land und die ganze Welt ginge zu Grunde, wenn Er nicht mehr regiere, so wollten die Unterthanen doch kein Wort davon glauben, und half deshalb kein Weigern.

Der Khan wollte sich den Fröschen ausliefern lassen, aber sein Sohn, ein hochherziger Jüngling, gab es nicht zu. Jetzt gab es einen Wettstreit der Ehre, der Liebe, der Zärtlichkeit.

„Ich bin alt, mein Sohn, sagte der Vater; bleibe du und herrsche nach den Gesetzen! Ich aber will gehen, weil es anders nicht sein kann.

„O Längäri (Himmelsabkömmling), rief der Sohn, das geht nicht an. Du hast mich mit Sorgfalt gepflegt; jetzt muß ich dir danken! Wenn Khan und Khanin zurückbleiben, was bedarf es denn meiner, zumal da der Brüder noch drei sind!“ So sprach er, und das Volk wandelte jammernd um ihn im Kreise herum *), und begab sich dann wieder zurück.

Der Sohn des Khans hatte von früher Kindheit an einen Gespielen gehabt, den Sohn eines armen Mannes, mit welchem

*) Nach der Sitte der Lama Religion, wo ein Fürstensohn, der sich fürs Volk aufopfert, wie ein göttliches Wesen angesehen wird; ich denke mit großem Recht.

er aufgewachsen war und gelebt hatte. Er ging zu diesem und sprach: Lebe nach dem Willen der Aeltern und lebe vergnügt! „Ich gehe zum Besten des Reichs, mich von den Fröschen verzehren zu lassen.“

Der Sohn des armen Mannes sagte: du Khansohn! Ich bin mit dir aufgewachsen; wir haben zusammen gespielt, wir haben zusammen gelebt; so laß uns, wenns sein muß, zusammen auch sterben.“

Beide machten sich auf und gingen zu den Fröschen und kamen an den Rand des Sumpfes. Da hörten sie die beiden Frösche, deren einer gelb und der andere blau war, über mancherlei Dinge sprechen. Da sagte der gelbe Frosch: „Der Khans Sohn und sein Begleiter werden kommen, die sollen uns eine köstliche Speise sein. Aber wüßten die Beiden es, wenn sie Jeden von uns den Kopf mit dem Schwerdte zerspalteten und der Khansohn mich gelben Frosch verzehrte, und des armen Mannes Sohn dich blauen Frosch, daß sie dann Gold und Erz speien würden, so viel sie wollten, und würden hohe Männer werden, und würden die Quellen nicht mehr verstopft, das wäre für uns sehr übel.“

Der Khansohn verstand die Sprache von allen Geschöpfen, und also begriff er die Rede der Frösche. Und als die Frösche Menschenfleisch witterten und die Köpfe an dem Rande des Sumpfes hervorstreckten, da zerspalteten sie die Köpfe der Frösche und aßen sie, und ging ihnen Gold und Erz aus dem Munde nach Herzenslust.

Der Gefährte sprach nun: „Die Frösche sind beide getödtet; der Lauf des Flusses wird nicht mehr gehemmt; laß uns also nach unserm Lande zurückkehren.“

Doch der Khansohn verstattete dieß nicht und sprach: „Rehren wir nach unserm Lande zurück, dann wird es heißen: „es

sind Gespenster gekommen, und alles Volk wird fliehen vor uns; laß uns lieber noch weiter ziehen, es wird uns nichts fehlen, denn wir haben Gold und auch Erz."

Als sie darnach wandelnd über einen Berg zu einer Brantweinbütte gelangten, in welcher zwei Weiber von reizender Bildung wohnten, Mutter und Tochter, da sprachen sie also: „Wir wollen Brantwein kaufen!“ Die Weiber fragten: „Was habt Ihr für Brantwein zu geben?“ Da spien sie Gold und Erz, und die Weiber ließen die Wanderer in die Hütte, reichten ihnen Brantwein in Menge, machten sie trunken, warfen die Trunkenen aus der Hütte hinaus und behielten das Gold und das Erz.

Beide erwachten und zogen weiter bis an die Mündung eines Flusses, und wurden in einem Hain einen Haufen zankender Kinder gewahr. „Vorüber, sprachen sie, zankt Ihr Euch wohl?“

„Wir haben, hieß es, im Walde hier eine Mücke gefunden und Jedes begehrt sie.“

„Wozu, fragten die Wanderer, dient denn die Mücke?“

Diese Mücke hat die Eigenschaft, versetzten die Kinder, daß, wer sie aufsetzt, weder von Tängäri, noch Menschen, noch Thiergeschädtern gesehen kann werden."

„Nun, so begehrt Euch denn bis an das Ende des Waldes und kommt laufend zurück. Ich verwahr indeßen die Mücke und reiche sie dem Ersten von Euch, der von dem Laufe zurückkommt.“

So sprach der Rhansohn, und die Kinder liefen, aber fanden die Mücke nicht, denn der Rhansohn hatte sie auf den Kopf des Bergleiters gesetzt. „Eben war sie doch da, sprachen die Kinder, und jetzt ist sie weg.“ Nachdem sie die Kinder, ohne sie zu finden, gesucht, gingen sie jammernd zurück.

Gene zogen noch weiter und fanden in einem Walde einen Haufen zankender Eschädkürn und sprachen: „Vorüber zankt Ihr Euch wohl?“

„Ich, riefen sie Alle, habe mich dieser Stiefel bemächtigt!“ „Wozu dienen diese Stiefel?“ fragten sie.

„Wer diese Stiefel anzieht, versehen die Eschädkürn, erreicht das Land, das er wünscht.“

„Nun, hieß es, so begeht Euch an jenen Weg, und wer zuerst laufend hieher kommt, soll diese Stiefel bekommen.“

Auf diese Worte liefen die Eschädkürn, aber die Stiefel waren in den Busen des Begleiters gesteckt, der auf dem Kopfe die Mütze hatte. Die Eschädkürn sahen die Stiefel nicht mehr, suchten vergebens und gingen zurück.

Hierauf zogen der Fürst und sein Begleiter die Stiefel an, Jeder weder Einen, und wünschten sich nach dem Wahlplatze eines khanischen Reichs. Sie wünschten und kamen an, und legten sich schlafen, und früh am Morgen erwachend, befanden sich Beide in der Höhlung eines großen Baumes, mitten auf dem Wahlplatze des Reichs, wo eben das Volk versammelt war, einen heiligen Baling zu werfen. „Auf weißen Kopf der Baling fällt, sagte das Volk, der sei unser Khan.“

So sprachen sie werfend, aber der Baling des Schicksals fiel auf den Baum.

„Was ist das? sprach das Volk verwundernd; erwählet zum Khan ist ein Baum?“ — „Laßt uns sehen, hieß es von Andern, ob nicht der Baum etwas Fremdes verberge?“

Als sie nun nachsahen, traten der Khansohn und der Begleiter hervor. Aber das Volk stand im Zweifel und fragte: „Wer soll denn nun Khan sein?“

„Laßet es den sein, sprach der Begleiter, denn er ist schon eines Khans Sohn und speiet Gold, ich aber bin eines armen Mannes Sohn und speie nur Erz.

Da sagte das Volk: „So soll er denn Khan sein, du aber sei sein Minister.“

In der Nähe des khanischen Palastes befand sich ein hohes Gebäude und jeden Tag begab sich die Khanin dahin. „Warum, achte der Minister, geht wohl jeden Tag in diese Wohnung die Khanin?“

So denkend setzt er die Mütze auf und folgte der Khanin durch die geöffnete Thüre von einer Treppe zur andern, bis zu dem Dache hinauf. Sie legte Kissen und Polster aufeinander, bereitete mancherlei Getränke und Speisen und zündete zum Wohlgeruch Weihrauch und Kerzen an. Der Minister aber setzte sich mit der unsichtbar machenden Mütze in einen Winkel und blickte nach allen Seiten umher.

Bald darauf entschwebte dem Himmel ein großer reizender Vogel. Die Khanin empfing ihn mit duftenden Kerzen. Der Vogel setzte sich erst auf das Dach und sang lieblich, dann kam er zur Khanin und lagerte sich auf die seidenen Polster und genoß von den Speisen und Getränken.

Der Vogel sprach mit der Khanin und sagte: „Nun bist du Gemahlin des Khans, den dir das Schicksal beschied; doch was hältst du von ihm? Die Khanin antwortete: „Ich kenne den Fürsten zu wenig, um von seinen Vorzügen und Mängeln zu sprechen.“

Die Zeit war vorübergegangen; die Khanin hüllte sich in ihre Kleider und ging in den Palast zurück.

Am folgenden Tage folgte der Minister der Khanin wie das vorigemal und vernahm diese Worte: „Morgen will ich als Wun-

der Vogel, deinen Gemahl besuchen.“ Die Khanin aber sprach:
 „Es sei also.“

Als die Zeit vorüber war, kehrte die Khanin zurück, aber der Minister erzählte seinem Herrn Alles, und sie hielten Rath, den Vogel zu tödten. Als nun am andern Morgen der Vogel kam, fing ihn der Minister, der die Mäße aufhatte, und der Khan hieß ihm mit dem Schwerdte den Kopf ab. Dann wurde der Vogel ins Feuer geworfen, und als er anfang zu brennen, verwandelte er sich und wurde zum Jüngling von unvergleichlicher Bildung. Als der Jüngling erkannt ward, war er der Bruder der Khanin.

Unsichtbar in der Mäße ging oft der Minister umher und sah, was sich begab. Sich nahend einem Hause erblickte er durch eine Spalte der Thür einen Menschen, der ein Eselsbild ausbreitete und sich auf dem Bilde umherwälzend, erhielt er die Gestalt eines großen Esels und lief als Esel umher und schrie wie ein Esel. Dann wälzte er sich von neuem und erschien wieder in Menschengestalt. Zuletzt nahm er das Papier, rollte es zusammen und steckte es in die Hand eines Burchans (Götzenbild).

Der Mann kam heraus; der Minister aber ging unsichtbar hinein und eingedenk der schlechten That in der Branntweinschütte, geht er zu der Branntwein verkaufenden Mutter und ihrer Tochter und sprach mit verschlagenen Worten: „Euch für Eure Wohlthat zu lohnem bin ich zu Euch gekommen.“ Mit diesen Worten reichte er den Weibern drei Goldstücke, und die Weiber sprachen: „Du bist wirklich ein guter Mensch, aber wie bist du wohl zu dem Golde gekommen?“

Der Minister antwortete: „Hin und her mich wälzend auf diesem Papiere, habe das Gold ich erlangt.“

Nach diesen Worten sagten die Weiber: „So vergönne uns doch, daß wir uns ebenfalls wälzen.“ Beide wälzten sich und wurden in Esel verwandelt.

Der Minister führte die Esel zum Khan und der Khan sprach: „Gib sie hin, daß sie Erde und Steine tragen, so sind sie bestraft.“ So sprach er, und die Esel mußten drei Jahre Erde und Steine tragen und ihr Rücken ward wund und mit Blut und Eiter bedeckt. Da sah der Khan ihre Augen voll Thränen und sprach zu dem Minister: „Quäle die Thiere nicht mehr, sie sind nun genug gestraft.“

Hierauf holte der Minister das Papier, und als sie sich darauf herumgewälzt hatten, waren sie zu zwei zusammengeschrumpften Weibern geworden. Aber der Khan ließ sie ernähren.

29. Rodadad.

Ein König von Babylon war gewaltig mächtig, denn er war ein König und hatte viele Titel, und das ganze große Land, welches nach seinem Bedünken bloß für ihn geschaffen war, stand ihm mit allen Menschen und Schätzen zu Gebote. Also wollte er überall seinen Willen haben, eben sowohl als der liebe Gott, oder noch ein Bißchen mehr. Uebrigens war er, bis auf die ungnädigen Launen, ein sehr gnädiger Herr, und seine Unterthanen liebten ihn, und waren unmenschlich patriotisch. Auch war ihnen der Patriotismus zu allem Ueberfluß noch anbefohlen.

Er hatte von seinen Gemahlinnen neun und vierzig Prinzen, die schönsten, scharmantesten und liebenswürdigsten jungen Herrn in

der Welt. Er wollte aber nun durchaus funfzig Prinzen haben, damit das halbe Hundert voll sei, und als die zuletzt genommene Gemahlin ihm auf seinen Befehl den funfzigsten nicht brachte, fing er an sie zu verabscheuen, und verstieß sie nicht nur als eine Ungehorsame und Widerspenstige, sondern wollte auch die Erde von solch einem Ungeheuer gesäubert wissen, und der Großvezier hatte alle Beredsamkeit nöthig ihr nur das Leben zu retten, und ihr einen Aufenthalt bei dem König Samer, ihrem Verwandten, zu bewirken.

Sie war aber wirklich guter Hoffnung von ihrem Gemahl und brachte einen Prinzen, zehnmal so schön und liebenswürdig vom ersten Lebenstage an, als seine Brüder allzumal. Als das der König von Babylon erfuhr, war er sehr froh, denn sein Wille war ja geschehen. Er befahl ihn Kodadad zu nennen, und ihn bestens zu erziehen, bis er ihn zu sich fordern würde.

Kodadad lernte Alles, was ein Prinz wissen muß, reiten und fechten, schwimmen und jagen und schießen und so zierlich und hofmanirlich und fürstlich seine Worte und Redensarten setzen, daß er schon im achtzehnten Jahre ganz vollkommen und allgemein bewundert ward. Vor Allem aber zeichnete sich sein edler, angestammter Heldenmuth aus.

Eines Tages trat er vor seine Frau Mutter und redete also: „Gnädigste Frau! mir ist es hier schon lange zu enge. Ich fühle, daß ich aus königlichem Blut stamme und es unrühmlich für mich ist, hier der Ruhe zu pflegen, indeßen der König, mein Herr Vater, von seinen neidischen Nachbarn angefallen wird. Meine Brüder werden den Ruhm seiner Schlachten mit ihm theilen; aber warum würdigt er mich nicht an seiner Seite zu fechten? — Ich will als ein Unbekannter meine Dienste ihm anbieten; er wird sie annehmen, und wenn ich tausend ruhmwürdige Thaten werde gethan

haben, dann wird er seiner mich werth finden, und dann erst will ich mich ihm entdecken.

Diese Rede machte auf seine Mutter und auf den König Samer gewaltigen Eindruck und sie ließen ihn ziehen, obwohl die Mutter viel Thränen weinte.

Kodadab ritt ein milchweißes Pferd mit Zügel und Hufeisen von Gold, und blauer Atlasdecke mit Perlen überstreut. Der Griff seines Schwerdts war ein einziger Diamant, und Rubinen besetzten die silberne Scheide. Köcher und Bogen, die er auf den Achseln trug, waren mit Steinen und Perlen besetzt. Nur waren nach seinem ungemeinen Scharfsinn die Schneide des Schwerdts und die Spitze der Pfeile nicht damit besetzt.

In diesem Aufzuge sahe man gleich, was für eine Art Prinz er war, und so konnte es keine Schwierigkeit haben, dem Könige von Babylon vorgestellt zu werden, welcher von seiner schönen Liebenswürdigkeit, von seinem milchweißen Pferde, von seinen prächtigen Waffen und von seinen tapfern Redensarten so bezaubert wurde, daß er ihm eine hohe Anstellung in seiner Armee gab.

In der nächsten Schlacht hatte er sich mit Heldenruhm bedeckt; er war mit seinem Geschwader überall gewesen, wo es mißlich stand; er hatte seine Soldaten zum Muth mit gewaltiger Stimme angefeuert; ja, er hatte kühnlich auf sie eingehauen, wenn sie nicht auf den Feind einhauen wollten; mit einem Worte, Ruhm und Glück des Tages gehörten ihm am meisten an. Aber zu erkennen gab er sich noch nicht, denn sein edles Gemüth hatte sich selbst noch nicht genug gethan.

Er wurde der Liebling des Königs, seines Vaters, der sich nicht mehr von dem lieblichen Angesicht und von den geistvollen Reden dieses Angesichts trennen konnte. So ward er denn auch der

Liebling des Hofes, dessen erste Minister ihn täglich besuchten, sich seines Wohlseins zu versichern und ihre Ergebenheit ihm zu bezeugen; so ward er der Liebling des Heeres und des Volks. Der König vertraute ihm sogar die Oberaufsicht über die neun und vierzig Prinzen, seine Brüder, und glaubte ihn dadurch am höchsten zu ehren.

Daß der König ihn so sehr liebte, verdroß schon die Prinzen, aber als er nun gar ihr Hofmeister wurde, fingen sie an höchst erbittert auf ihn zu werden, um so mehr, da er nicht nur eben so jung war als sie, sondern auch aufs Hofmeistern sich recht gut verstand.

Wie sollten sie seiner nun los werden? — Gern hätten sie ihn ermordet, aber das war nicht thulich. „Laßt uns ihn mit List ins Verderben locken,“ sprach der Eine, der von den Hospagen und Kammerjunkern und Offiziren der Leibwache mancherlei List gelernt hatte. Wir bitten den Oberhofmeister um Erlaubniß zur gefahrlosen Jagd; er gewährt sie, wir aber wenden uns zu einer entfernten und unbekannten Stadt und verweilen dort eine Zeitlang. Der König wird unseres Ausbleibens wegen unruhig; er wird ängstlich; er wird grimmig gegen unsern Herrn Aufseher, und läßt er ihn nicht hinrichten, welches am vernünftigsten wäre, so jagt er ihn doch gewiß zum Popanz, und wir sind ganz unschuldig!“

Die Brüder erstaunten über den Witz dieses Anschlags und priesen denselben, und erbaten sich Erlaubniß zur Jagd, die sie unter dem Versprechen desselben Tages wieder zu kommen erhielten.

Sie waren drei Tage abwesend, als der König nach ihnen fragte und Kodabad ihm sagte, sie hätten auf Einen Tag Erlaubniß zur Jagd erhalten. Der König wurde zwar unruhig, jedoch meinte er, neun und vierzig wohlbewaffneten starken jungen Leuten könnte eben kein großer Unfall begegnen. Als er jedoch am siebenten Tage

die Prinzen noch nicht wiedersah, wüthete er auf den Oberinstructions und Edukationsmeister ein und sagte: „Du Hund von einem Fremdling, mußt du Königsöhne so ziehen lassen, ohne sie zu begleiten. Mißbrauchst du also meiner Gnade? Schaffe sie in Kurzem herbei, oder dein Verderben soll gewiß sein.“

Kodabad eilte aus der Stadt und suchte die Verlorenen allenthalben, zwischen Bergen und in Thälern, in Städten und Dörfern, in Palästen und Hütten und fand sie nicht, und war untröstlich darüber.

Nach einigen Tagen Umherirren kam er in eine große Ebene, in deren Mitte sich ein Palast von schwarzem Marmor erhob. „Dort sind sie vielleicht,“ hoffte er, und eilte dem Palaste zu, der überall mit ehernen Thoren dicht und fest verschlossen war, und in demselben wohnte die traurige Stille des Todes. Aber an einem Fenster erblickte er eine Dame von hoher Schönheit, so schön wie in einem Märchen, aber mit Haaren, die verwirrt bis über die Mitte des Leibes herabhingen und mit zerrissenen Kleidern. „Flieh, Jüngling, flieh! rief sie ihm zu; flieh eilends. Erblickt dich der scheußliche Megerriese, so ist's um dein Leben geschehen. Er säuft Menschenblut und frißt die Armen, die in seine Hand fallen, und hat einen Tigerkopf mit gräßlichen Zähnen.“

„Seid unbesorgt, schöne Dame, sagte Kodabad, und sagt dagegen mir nur, wer Ihr seid?“

Wie eilig die Eil auch war, Unheil abzuwenden, konnte sie doch dem hübschen Milchbart die Antwort nicht versagen. Sprechen ist doch gar zu süß, und Sprechen von sich selbst am aller süßesten.

„Ich bin eine vornehme Jungfrau aus Kairo, sprach sie.

und wollte nach Bagdad, aber unweit dieses Schloßes traf mich der Schwarze, schlug meine Leute todt, fraß zwei davon auf und führte mich hieher. Und nun verlangt das Ungeheuer, ich soll ihn zum Gemahl erwählen, oder sterben. Was soll ich Aermste thun? — — Aber rette dich doch! Was säumest du hier? Der Neger kommt gleich zurück.“

Der Neger war schon zurück und versahen so eben auf einem großen schwarzen Pferde, und der Prinz entlegte sich über den Unhold, aber er floh nicht, sondern zog kühn sein Schwerdt.

„Ergib dich, kleiner Sperling, sagte der Neger; ich thue dir nichts, ich will dich bloß fressen, und das erkenne als Wohlthat. Sieh! ich habe alle Unterthanen meines Reiches aufgefressen und sie haben es Alle als Gnade erkannt, weil ich es also verlangte.

„Heran, du wügelnder Bösewicht, rief Kodadad, dein Leben zu vertheidigen. — Sie trafen an einander und der Riese empfing eine tiefe Wunde über das Knie, die so sehr schmerzte, daß er ein lautes Gebrüll erhob, von welchem Wald und Ebene beben.

Er nahm seinen Säbel, um mit aller Kraft dem Gegner solch einen Hieb zu versetzen, daß kein zweiter nicht nöthig wäre; aber der Prinz, im geschickten Ausbeugen aller Art, vom Hofe her, sehr geübt, beugte aus; der Säbel fauste durch die Luft, und ehe der Riese denselben zum zweitenmale erheben konnte, lag sein Arm mit dem Säbel auf der Erde, und der Neger stürzte so laut nieder, daß Alles umher erbehte, und ehe er sich aufraffen konnte, hatte der männliche Held Kodadad den Tigerkopf vom Rumpfe abgehauen.

Die Dame, die dem Kampfe ja hatte zusehen müssen, erhob ein Freudengeschrei und rief ihm zu: „Wahrhaftig, Ihr müßt ein Prinz sein, so hoch und gewaltig ist Eure That. Vollendet Eure hochherzige Edelthat; nehmt die Schlüssel des Palastes und der Ge-

fängniße aus den Taschen des Ungeheuers und gebt uns Allen die Freiheit.

Er schloß die Pforte des Eingangs auf, wo ihm die Dame schon entgegen kam und mit kniendem Dank vor ihm niederfallen wollte, welches er freilich nicht zugestand, weil er wohl gelernt hatte, was sich schickte und ziemte.

Indem sie im Gespräch begriffen waren, hörte der Prinz ein Jammern und Wehklagen, und man berichtete ihm, es seien die an Ketten liegenden, im finstern Kerker schmach tenden Gefangenen, von welchen das Ungeheuer sich täglich Einen herausgeholt hätte zum Fraß.

Er nahete sich mit seinen Schlüsseln und hörte das Geheul nun entsetzlich werden, denn Jeder von den Eingesperrten fürchtete, ihm möchte das traurige Loos treffen, von dem Wüthrich verzehrt zu werden. Als sie aber einen menschenfreundlichen Erretter fanden, da verwandelte sich das Geschrei in einen Freudenruf und in Ausbrüche des Entzückens. — O! das läßt sich ja denken!

Wie erstaunte der Prinz, unter den Gefangenen, als sie erst ans Licht gekommen waren, alle seine Brüder zu finden, und keinen andern als ungefressen.

O! mit welchen schönen Worten bezeugte er ihnen seine Freude, sie aber dagegen ihre Dankbarkeit; Alle aber erhoben die Tapferkeit und Großmuth des Erretters.

Jetzt wurden die Raubschätze des Negers, deren unermesslich viel waren, aufgesucht und hervorgebracht, und Jedermann nahm, was ihm behörte hatte. Kameele, Pferde und Esel, die ebenfalls der Neger geraubt hatte, waren in Menge vorhanden, um die Waaren fortzuschaffen.

Sie zogen ab, nach allen Erdgegenden zu, mit tausend Danksa-

gungen gegen den Prinzen, nur die Dame blieb zurück. Kodadab fragte dieselbe, wohin sie wünsche, denn er werde sie nimmermehr ziehen lassen, ohne sie zu begleiten. Dasselbe versicherten die übrigen neun und vierzig Prinzen.

Da fing die Dame jämmerlich an zu jammern und sagte: sie wünsche eigentlich aus der Welt, denn sie sei eine vertriebene Königstochter, und habe nun gar keine Heimath, und wisse nirgends hin; man möge sie ihrem unglücklichen Schicksal überlassen. Kodadab erwiederte, eine Dame von ihrer Schönheit und von solchen vortrefflichen Eigenschaften werde überall eben so viel Liebe als Verehrung finden, und die Achtung der Welt gewinnen; aber wenn sie die Hand ihres Befreiers nicht zu gering hielte, so könnten sie ja sogleich Hochzeit machen in dem Schloße des Negers, und die Prinzen könnten Zeugen sein.

Also geschah es, denn die Dame liebte nicht viele Umstände. Küchen und Keller waren im Negerische Schloße wohl versehen und überhaupt fehlte nichts, um ein Freuden- und Ehrenmahl auszurichten.

Nachdem sie sich alle so satt gezeßen und getrunken hatten, daß sie nicht mehr konnten noch mochten, rasteten sie eine Nacht, sich von allem Ungemach zu erholen. Am andern Morgen nahmen sie ein leichtes Frühstück, packten so viel Vorräthe auf, als sie fortbringen konnten und vergaßen insonderheit der Weinschläuche nicht.

So zogen sie lustig und wohlgemuth fort und waren nur noch eine Tagereise von Babylon. Da lagerten sie sich in einer schönen und anmuthigen Ebene, und weil sie große Liebhaber von Naturfreuden waren, indem in der schönen und lieblichen Natur alle Speisen und Getränke lieblicher schmecken, so ließen sie es sich recht

wohl sein und sprachen den Schläuchen so oft zu, bis der letzte Tropfen gelernt war.

Da konnte es Kodadab nicht über das Herz bringen, sich seinen Brüdern länger zu verheimlichen und glaubte, sie würden unendlich froh sein, wenn sie in ihm den fünfzigsten Bruder fänden. O! er hätte noch einen Tag schweigen sollen, bis sie wieder an dem Hofe des Vaters gewesen wären, aber er war ja von Liebe und Wein berauscht. Weil er die Prinzessin besaß, und Wein genug getrunken hatte, vergaß er, daß er eigentlich seinem Vorsatze gemäß noch 998 rühmliche Thaten zu vollbringen gehabt hätte, ehe er sich entdecken durfte.

Des Nachts, als Kodadab und seine Gemahlin in ihrem Gezelte schliefen, hielten die Brüder heimlichen Rath ihn zu erwürgen. „Es bleibt uns, sagten sie, nunmehr nichts Anders übrig. Der König liebte ihn so schon mehr als uns; wie wird er ihn jetzt lieben, wenn er ihn als einen Sohn erkennt, und als einen solchen Sohn, der allein einen Riesen besiegte, welchen wir neunundvierzig zusammen zu bewältigen, nicht glaubten im Stande zu sein. Gewiß macht er ihn zum Erben seiner Krone, zur beschimpfenden Erniedrigung für uns Alle, die wir uns dann an den Stufen seines Thrones in den Staub werfen müssen.“

Die Brüder eilten in Kodadas Zelt und durchbohrten ihn mit vielen Stichen, zogen davon und kamen an den Hof des Vaters, der über die schon verloren gegebenen Söhne hoch erfreut war.

Sie sagten dem Vater von dem Riesen eben so wenig als von Kodadab, sondern wandten zur Entschuldigung des langen Ausbleibens nur das vor, daß sie der Begierde nicht hätten widerstehen können, die Welt ein wenig zu besehen, und baten den Vater um Ver-

zeihung und erhielten dieselbe in der Freude, in welcher er war, sehr leicht.

Indessen lag Rodadad in seinem Blute, und seine Gemahlin erfüllte die Lust mit ihren Jammerklagen. „O du armer Rodadad, rief sie, warum hast du dich mit mir verbunden? Ich habe dich mit in das Unglück verstrickt, zu dem ich einmal geboren bin. O, der heillosen, undankbaren Brüder! wie konntet Ihr einen Bruder ermorden, der Euch das Leben errettet hat. Wie höllenschwarz müssen Eure Seelen sein!“

So klagte sie mit mancherlei Worten, allein sie war verständig genug zu wissen, daß alles Klagen keine Hülfe schafft, die hier vielleicht doch noch möglich sein konnte, indem der Verwundete noch einigermaßen zu athmen schien.

Sie lief nach einem großen Dorfe, welches in der Nähe war, suchte einen Wundarzt und fand einen, einen erfahrenen und gutmüthigen Mann, mit welchem sie zurückeilte. Aber, welch ein neuer Jammer! Rodadad war fort. Sie glaubte, ein wildes Thier habe ihn fortgeschleppt und zerrißen, und erneuerte ihr Wehgeschrei so schmerzlich, daß es dem guten Wundarzt das Herz zerriß. Er nahm die arme Verlassene in sein Dorf und in sein Haus mit zurück, und begegnete ihr mit Sorgfalt und Achtung. Sie blieb mehrere Tage in ihrem stillen seufzenden Gram, oder in ihrem lauten Jammer, und wenn der gutherzige Wirth sie trösten wollte, wurde ihr Schmerz nur noch wilder. Der gute Mann, obwohl er ein Wundarzt war, bedachte nicht, daß manche Wunden erst ausbluten müssen, ehe sie anfangen zu verheilen, und daß der Schmerz seine Zeit hält.

Er fing es anders an. Er bat sie, sich ihm zu vertrauen, und ihm ihr ganzes Schicksal zu offenbaren. Vielleicht ergäben sich Wirt

tel der Hülfe oder der Rache — und sie erzählte ihm Alles. Das war das rechte Mittel ihrer Quaal eine Linderung zu schaffen. Das Herz fühlt sich immer erleichtert, wenn es mitleidigen Seelen seine Noth erzählen darf, und jedes Stück der Erzählung nimmt ein kleines Stück des Jammers mit fort.

Sie hatte ihm Alles eröffnet. Darauf sagte er: „Ihr müßt Euren Gemahl an diesen Buben rächen. Ziehst an den Hof des Königs; ich bin überzeugt, Ihr findet Gehör und Gerechtigkeit, und, wenn Ihr es wünscht, so begleite ich Euch als Euer Stallmeister und auch als eine Art Zeuge.“

Sie zogen fort und herbergten in der ersten Karavanserei der Königsstadt. Man fragte den Wirth, wie es bei Hofe zugehe? „Da geht es jämmerlich und erbärmlich zu, antwortete dieser. Der König hat einen Sohn gehabt, der längere Zeit unbekannt an seinem Hofe lebte und unbekannt der Oberhofmeister der andern Prinzen war. Die Mutter desselben, die lange Zeit bei einem ihrer Verwandten gelebt hat, ist jetzt bei ihrem Gemahl, unserm König. Beide Aeltern haben den Sohn in aller Welt suchen lassen, aber nirgends von ihm nur eine Spur aufgefunden, und Beide sind untröstlich. Es sind zwar noch neun und vierzig Prinzen da, allein das sind hämische Bengel, welchen Niemand gut ist. Gott sei uns gnädig, wenn einmal Einer davon auf den Thron kommt. — Jedoch davon darf man nicht sprechen, denn die Herren am Hofe befehlen schon, was ein Unterthan sprechen und was er nicht sprechen muß. Also! reinen Mund gehalten!“

Nach diesem Berichte des Wirthes sahe der Wundarzt wohl, wie verschwiegen man sein müsse, damit die Herren Prinzen nichts erführen, welchen es nach dem Brudermord um ein Paar Mordthaten mehr wohl eben nicht ankommen mochte.

Er ging an den Hof, besahe sich, unter dem Vorwande seine Neugier zu stillen, Dieß und Das und sprach mit Dem und Jenem. Da kam eben Kodadads Mutter, Pirusen genannt, mit ihrem Gefolge daher, um in den Tempel zu gehen, und dort zu beten und Almosen auszutheilen. Der Wundarzt folgte ihr, und bei der Rückkehr aus dem Tempel trat er zu einem Sklaven und sagte: „Bruder! ich habe der Königin ein Geheimniß zu offenbaren; könnte ich nicht durch Euch zu ihr geführt werden?“ — „Ja! antwortete der Sklav, wenn Euer Geheimniß den Prinzen Kodadad betrifft, sonst aber gewiß nicht; denn sie will von nichts Anderem in der Welt hören, als nur von ihm.“ — „Eben von ihm möchte ich mit ihr sprechen,“ versetzte der Wundarzt. Darauf erwiderte der Sklav: „So folgt mir nur dreist, ich werde Euch melden.“

Der Wundarzt erhielt sogleich Zutritt und erzählte der Königin die traurige Geschichte. Als diese von dem Mordmord des Sohnes hörte, erblaßte sie und fiel wie todt nieder. Mit großer Mühe erholte sie sich wieder, besann sich einige Augenblicke und sagte zum Wundarzt: „Geht wieder zu der Prinzessin, der Gemahlin meines unglücklichen Sohnes, und meldet ihr, der König werde sie bald als Schwiegertochter erkennen: Eure Treue aber soll nicht unbelohnt bleiben.“

Pirusen überließ sich nun ihrem Jammer ohne Rückhalt, und klagte laut um ihren Sohn. Die Heftigkeit ihres Schmerzes hatte sich noch nicht gemildert, als der König in ihr Gemach trat und bald genug die schreckliche Geschichte ausführlich berichtet erhielt!

„Die Ungeheuer, rief er, die teuflischen Ungeheuer! Brut der Hölle! ich will euch euer Gift nehmen!“

Im höchsten Grimm herrschte er dem Bezier zu, tausend Trabanten zu nehmen, die Prinzen zu verhaften, und in den Thurm

zu sperren, welcher das Gefängniß der Mörder war. „Hafan, sagte er zu dem Bezier; du hastest mit deinem Kopfe, daß keiner von ihnen entkomme.“

Der Befehl war vollzogen, und der Bezier mußte nun die Gemahlin Kodabads auf einem weißen Maulthier im prächtigen Gefolge herbeiführen. Der Wundarzt mußte sie auf einem prächtigen Tartarpferde auch mit begleiten. Man kann sich schon denken, daß Alles vergoldet, verdiamantnet und verrubint war; daß das Volk jubelte und jauchzte, und alle Welt über die sonnenstrahlende Schönheit der Dame fast erblindete, und braucht das nicht eben allemal besonders erzählt zu werden, weil es sich ohnedieß allemal also ges hört.

Wie es ihrem Range gebührte, so wurde die Prinzessin von dem Könige empfangen, der ihr schon an der Pforte des Palastes entgegen kam. Dennoch war es ein trauriger Empfang. Die junge Königin warf sich dem Könige zu Füßen, benetzte dieselben mit Thränen und schluchzte; Pirusen wehklagte laut und der König sahe mit stummen, starrem Schmerze wie ein Verzweifelter zu. Die junge Fürstin faßte sich zuerst und forderte Gerechtigkeit gegen die Mörder ihres Gemahles, obwohl sie Prinzen vom Geblüte waren.

„Mörder sind Mörder! sagte der König, und solches Gezucht muß von der Ede vertilgt werden. Uebrigens will ich meinem Sohn, obwohl uns sein Leichnam fehlt, erst ein Leichenbegängniß halten lassen.“

Es wurde ein Dom in einer großen Ebene erbauet und unter einem Gewölbe ein Grabmal errichtet zum Andenken des Verstorbenen, mit einem Bildniße darauf, welches ihn vorstellen sollte.

In kurzer Zeit war der Dom fertig, denn man hatte viel Arbeiter angestellt. Der Tag des Trauerauszugs erschien, der König

doran und die Großen seines Hofes hinter ihm. Sie gingen in den Dom und lagerten sich auf den schwarzen goldgeblümten Atlas:teppich, mit welchem der Fußboden belegt war. Hierauf eilt eine Schaar Trabanten mit Trauerfloren dreimal um den Dom mit gesenktem Haupte und klagte: „O du Held, warum können dir unsere Schwerdter nicht mehr nützen? Ach, warum hat der König der Könige geboten, und der Todesengel hat ihm gehorcht! O Kodadad!“

Es kamen nun hundert Greise mit ehrwürdigen weißen Bärten und ritten auf schwarzen Maulthieren. Einsiedler waren es und fromme Heilige, deren Jeder ein heiliges Buch auf dem Haupte trug, das er mit der einen Hand hielt. Sie ritten dreimal um den Dom und klagten: „Ach warum bist du nicht so alt geworden als wir? Warum können dich unsere Gebete nicht mehr erwecken? Aber der Herr des Lebens hat dich gerufen! O! Kodadad!“

Es kamen hundert Jünglinge und Jungfrauen auf weißen Pferden und ritten dreimal um den Dom und sagten weinend: „Ach, warum lebst du nicht mehr, wie wir, und blickst deine Brüder und Schwestern nicht an? Aber die Jugend verblüht und die Stärke schief ein. O Kodadad!“

Es kamen hundert Kinder, Knaben und Mädchen, mit Kränzen von Zypressen und Rosen, und zogen dreimal um den Dom und klagten: „O wer soll unser Vater sein, da du bist hingegangen in die Tiefe? Aber die Blätter verwelken und die Blumen verblühen bald. O Kodadad.“

Darauf erhob sich der König mit seinem Hof und sie gingen dreimal herum, aber der König konnte nur jammern und weinen und rufen: „O mein Sohn! mein Sohn Kodadad!“

Vierzehn Tage dauerten die Todtengebete um den Entschlafen in den Tempeln. Am funfzehnten sollten die gefangenen Prinzen hingerichtet werden, und das Volk wartete mit Ungeduld darauf, und die Gerüste wurden schon errichtet. Aber in der Nacht liefen schlimme Nachrichten ein, und der König berief seinen Divan (Staatsrath). Noch in der Nacht bekamen die Bezire und Emirs Befehl mit ihren Soldaten aufzubrechen und mit dem frühesten Morgen zog der König mit seinen Hauptleuten und Armeen selbst aus. Es hatten sich nämlich die von Rodadad besiegten großen und kleinen Fürsten aufs neue gegen den König von Babylon verbunden und hatten Alles so heimlich gehalten, daß sie nur noch vier starke Tagereisen von der Hauptstadt entfernt waren.

Es kam bald zu einer Hauptschlacht. Muth und Tapferkeit waren von beiden Seiten einander gleich; des Bürgens war viel, und der Sieg schwankte bald auf dieser Seite und bald auf jener. Zuletzt wandte er sich auf die Seite der Feinde, und Babylons Macht war beinahe so umwickelt, daß der größte Theil der Armee sich hätte ergeben müssen, als große Schaaren Reiter dem Feinde in den Rücken fielen und ein entsetzliches Meßeln und Bürgen unter den Erschrockenen begann. Die Verwirrung wurde bald bei dem Feinde allgemein.

Der König von Babylon, dessen Heer durch die unerwartete Hülfe neuen Muth bekam, griff wieder mit frischem Feuer an und in kurzer Zeit war die Niederlage vollendet.

Der König bewunderte die Reiter, deren Muth er den Sieg verdankte und war begierig den Anführer kennen zu lernen. Dieser kam ihm bald entgegen und es war Rodadad! Der König wurde stumm und starr vor Schrecken und Freude,

einen geliebten Menschen zu sehen, dessen Todtenfeier er schon begangen hatte. Er fiel ihm laut schluchzend in die Arme und rief: „O mein Sohn! mein lieber Sohn! O Kodadad!“ Dann rief er: „O, wie hat mich der Himmel so lieb, daß ich dich an mein Herz drücken kann. Ich weiß Alles, mein Sohn! Alles! deine Tapferkeit, deinen Edelmuth und die Schändlichkeit deiner Brüder, die aber, sobald wir zurück sind, ihren Lohn empfangen sollen. — Und wie wird deine Gemahlin sich freuen, die bei deiner Mutter in meinem Palaste ist!“ Als Kodadad das hörte, ward er entzückt.

Der König sandte fliegende Boten voraus, und das Gerücht von dem, was sich begeben hatte, war in zwei Stunden im Palast und in der Stadt verbreitet.

Als sie nach einigen Tagen in die Stadt einzogen, rief das jubelnde Volk: „O Kodadad! O Heil dir! Heil dir Kodadad! Und der König ließ dem Volke die herrlichsten Freudenfeste veranstalten.

In dem Palaste war ein lautes Getümmel, als sie ankamen. Die Freude und die dazu gehörigen Thränen floßen in Strömen. Nachdem der Rausch der ersten Entzückungen vorüber war, mußte Kodadad erzählen, wie er gerettet worden sei, und wie er im rechten Augenblick habe können zu Hülfe kommen?

„Ein mitleidiger Bauer,“ erzählte Kodadad, „sieht mich blutend in dem Zelte liegen, nimmt mich auf sein Maulthier und führt mich in sein Haus. Wirksame Heilkräuter sucht er, quetscht sie und legt sie auf meine Wunden. In acht Tagen war ich wieder hergestellt. Ich blieb bei ihm und zeigte ihm meine Erkennlichkeit durch einige Diamanten. Bald war ich mit den gutmüthigen Bewohnern in der Umgebung bekannt, und weil ich

noch Edelsteine genug hatte, um ihnen wohlzuthun, auch beliebt. — Zufällig drangen die Gerüchte von dem Bündniße der Fürsten gegen meinen Herrn und Vater bis zu uns; ich stellte Kundschafter aus, und da ich die Anstalten erfuhr, welche die Fürsten machten, wurden mir die Gerüchte bald zur Gewißheit.

Jetzt gab ich mich zu erkennen. Ich fand viel Liebe, denn man hatte von meinem Glücke in der ersten Schlacht, und von der Erlegung des gefürchteten Riesen gehört. Ich reiste umher; ich feuerte die jungen Leute an; sie stellten sich willig zur Vertheidigung des Vaterlandes, und bald fanden sich mehr, als ich nöthig zu haben glaubte. — So ist der Verlauf der Sache."

Neue Entzückungen, Bewunderungen, Lobpreisungen! aber auch neuer Grimm des Königs gegen die Prinzen. Morgen sollten sie hängen. Aber Kodadad und seine Mutter baten sie mit dringenden Bitten beim Könige vom Tode los.

Er schenkte ihnen das Leben; ließ sie aber in einem wohlverwahrten Schloße unter Aufsicht. Sie durften überall umhergehen, wohin sie wollten, aber nur daß die Wache bei ihnen war, und sie dem Vater nie vor Augen kommen durften.

Das Volk fluchte ihnen, wo es sie sah; es folgte ihnen mit Verwünschungen und Steinregen nach; es rief: „Mörder! Höljtenbrut! schändliche Brüder!"

Mehrere von ihnen vergifteten sich; einige starben vor Aerger oder vor Gram; die meisten entflohen in einem günstigen Augenblicke, aber wohin sie sich auch zerstreueten, waren sie wie geächtet und fanden nirgends Hülfe und Dienst. Sie quälten das Leben so hin. Aber der ehrliche Wundarzt blieb bei Kodadad, der den Thron erbte.

30. Das Zauberpferd.

In der uralten Heidenzeit wurde in Persien das Fest des Neujahrs mit großem Gelärm, mit Schauspielen, Tänzen und Gauklerkünsten, mit Klang und Sang, mit Gaus und Braus und Schmaus wohl vierzehn Tage hintereinander gefeiert, und vierzehn Tage gingen noch nachher darauf, sich von den Freudensesten zu erholen.

Dieses Fest zog viele Ausländer an den Königshof nach Schiras, der alten Hauptstadt Persiens. Es kamen Prinzen, Fürsten und Herren, es kamen Gelehrte, Künstler aller Art und auch solche, die aus der Tasche in die Tasche spielten; natürlich fanden sich auch Lummerer, Müßiggänger und Pfastertreter, welchen das Jahr zu viel Tage hatte, mit welchen sie nichts anzufangen wußten, und Lungerer, die hier oder da einen guten Bißchen wohlfeil zu erschnappen suchten, von allen Arten. Mit einem Worte, es kamen viel artige, feine, weltgewandte Leute, die Pracht und Herrlichkeit des Festes mit anzuschauen.

An einem der Tage dieses Festes trat vor den Thron des Königs ein Indier mit einem Pferde aus Holz, welches prächtig ausgezäunnet und gesattelt, und so kunstvoll gearbeitet war, daß man es kaum von dem schönsten persischen Pferde unterscheiden konnte.

Der Indier rühmte dem König sein Holzpferd als das größte Wunder der Welt an, dieser aber antwortete ihm: „Dein Pferd ist allerdings höchst künstlich gearbeitet, allein es gibt schon noch Künstler in meinem Lande, die ein ähnliches hervorzubringen im Stande sein würden, oder das Deinige wohl gar noch überträfen.“

„Herr, versetzte der Indier, es ist auch nicht die äußere Gestalt, worin der Werth meines Pferdes beruht, sondern dessen geheimnißvoller Gebrauch. Wer mit diesem bekannt ist, kann auf demselben nach allen Weltgegenden, in sehr kurzer Zeit und schneller als ein Vogel, durch die Luft hinkommen.“

Der König, welcher der Seltsamkeiten und Wunderdinge schon viele besaß, nahm sich vor auch dieses Pferd zu besitzen, was es auch kosten möchte; doch wollte er, als ein bedächtiger Herr, zuvor erst eine Probe von der Tugend desselben mit seinen eigenen Augen sehen.

Sogleich trat der Indier in den Steigbügel, schwang sich leicht auf das Pferd, und erbat sich des Königs Befehle, wohin er auf seinem Luftpferde reiten solle?

Etwa sechs Meilen von Schiras lag in blauer Ferne ein hoher Berg. „Begib dich dorthin, sprach der König; du wirst am Fuße dieses Berges einen Palmbaum finden, der jetzt eben in der Blüthe stehen muß; bringe mir zum Wahrzeichen einen Blüthenzweig, so werde ich über die Schnelligkeit deines Pferdes urtheilen können.“

Der Indier drehete einen Wirbel, der sich aus der Mähne des Pferdes ein wenig erhob, und im Augenblick sauste dasselbe durch die Luft hin und stieg so schnell und hoch, daß es in zwei Augenblicken die schärfsten Augen nicht mehr sahen. Das ganze Volk begleitete ihn mit lautem Jubelgeschrei.

Kaum war eine Viertelstunde vorbei, so erschien er schon wieder in der Höhe und ließ sich mit dem blühenden Zweige zur Erde herab, welchen er zu den Füßen des Königs niederlegte.

Jetzt war der König entschlossen, das Pferd um jeden Preis zu erlangen, denn solch ein kostbares Kleinod hatte er in seinem

Schake nicht, und dieses allein schien ihm mehr werth, als alle übrigen Kostbarkeiten, die er besaß, zusammengenommen.

„Ich danke Dir, sagte er zu dem Indier, daß Du mich mit einer solchen Kostbarkeit bekannt gemacht hast, und um Dir zu beweisen, wie hoch ich es achte, bin ich bereit es zu kaufen, wenn Du es ablassen willst.“

„Herr, erwiderte der Indier, ich wußte wohl, daß der mächtigste Monarch auf Erden, der seiner Weisheit wegen allenthalben gepriesen ist, mein Wunderpferd nicht nur schätzen, sondern auch zu besitzen wünschen würde, und ich bin bereit, es den hohen und edeln Wünschen Eurer Majestät zu überlassen. Aber ich weiß nicht, ob Ihr die Bedingung zu genehmigen geruhen werdet, unter welcher ich es allein abstehen kann. Ich habe dem Meister und Erfinder desselben meine einzige Tochter dafür gegeben und demselben versprochen, es nur durch Tausch in andere Hände kommen zu lassen.“

„Wohl! antwortete der König, ich bin zum Tausch bereit. Wähle Dir unter meinen Provinzen und Städten eine aus, welche Dir gefällt, ich trete sie Dir ab.“

Die Gedanken des Indiers aber gingen um Vieles höher hinauf. „Herr, sagte er, verzeihet. Nur um den Besitz der Prinzessin, Eurer Tochter, kann ich mein Pferd vertauschen.“

Die Großen des Hofes lachten theils, theils wurden sie unwillig, theils bedenklich über die ausschweifende Forderung des Indiers, der König selbst aber schien sichtlich zu schwanken. Das Pferd war einzig in seiner Art, aber die Prinzessin in der ihrigen gar nicht. Was sollte er thun?

Als der Thronerbe Firuz Schah, ein feuriger Prinz, die Unschlüssigkeit des Vaters merkte, sagte er: „Wie? gnädigster Herr, ist es möglich, daß Ihr einen Augenblick über die vermessene

Forderung dieses Gaucklers zweifelhaft sein können? Ich bitte Euch zu bedenken, was Ihr Eurem uralten Fürstenstamm schuldig seid; was fremde Höfe sagen würden? und ob der verwegene Indier nicht vielleicht daran denken möchte, mit der Prinzessin ein Recht auf den Thron zu erlangen und durch nichtswürdige Künste das Reich zu erlangen, wo alsdann auch das Pferd wieder in seinen Besitz käme."

Der Vater schwieg so still, als hätte er in unsern Tagen gelebt, wo die in kurzer Zeit weise gewordenen Edhne die Väter hofmeistern. Er schwieg still und dachte bloß das Seinige, und als er genug gedacht hatte, sprach er laut: „Wir wollen Uns nicht übereilen. Auch wird es gerathen sein, noch eine Probe mit dem Pferde vorzunehmen, aber durch eine andere Person als den Indier selbst."

Kaum hatte der König das gesagt, als Prinz Firuz, der seine Kühnheit und seinen Scharfsinn gern bewundert sahe, schon auf dem Pferde saß und durch die Lüfte, zum Erstaunen des ganzen Volkes, dahin flog, und Allen aus dem Gesicht kam.

Der Indier warf sich erschrocken vor dem Thron des Königs nieder, und sagte: „Herr, ich büрге für kein Unglück, das dem Prinzen widerfahren kann. Seine Hoheit hat ohne Zweifel wahrgenommen, daß ich beim Aufsteigen in die Luft einen Wirbel drehte. Aufgestiegen ist er nun auch, aber er hat an das Herabkommen nicht gedacht. Entdeckt er nicht noch einen sehr verborgenen Wirbel, so kommt er bis über die Sterne hinaus und fährt in den Himmel; ich aber bin unschuldig."

„Unschuldig? Du verruchter Schwarzkünstler? brüllte des Königs Löwenzorn. Unschuldig? — Sperrt ihn in das engste und festeste Gefängniß, und ist der Prinz nicht in drei Monaten zurück, so soll er mit seinem Leben mir zahlen!"

Was auch der Indier, ja selbst der Großvezier vorstellten, so half es nichts. Der Sultan beharrte dabei, was Er wolle, das sei die wahrhafte Gerechtigkeit, und alle Sultane der Welt, die jemals gewesen wären, oder jemals kommen würden, wären oder würden mit ihm gleiches Glaubens sein.

Darin hatte er Recht, und mithin wurde der Indier eingesperrt; das Fest aber endigte sich kläglich.

Prinz Firuz mit seinen hohen Gedanken stieg höher und immer höher, und es wurde ihm immer banger und banger und in der Angst begriff er, daß man zu hohe Gedanken haben und in der Welt zu hoch steigen könne.

Er stieg! Er drehete und zog an dem Wirbel hin und her, aber er stieg, und war bald über die Erde hinaus, von der er keinen Berg und kein Thal, kein Land und kein Meer mehr sahe. Das aber sahe er, daß seine Scharfsichtigkeit Blödsichtigkeit, und seine Kühnheit Dummheit gewesen sei. Er fürchtete sich die erhabene Physisonomie an den Mond, oder an den Sternen zu zerschellen, oder gar über Gott hinauszukommen, über den siebenten Himmel hinaus, in die leere Unermeßlichkeit, wo die Prinzen sich eben so wenig zu finden wissen als andere Menschenkinder, wie sehr sie auch Philosophen sein mögen.

Mitten in seiner Angst dachte er: „Ich bin der Prinz Firuz, und mein Vater ist König von Persien — es kann daher mir nichts Uebels begegnen.“

Sein Glaube betrog ihn nicht. Er hatte endlich wohl geahndet, daß vielleicht zum Hinunterreiten ein anderer Wirbel nöthig sein möchte als zum Hinaufsteigen. Er suchte und fand. Unter dem rechten Ohre des Holzpferdes fand er einen sehr ver-

horgenen Wirbel, welchen er kaum gedreht hatte, als er zur Erde herabsank, aber in mäßiger Bewegung.

Tiefer und immer tiefer sank das Pferd herab, indeß es immer mehr und mehr dunkel ward. Er war zuletzt schon wieder unter dem aufgegangenen Monde herab und sehr beunruhigt über den Ort, wo sich das Pferd herablassen möchte, als es auf einmal nach Mitternacht still stand.

Entkräftet stieg er ab und fand sich auf dem platten Dache eines großen Palastes, welches ringsumher mit einem Marmorgeländer umgeben und mit Bäumen und Blumen besetzt war. Eine Treppe führte von dem Dache in den Palast hinunter, aber er zweifelte, ob er dieselbe hinabsteigen sollte, denn er wußte nicht, wo er war und ob man ihn feindselig oder freundschaftlich aufnehmen würde?

Indem er noch schwankte, kam eine Dame im leichten Nachtkleide die Treppe herauf. Es war die Prinzessin von Bengalen, die hier auf ihrem Landhause sich aufhielt, und weil sie nicht hatte schlafen können, heraufgekommen war der lieblichen Nachtkühle zu genießen.

Sie erschrocken Beide ein wenig vor einander, aber Firuz Schah sahe bald, daß er eine Prinzessin vor sich hatte, und warf sich vor ihr nieder ihre Gnade anzusehen. Er sagte, wer er sei und erzählte ihr das Wunder seines Hierseins, nebst aller Gefahr und Noth auf seinem Austritte, und indem er ihr, trotz des trüglischen Scheins der Nacht, viel Artiges über ihre Anmuth und Schönheit gesagt hatte, bat er um ihren Schutz.

Prinz, sagte sie, Ihr seid in ein Land gekommen, wo die Gastlichkeit und Menschlichkeit mit allen ihren milden Sitten zu

Hause sind. Aber Ihr bedürft ohne Zweifel Nahrung und sodann der Ruhe, und sollt mir ein willkommener Gast sein.

Hierauf führte sie ihn in den Palast hinab in einen prächtig erleuchteten Saal, weckte ihre Leute und ließ eine Menge Gerichte auftragen, von welchen er wählte, was ihm gefiel, und sich dann zur Ruhe begab.

Weil der Prinz herzlich müde war, so hatte er eben noch nicht Zeit gehabt sich in die Prinzessin zu verlieben, obwohl er bei dem Schein der Wachlichter gesehen hatte, wie wunderschön sie war. Er legte sich nieder und schlief fest.

Nicht also aber die Prinzessin. Sie begab sich auch zur Ruhe, aber sie schlief nicht, sondern war beunruhigt, denn das Bild des schönen Prinzenjünglings stand immer vor ihren Augen, wiewohl dieselben geschlossen waren.

Am andern Morgen schmückte sich die Prinzessin sehr sorgfältig, denn sie wußte wohl, daß Kleid und Schmuck mit Geschmack ausgewählt, die Schönheit erhöhen.

Sie ließ sich bei dem Prinzen zuerst anmelden, und dieser war bereit sie zu empfangen.

Hier setzten die Beiden sich mit den allerzierlichsten und gekünsteltesten Worten und Sitten einander in die angenehmste Unterhaltung von der Welt, aber nicht nur mit verbindlichen und lieblichen Redensarten und Worten, sondern auch mit entzündenden Blicken und Gebehrden beschossen sie sich, und den Prinzen trafen die Augen und Mienenspeile der Prinzessin also sehr, daß selbst die Sporen an seinen Halbstiefeln verwundet wurden.

Bald war die Rede von ewiger Treue und Liebe, und von dem Glück einer solchen Lustlustreise, die Herzen zusammenführt, welche Natur und Schicksal für einander bestimmt hatten. In

zwei Tagen sprachen die sämmtlichen Hofleute der Prinzessin von der seltsamen Günst des Schicksals, zwei Liebenswürdigkeiten, so seelenverwandte Seelen einander zuzuführen, und behaupteten das wundersame Holzpferd müsse eigends dazu erfunden sein, daß beide prinzliche Naturen zum gegenseitigen Anschauen ihrer Göttlichkeit hätten gelangen können.

Nicht Tage waren schon verfloßen, ohne daß seine Hoheit, der Prinz Firuz, an Allerhöchstdero Herrn Vater gedacht hätten, als aber die Prinzessin ihn aufforderten, dem König, ihrem Herrn Vater, sich vorzustellen, dessen Hauptstadt nur einige Stunden entfernt war, fand großes Bedenken statt, weil Seine Hoheit weder Kleid noch Gefolge noch Geld hatten, welches Alles von der Prinzessin anzunehmen, das Zartgefühl Höchsteroselben fast zu verwunden schien. Dagegen fand es Prinz Firuz nicht unzart, die Prinzessin zu überreden, sich mit ihm auf das Zauberpferd zu setzen, und dem Könige Persiens sich als künftige Schwiegertochter vorstellen zu lassen.

Sie hatte alle Anstalten getroffen, daß, außer ihren Vertrauesten, Niemand im Palaste ihre Abwesenheit bemerkte. In zwei, drei Tagen glaubte sie durch die Kraft des Holzpferdes mit dem Prinzen wieder zurück zu sein und dieser könnte in den wenigen Tagen Alles dazu einrichten, daß ihm ein großes Gefolge nachkäme, mit welchem er sich denn dem Könige von Bengalen vorstellen und um die Prinzessin werben könnte.

So hatten sie es sich Beide ausgedacht.

Die Reise ging fort, und in wenigen Stunden war man in der Nähe von Schiras. Es verstehet sich aber, daß der Prinz nicht auf dem Holzpferde mit der Prinzessin in Schiras einzog; denn das wäre sehr unschicklich gewesen; sondern er stieg mit ihr auf einem

nahen Landhause des Königs ab, und ließ sie unter der Pflege des Hausverwalters, er selbst aber ritt auf einem prächtigen Pferde an den Hof des Königs von Persien.

Das Lärmen mit Pauken, Hörnern, Trompeten und Trommeln, das Jauchzen des Volkes und die Verwirrungen der Freude, welche die Ankunft des Prinzen hervorbrachte, sind nicht zu beschreiben, und waren um so größer, da man schon Trauer um ihn, als um einen Toten, angelegt hatte. Der Indier wurde hochmüthig in Freiheit gesetzt mit dem Bescheid, sich sein Unglückspferd auf dem Landhause zu holen und damit zu entfernen.

Der Prinz erzählte dem Vater, was ihm begegnet sei, und bat um dessen Einwilligung zur Verheirathung mit der Prinzessin von Bengalen, die er augenblicklich erhielt.

Der König wollte in seiner großen Freude die Prinzessin mit seinem ganzen Hofe selbst abholen, in seinen Palast einführen und sogleich mit seinem Prinzen vermählen, aber alle diese frohe Mühe hatte ihm der Indier erspart.

Voller Wuth und sinnend auf Rache eilte er zum Landhause, wo sich sein Pferd befand. Daß auf demselben eine Prinzessin von Bengalen, die Braut des Prinzen, mitgekommen sei, hatte ihm nicht verborgen bleiben können, da sich das Gerücht davon am Hofe und in der Stadt verbreitet hatte.

Der Indier kam auf dem Landhause an, und der gutmüthige Hausverwalter freute sich über die Befreiung desselben, denn er wußte, um welcher ungerechten Ursache willen derselbe eingekerkert worden war.

„Den König, sagte der Indier, hat vor Freuden über die Rückkunft seines Sohnes der Schlag gerührt, und die Aerzte geben ihm nur noch einige Stunden Leben. Er will noch vor seinem Ende

die Gemahlin seines Prinzen sehen, der von seinem Bette nicht weg darf. Ich soll sie eiligst auf meinem Pferde ihm zuführen. Laß die Prinzessin einen großen Schleier überwerfen und sich sogleich hinter mich aufs Pferd setzen."

In der Bestärzung geschah, was der Indier verlangte, und dieser erhob sich mit der Prinzessin auf dem Pferde in die Luft.

Eben hatte der König den Zug nach dem Landhause angetreten, als der Indier mit lautem Frohlocken über der Stadt mit seiner Beute erschien und dem Könige und dessen ganzem Hofe Trost bot.

Was half alles Jammern und Wehgeschrei und was nützten alle Verwünschungen! Der Indier hatte die Prinzessin und flog mit ihr davon.

Der Prinz Firuz war entsetzt über die listige Bosheit des Indiers, aber er begriff, daß hier nur Entschlossenheit und Muth vielleicht noch retten könnten, nicht aber unthätiges Klagen. Er setzte seinen Gang nach dem Landhause fort, wo der Verwalter, der schon von dem Unheil unterrichtet war, vor ihm niedersiel und den Todt von der Hand des Prinzen erwartete. Dieser aber entschuldigte ihn und klagte seine eigene Unvorsichtigkeit an.

Der Prinz ließ sich aus einem nahegelegenen Kloster eine Verwischleidung bringen, versah sich mit Perlen und Diamanten statt des Reisegeldes, und ging in der Mitternacht fort, mit dem festen Vorsatz nicht wiederzukommen, er hätte denn seine Seele, sein Leben wiedergefunden, nämlich die Prinzessin. Er ging fort, aber freilich aufs Ungewisse hin.

Noch desselben Tages kam der Indier in das Paradies der Welt, in das Königreich Kaschmir, unweit der Hauptstadt in einem Lustgehölze an. Da es ihn hungerte und die Prinzessin Durst hatte, so ließ er sich nieder, stieg mit der Prinzessin vom Pferde ab, und

ging umher Obst zu suchen, welches Hunger und Durst zugleich stillte, und fand dessen bald genug.

Als Beide sich mit dem Obste erfrischt hatten, wollte der Indier mit der Prinzessin weiter ziehen, sie aber weigerte sich, sich wieder aufs Pferd zu setzen. Seine lieblosenden Worte waren vergebens, seine Drohungen waren es auch. Da wollte er sie mit Gewalt hinaufheben, aber sie widersetzte sich mit der Kraft der Verzweiflung, sie stieß den Indier, sie krachte ihn mit den Nägeln, sie schlug ihn mit geballter Faust ins Gesicht; das würde ihr jedoch wenig geholfen haben, denn gegen die Stärke des Indiers hätten sich ihre Kräfte bald genug erschöpfen müssen. Aber ihr entsetzliches Getreisch half.

Mitten im heftigsten Faustkampfe kam eine Schaar Ketter daher, die Beide umringten. Sie bestand aus dem Sultan von Kaschmir und dessen Gefolge, mit welchem er von der Jagd zurückkehrte.

„Wer bist du? fragte der Sultan den Indier, und was hast du mit dieser Dame vor?“ — „Herr, sagte der freche Mensch, wer hat sich darein zu mischen, wenn ich mein ungehorsames Weib züchtigen will?“

Da erhob die Prinzessin ihre stehende Stimme und sagte: „Herr, glaubt diesem trozigen Räuber nicht, der mich auf diesem verwünschten Zauberpferde dem Prinzen von Persien geraubt hat. Ich bin eine Prinzessin von Bengalen.“

Der Sultan war ein Herr von tiefer Einsicht und von schneller Gerechtigkeit und von unerschütterlichem Muth. Er las in der erhabenen Miene der Dame, in ihrer Schönheit und in ihren thronvollen Augen die Wahrheit ihrer Aussage und mit einem einzigen Streich seines guten Säbels flog der Kopf des unbewehrten Indiers ab.

Da lagen Kopf und Rumpf des Räubers und die Prinzessin war von ihm befreit.

Der Sultan von Kaschmir war auch ein Herr von Welt und Lebensart und beklagte den Unfall, welcher der Schönen widerfahren sei, ließ sie in seinen Palast bringen und sie auf die ausgesuchteste Weise von den Damen seines Hofes bedienen und entfernte sich, indem er ihren Dank verbat, damit sie sich völlig erholen könne.

„Das ist ein edelmüthiger Fürst, dachte die Prinzessin, und in seinen Gesinnungen fast so erhaben als der Prinz Firuz. Ohne Zweifel wird er uns Beide wieder miteinander vereinigen, wenn er unsere Liebe und unser Unglück gehört haben wird.“

Am andern Morgen wurde die Prinzessin durch den Lärm der Pauken und Trommeten und anderer Instrumente aus süßem Schlummer geweckt. Sie wußte nicht, wozu der Lärm solle, und ob er nicht gar ihr zu Ehren angestellt sei? — Sie stand auf und kleidete sich so kostbar an, als sie konnte.

Kaum war sie mit ihrem Schmuck fertig, als der Sultan, der sich davon hatte Nachricht geben lassen, ins Zimmer trat und ihr erklärte, der Freudenlärm sei zu Ehren ihrer Vermählung mit ihm selbst, zu welchem er sich sogleich entschlossen hätte, als er sie im Gehölze erblickte.

Die Prinzessin fiel in Ohnmacht, als sie von der Ehre hörte, die ihr zugebracht war. Der Sultan bildete sich ein, das sei eine Folge vom freudigen Schrecken, und gab sich alle Mühe sie bald wieder zu sich zu bringen; sie erholte sich aber nicht so schnell wieder, als er gehofft hatte, und als sie wieder zu sich kam, war sie überaus entkräftet.

In ihrer Entkräftung aber hatte sie noch Kraft genug über ihre Lage nachzudenken. Sie sah, daß der edelmüthige Sultan

ein Mann set, mit dem man nicht lange handeln könnte, und nahm ihre Maasregeln. Sie fing an irre zu reden und sprach in unterbrochenen Zwischenräumen immer verworrener. Sie schien zu schlummern und fuhr dann heftig aus dem Schlummer auf; ja, endlich fuhr sie auf den Sultan zu, als wollte sie über ihn herfallen und schrie dazu, als ob sie mit dem Indier handgemein geworden wäre.

Der Sultan wurde bestürzt, entfernte sich, und überließ die Kranke ihrem Frauenzimmer; aber aus der Hochzeit ward desselben Tages nichts, und die nächsten Tage ward auch nichts daraus, denn die Verwirrung wollte sich nicht geben.

Es wurden nach und nach die gelehrtesten Aerzte des ganzen Königreichs herbeigerufen, die wirklich auch allesamt sehr gelehrt herausbrachten, daß diese Krankheit eine Art wahnsinniger Verrückung, fast etwa wie eine Naserei sei, von welcher einige Aerzten heilbar wären, andere aber unheilbar. Sie verordneten Pulver, Pillen und Tränke, welche die Kranke auch zuweilen in guten Stunden einnahm, zuweilen aber den Aerzten an den Kopf warf. Niemals ließ sie einen Arzt so nahe an sich kommen, daß er ihr den Puls befühlen konnte. Wollte es aber einer wagen, so gerieth sie in Wuth, sprang zu und zerkrachte ihm das Gesicht so sehr, daß aus der gelahrten Wiene eine Jammerwiene wurde. Zuletzt wollte sich gar kein Arzt mehr finden, welcher Lust hatte den großen Lohn zu verdienen, welchen der Sultan dem verhiess, welcher die Prinzessin heilen würde.

Siruz Schah war indeßen in aller Herren Ländern umhergereist, und hatte nach Neuigkeiten von Prinzen und Prinzessinnen und von den Fürstenthöfen gefragt, aber er hatte nichts erfahren. Endlich hörte er in Indien viel von einer Bengalischen Prinzessin reden, die

an dem nämlichen Tage ihren Verstand verloren, an welchem der Sultan von Kaschmir sich mit ihr hätte vermählen wollen.

Jetzt hatte Firuz einen Fingerzeig und reiste nach der Hauptstadt Kaschmirs, eilte an den Hof des Sultans und ließ sich ihm vorstellen. Er that sehr geheimnißvoll und sagte, obwohl er nur ein Derwisch und kein Arzt sei, habe er doch auf seinen langen Reisen und durch vieles Nachdenken manche wunderkräftige Arzneien aufgefunden, auf welche die Herren Aerzte nicht gekommen wären. Verhalte es mit der Krankheit sich also, wie man ihm beschrieben hätte, so wolle er, wenn man ihm in Allem gewähren ließe, seinen Kopf als Pfand für ihre Heilung einsetzen. Er sprach mit so viel Sicherheit, als wär er ein Jahrlang als Marktschreier umhergezogen, und der Sultan faßte großes Vertrauen zu ihm und ließ ihn gewähren.

Der Derwisch betrachtete die Prinzessin erst von einem höher liegenden Kabinette aus. Er sahe sie, er hörte sie ein trauriges Lied singen, und er wurde überzeugt, daß sie seine vermißte Angebetete und die Krankheit Verstellung sei, und schritt zur Kur.

Als er sich, nachdem sich Jedermann bis aus der geöffneten Thür des Zimmers hatte entfernen müssen, dem Bette der Prinzessin allzu sehr nähern wollte, vergaß sie den Respekt gegen die Derwischkleidung und wollte auf den Herannahenden zu. Er aber fing leise an die erste Strophe eines persischen Liedes zu singen, welches er sie gelehrt hatte. Sie wurde aufmerksam und ließ ihn mit der zweiten Strophe so nahe herankommen, daß er ihren Puls befühlen konnte.

Die Prinzessin hatte ihn ungeachtet der Verhüllung bald erkannt, und indem er heimliche Worte zu ihr murmelte und seltsame Zeichen dazu machte, gab er ihr nur Anweisung, wie sie zu Werke gehen solle, und auf welche Weise sie sich befreien wollten. Sie

sollte nur, mit mancherlei Rückfällen, allmählig gesund zu werden scheinen, und auf dem Zauberpferde wolle er sie davon führen.

Wie erfreut war der Sultan über den außerordentlich günstigen Anfang der Heilung; und als am dritten Tage die Prinzessin den Sultan empfing und mit ihm vernünftige Worte sprach, war er so entzückt, daß er fast Lustsprünge in seiner Sultanskronen gemacht hätte. Er erklärte den Derwisch für den ersten und einzigen Arzt der Welt, zum geheimen Oberbergrath und zweitem Oberstallmeister, zum geheimen Schlüsselträger und zufolge dessen, natürlich, zum ersten Leibarzt, der ihm Unsterblichkeit verschaffen mußte.

Seit acht Tagen waren die Anwandlungen der Prinzessin immer seltener und schwächer geworden, aber in den nächsten acht Tagen kam es nicht weiter mit ihr. Fröh vier Uhr hatte sie jeglichen Tag heftige Anwandlungen, und der Derwisch sagte, hier sei noch Etwas von Zauberri verborgen, wohinter er, alles Fragens bei der Prinzessin ungeachtet, nicht kommen könnte. Hätte er nur heraus, woran es hier hinge, so sollte sie der Sultan jede Stunde heirathen können.

„Better! sagte der Sultan; Herzensfreund! Sie ist auf einem verdamnten Pferde, welches in meiner Schatzkammer steht, durch die Luft hier angekommen, und in dem Pferde liegt die Zauberei gewiß und wahrhaftig, glaube ich!“

Euer Scharfsinn betrügt Euch nicht, sagte der Derwisch. Dann schwieg er mit sinnender Miene und zählte und rechnete an den Fingern; dann that er seinen Mund auf und sagte: „Befehlt, daß man mir in Allem, was ich verordnen werde, streng folge; übermorgen um fünf Uhr soll sie gesund sein, oder ich will mein Leben verloren haben.“

Uebermorgen kam. Alles Hofgesindel stand im Schloßhofe in frühester Morgenstunde im Kreise, und in der Mitte des Kreises stand das Zauberpferd; rechts desselben die Prinzessin, links der Derwisch, und an jeder Seite ein Hofdiener. In einem innern und engern Kreise dampften Wunderkräuter auf heißen Pfannen und dicker Rauch stieg zum Himmel auf. Jetzt mußten die Diener der Prinzessin aufs Pferd helfen und daselbe sinnig und stillschweigend herumdrehen, indem er mancherlei wohlriechendes Kraut und Holz mit murmelnden Worten auf die Pfannen warf, unter welchen ein Feuer war unterhalten geworden.

Jetzt, als der Rauch am dicksten aufstieg, rief er den Dienern zu: „Eilt schnell in den äußern Kreis und rettet Euch.“

Indem sie entflohen, schwang er sich aufs Pferd, drehete den Wirbel, stieg in die Luft auf und rief dem Sultan und dem Hofe, freundlich mit der Hand winkend, ein: „Lebt wohl!“ zu.

Dahin flogen sie. Wie aber der Sultan ihnen nachfluchte, dann jammerte, dann sich einmal übers andere einen Esel, einen rechten dummen Waldefel schalt, worin er eben sowohl Recht befehlt wie in allen übrigen Dingen; wie die Reitenden die beiderseitigen Aeltern aussuchten und diese übergelüchlich waren, sie aber sich dann vermählten und grausam übergelüchlich waren, und was dergleichen mehr ist, ist zu erzählen nicht nöthig.

31. Ahmed und Paribanu.

Ein mächtiger König von Indien hatte drei Söhne. Der älteste Prinz hieß Hussein, der zweite hieß Ali und der jüngste hieß Ahmed. Mit diesen Prinzen war zugleich eine Nichte des Königs aufgewachsen und erzogen worden, weil ihr Vater frühzeitig gestorben war. Ihr Name war Murunnihar.

Als sie erwachsen war, dachte der König von Indien darauf, sie an einen benachbarten König zu verheirathen, aber da fand es sich, daß alle seine drei Söhne mit großer Leidenschaft in die Prinzessin verliebt waren, und jeder derselben forderte sie von dem Vater zur Gemahlin.

Der Vater stellte jedem der beiden jüngern Prinzen besonders vor, ihrer Liebe zu Gunsten des ältern Bruders zu entsagen; sie aber hatten tausend Einwendungen, und wenn der Vater ihnen dieselben widerlegt hatte, so behaupteten sie, es sei ihnen unmöglich ohne die Prinzessin zu leben. Hussein behauptete hartnäckig das Nämliche.

Der Vater sah, welchen Haß und Bitterkeit, und wieviel Verwirrungen im Hause und Lande eine so unglückliche Liebe unter den Brüdern erzeugen würde, und wußte nur noch ein Mittel, welches er mit seinem königlichen Ansehen unterstützte.

„Die Prinzessin selbst, sagte er, soll einen von Euch wählen, und wer dann sich widerspenstig bezeigt, den will ich Landes verweisen.“

Die Prinzen waren mit diesem Ausweg zufrieden, denn jeder schmeichelte sich, daß ihn die Wahl treffen müsse und keinen andern Bruder, weil er sie am heftigsten liebe. Der Vater aber war hoch

erfreut, seine Prinzen so vernünftig und alle Verwirrungen gehoben zu wissen, und bildete sich auf seine Weisheit nicht wenig ein.

Aber wie betroffen war der König, als die Prinzessin hartnäckig die Wahl verweigerte. Wie kann ich denn wählen? allergnädigster Oheim, sagte sie, da ich sie alle drei gleich lieb habe, weil sie alle gleich schön, gleich weise und gleich liebenswürdig sind.

Es ist meinem Herzen unmöglich eine Wahl zu treffen, zumal da ich mittelst derselben dem Einen einen Vorzug zu geben schien und die beiden Andern betrüben müßte. Nein, gnädigster Herr, wählet Ihr selbst, welchen ich als meinen Gemahl ehren und lieben soll."

Gegen so viel Zartheit konnte der arme König mit aller seiner Weisheit nicht auskommen, und quälte sich Tag und Nacht um einen andern Ausweg zu finden. Endlich fand er einen, der ihm ganz vorzüglich zu sein schien.

„Gehet auf Reisen, meine Söhne, redete sie der Vater an; und wähle sich Jeder ein eigenes Land, das er besuchen will. Wer mir nach einem Jahre die wundersamste Seltenheit mitbringt, der soll die Prinzessin haben."

Bei sich selbst dachte auch der König noch, daß während der Zeit eines Jahres schon manche Liebe sei vergessen worden, und neue Gesichter neue Neigungen erzeugt hätten. Ueberdieß glaubte er noch mit Recht, es könnte den Herren Söhnen sehr zuträglich sein, einmal eine zeitlang fremdes Land und Volk, fremde Kunst, Art und Sitte zu sehen.

Die Prinzen ritten nach einigen Tagen als Kaufleute verkleidet fort, jeder von einem vertrauten Hofbedienten begleitet, der als Sklave verkleidet war, und nöthigenfalls seinem jungen Herrn ein wenig Verstand leihen konnte.

In dem ersten Nachtlager, neben welchem sich der Weg nach

drei verschiedenen Weltgegenden hin theilte, wurden sie eins, sich über ein Jahr hier wieder zu versammeln und dann zusammen zu dem Vater zurückzukehren.

Der älteste Prinz reiste mit einer Karawane nach dem Könige-
reiche Bisanagar. Er brauchte drei Monate, um durch Wüsten und
fruchtbare Länder, durch Gebirge und Thäler dorthin zu gelangen.
Er wählte sich die Hauptstadt zu seinem Aufenthalte und kehrte in
dem großen Khan ein, wo die fremden Kaufleute ihre Herberge hat-
ten, um bei ihnen die Seltenheiten und Wunder fremder Länder
und Reiche und die Sitten und Gebräuche der Völker zu erkundis-
gen.

Er besahe sich den königlichen Palast und wollte es sich selbst
nicht glauben, daß derselbe größer, herrlicher und kostbarer sei, als
der Palast seines Herrn Vaters.

Er bemerkte den lebendigen Handel der Stadt, die köstlichen
Waaren verschiedener Erdgegenden, die bewundernswerthen Arbei-
ten der Künstler, die großen Reichthümer und den Prachtaufwand
der reichen Einwohner, und sahe mit Vergnügen die Kauf- und Han-
delsplätze und die Buden der Kaufleute, Künstler und Handwerker
mit den vortrefflichsten Rosen und andern kostbaren Blumen ge-
schmückt.

Eines Tages war er im Besehen so vieler Neuheiten und Koste-
barkeiten, die sich in den verschiedenen Quartieren der Stadt befand-
en, recht müde geworden. Er bat einen Kaufmann um eine Aus-
heftelle in dessen Bude, und sie wurde ihm freundlich bewilligt.

Nicht lange hatte er geruht, als ein Ausrufer vorbei ging, mit
einem Teppiche auf dem Arme, der weder sehr groß noch kostbar
war, und den derselbe für dreißig tausend Thaler ausbot. Er rief
den Käufer, besahe den Teppich, schüttelte den Kopf und sagte;

„Mein guter Freund, ich begreife nicht, wie man einen solchen Teppich zu solchem Preis ausbieten kann?“

„Ich glaube es schon, versetzte der Ausruf; aber, mein Herr, es gibt Dinge, die nicht Jedermann sogleich begreift, und es ist Manches unscheinbar, was dennoch hohen Werth hat. — Ihr werdet es, mein Herr, noch weniger begreifen, wenn ich Euch sage, daß Ihr diesen Teppich nicht unter funfzig tausend Thaler erkaufen könnt.“

„Das ist seltsam!“ sagte der Prinz. — „Ja freilich!“ erwiederte der Ausruf. „Er hat indeßen eine Tugend, die noch seltsamer als der Preis ist, und diesen grade durch ungewöhnliche Niedrigkeit seltsam macht.“

„Ihr sprecht in Räthseln, mein werther Herr;“ sagte der Prinz empfindlich. — „So ist es fürwahr, allerwerthester Herr;“ antwortete der Ausruf. „Indeßen wird Euch Alles klar sein, sobald Ihr wissen werdet, welch eine Tugend dieser Teppich hat. Setzt Euch drauf; wünschet Euch dann, wohin Ihr wollt, und Ihr seid im selben Augenblick dort!“

„So?“ sagte der Prinz mit langgezogenem Ton, und dachte sogleich, daß eine solche Seltenheit wohl schwerlich einem seiner Bräuer der aufstoßen möchte. Er machte die Probe mit dem Teppich, setzte sich mit dem Ausruf darauf, wünschte sich in den Khan auf seine Zimmer, und war im Augenblick dort.

Nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, zahlte er den Preis und behielt den Teppich.

Jetzt hatte er Zeit genug sich überall im Lande umzusehen und den königlichen Palast, die Tempel der Götter, die Aufzüge und Tänze und Feste zu Ehren der Gottheiten, die Künste der Gaukler, und tausend andere Dinge zu beschauen. Das Alles aber beschäfs-

rigte ihn lange so sehr nicht, daß er nicht noch sehr viel Langeweile sollte gehabt haben, zumal da es keiner eigentlichen Rückreise bedurfte, indem er mit seinem Wunschteppich in einem Augenblicke wieder an den verabredeten Ort der Zusammenkunft sein konnte. Da ihn überdies die große Sehnsucht quälte, der schönen Murumihar näher zu sein, so wünschte er sich plötzlich einmal in einem starken Anfall von Liebe und Langweile in die Nachtherberge zurück, war in demselben Augenblick mit seinem Begleiter dort, und wartete einige Monate mit Schmerzen auf die Rückkunft seiner Brüder.

Ali, der zweite Prinz des indischen Königs, war in der Gesellschaft mehrerer Kaufleute die Straße nach Persien gezogen, wohin er auch nur nach langer und beschwerlicher Reise gelangte und ebenfalls in der Hauptstadt einen Khan zu seiner Herberge wählte, in welchem sich Kaufleute aufhielten.

Gleich am ersten Tage als er die Stadt durchwandelte, um die Reichthümer und Prachtigkeiten derselben zu beschauen, bemerkt er unter den vielen Ausrüfern Einen, der ein kurzes, kaum zollstarkes elfenbeinerns Rohr in der Hand hielt, und es für dreißig tausend Thaler ausschrie.

Der Prinz fragte einen Kaufmann in der nächsten Bude: „Fehlt denn dem Menschen dort mit dem elfenbeinern Rohr etwa ein wenig oben im Hirn?“

„Es mag freilich wohl Vielen dort fehlen,“ versetzte der Kaufmann, „indessen müßte es bei diesem seit gestern erst rappeln; denn er war bis jetzt der kenntnißreichste und geschäftigste aller Ausrüfer in unserer Stadt, dem man grade die kostbarsten und seltsamsten Sachen anvertraute. Laßt Euch in meiner Bude nieder und verzieheth ein wenig; er wird bald wieder zurückkommen, dann wollen wir ihn fragen.“

Ali setzte sich in die Bude neben den Kaufmann, und als der Ausrufer rückkehrte, rief der Kaufmann denselben an und sagte: „Dieser Herr hier hat Euch in übeln Verdacht, weil ihr so ein unbedeutendes Rohr von Elfenbein zu so ungeheurem Preise ausruft.“

„Mein Herr, sagte der Ausrufer, indem er zu Ali sich wandte, Ihr seid es nicht allein, der mich des Rohres und seines Preises wegen für verrückt hält; wüßtet Ihr indeßen die Tugend desselben, Ihr würdet Euch nicht wundern, daß der wahre Preis zwanzigtausend Thaler höher ist, als der ausgerufene.“

„Wie so?“ fragte der Prinz, und der Ausrufer erwiderte: „Nehmet das Rohr, haltet das Auge an das Glas desselben und wünschet zu sehen, was Euch beliebt.“

Der Prinz wünschte die Prinzessin Murunnihar zu sehen, und im Augenblick erblickte er sie fröhlich und guter Dinge im wohlbekannten Zimmer am Pustisch, von ihrem Frauenzimmer umgeben. Darauf wünschte er seinen Vater zu sehen, und er sah ihn auf seinem Throne mitten unter seinen Bezieren und Råthen und der Großvezier schien über eine wichtige Angelegenheit zu sprechen. Er verzlangte noch dieß und das zu sehen und sah es.

Der Kauf war bald geschlossen, und Ali glaubte, daß ihm die Prinzessin gewiß, denn er hielt es für unmöglich, daß eine gleich kostbare Seltenheit sich noch auf der Erde finden könne. Er durchreiste das Land nach allen Richtungen, kehrte dann zurück und fand seinen ältern Bruder schon in der Herberge vor.

Ahmed war nach Samarkand in der Tartarei gereist und hatte sich bald genug mit den Waarenplätzen bekannt gemacht. Gleich in den ersten Tagen rief ein Ausrufer einen künstlichen Apfel um dreißigtausend Thaler aus. Der Prinz fragte nach der Tugend des Apfels. Der Ausrufer gab ihm Bescheid und sagte, dieser Apfel

sei wohl das größte Kleinod der Welt. Er helle alle und jede Krankheiten überhaupt und alle Fieber noch insonderheit, wenn man nur ein ganz klein wenig daran röche oder ihn auch nur an die Nase halte. Er erzählte ihm, daß ein sehr großer Naturkundler, der alle Pflanzenkräfte gekannt hätte, sein ganzes Leben darauf gewandt habe, solch einen Apfel aus den kräftigsten Dingen zusammen zu setzen. Ihn selbst hätte ein so plötzlicher Todt hinweggenommen, daß er sich seiner Erfindung nicht habe bedienen können.

Die umstehenden Kaufleute bekräftigten die Aussage des Ausrufers und setzten hinzu, daß die erstaunlichsten Kuren mit diesem Apfel seien vollbracht worden. „Was brauchts vieler Versicherungen? rief einer der Umstehenden, die Probe läßt sich sogleich an meinem kranken Freunde in der Nachbarschaft machen, welchen alle Aerzte aufgegeben haben. Er liegt wie eine Leiche schon seit acht Tagen, - und athmet nur noch unmerklich.

Man ging hin; man machte den Versuch, und der Kranke athmete sogleich wieder kräftig und stark, die Augen wurden helle, die Wangen blühten und der Genesene forderte Speise.

Der Prinz kaufte den Apfel, er mußte aber ebenfalls funfzigtausend Thaler dafür zahlen und zahlte sie gern; ja, er gab vor Freunden dem Ausrufer noch zweihundert Goldstück zur Belohnung.

Der Prinz wunderte sich in seinem Herzen über die Narren, die einen solchen Wunderapfel verkauften, mit welchem sie in einem einzigen Jahre bei reichen Tagedieben und Schwelgern und bei begüterten Alten, die gern unsterblich sein wollen, zehnmal so viel spielend hätten verdienen können, als sein Verkaufspreis war. Inzwischen was kummerte das ihn; hatte er doch nun, wie er sich schmeichelte, die Prinzessin.

Nachdem er die Tartarei dahin und dorthin durchzogen hatte, war es Zeit zur Heimkehr und er kam ohne Unfall in der Herberge an, wo er die Brüder schon vorfand.

Die Brüder besprachen sich nun über ihre Reisen und Jeder rühmte sich, er habe ein unübertreffliches Wunderding gekauft und es unendlich theuer bezahlt, aber dennoch unendlich tief unter seinem Werth, denn man könnte in kurzer Zeit weit mehr damit erwerben.

Nach und nach kam denn zum Vorschein, welch kostbares Stück ein Jeglicher erhandelt hatte, und Jeder zeigte das Seltene den Andern. Es fiel ihnen auf, daß sie Alle zu gleichen Preisen gekauft hätten, und Jeglicher zwanzigtausend Thaler über die erste Forderung hatte geben müssen. Aber es wurde Jedem ganz unheimlich zu Muth, wenn er bedachte, daß alle drei Seltenheiten von gleich wundersamen Werthe wären und keines ein vorzügliches Recht auf die Prinzessin geben möchte. Indessen kam es doch erst auf die Probe an, ob jegliches Wunderding die gepriesene Eigenschaft auch wirklich besitze.

„Nehmt mein Rohr und versucht es,“ sagte Ahmed zu Hussein. Dieser nahm das Rohr, sahe hinein mit dem Wunsche Murunnihar zu erblicken. Plötzlich erbleichte er und ließ das Rohr vor Schrecken beinahe fallen. „Ach, es ist Alles vergebens! rief er schmerzlich; Murunnihar liegt in den letzten Zügen und unser Vater steht weinend mit den Aerzten neben ihrem Bette.“ Die Brüder erbleichten nun ebenfalls.

„Hussein, rief Ahmed, laß sehen, ob dein Teppich sich bewährt. Kommt! wir wollen uns auf den Teppich setzen und zu der Kranken hinwünschen.“

Sie setzten sich auf den Teppich, wünschten, und waren in demselben Augenblick im Zimmer der Prinzessin zum Schrecken der

stummen Herzte, der heulenden Frauen und des weinenden Vaters. Sie vergaßen alle zierlichen Höflichkeiten und Worte und blickten traurig auf die geliebte Kranke. Ahmed aber nahm den köstlichen Apfel und hielt ihn denselben dicht unter die Nase. Gleich darauf schlug Murunnihar die Augen auf, rieb dieselben, sah die Umstehenden an und wußte nicht, wie sie daher kamen, oder was sie nur wollten? Es war ihr, als ob sie von einem langen, recht erquickenden Schlafe erwacht sei.

„Willkommen, liebe Vettern, sagte sie zu den Prinzen, indem sie ihnen die Hand reichte. Es freut mich, daß Ihr gesund wieder von Eurer Reise zurück seid!“

Nachdem bei Allen die erste Freude vorüber war, kam bei dem Könige und den Prinzen das Leid nach; denn wer nun die Prinzessin besitzen sollte, blieb jetzt eben so unentschieden als zuvor.

„Meine Söhne, sagte der Vater, ich bin in neuer und peinlicher Verlegenheit. An sich sind Eure drei außerordentlichen Dinge von ganz gleich unschätzbaren Werth, und zu der Rettung der Prinzessin hat Jedes gleich viel beigetragen. Wäre das Rohr nicht gewesen, so hättet Ihr von der Krankheit Murunnihars nichts gewußt; ohne den Teppich wäret Ihr nach ihrem Tode angekommen, und ohne den Apfel hätte sie nicht können genesen. Ruhet heute aus, vielleicht kommt guter Rath über Nacht.“

In der That war der auch über Nacht gekommen, und der König hatte ein leichtes Auskunftsmittel, gleichsam wie im Schlafe, gefunden.

Er ließ die Prinzen am andern Morgen mit Pfeil und Bogen auf die große meilenlange Aue kommen, die zur Reitbahn diente, und es wurde angenommen, derjenige solle der glückliche Besitzer der Angebeteten sein, dessen Pfeil am weitesten fliegen würde.

Husein spannte den Bogen und schoß sehr weit, aber Alis Pfeil flog weiter hin. Jetzt schoß Ahmed, aber kein Auge sah seinen Pfeil zur Erde fallen. Man suchte überall, man lief dahin und dorthin, man vermuthete, der Pfeil Ahmeds möchte weiter geflogen sein als die beiden andern, aber man wußte es doch nicht gewiß. Man hatte über eine halbe Stunde hinaus nach dem Pfeile gesucht, und das war weiter als die stärksten Helden der alten Zeit je einen Pfeil hatten schießen können.

Der König berathete sich auf der Stelle mit den Großen seines Reichs, wem die Prinzessin zufallen sollte? und sie entschieden einstimmig für Ali, denn Ahmeds Pfeil wurde, aller Einwendungen desselben ungeachtet, als gar nicht gültig angenommen, weil er gar nicht vorhanden war.

Noch desselbigen Tages wurden die Vermählungsfeierlichkeiten begonnen. Husein wollte denselben nicht beiwohnen, denn sie hätten sein Herz zerrißen. Er verließ den Hof, entsagte dem Rechte der Thronfolge, ging in die Einsamkeit und wurde ein Derwisch, der bald in den Ruf einer großen Heiligkeit kam. Das machte fehlgeschlagene Liebe.

Ahmed wollte eben so wenig Feierlichkeiten beiwohnen, die ihm höchst peinlich sein mußten, aber der Welt zu entsagen war er gar nicht gewillt. Jetzt beschäftigte ihn sein Pfeil. Er suchte denselben mit aller Anstrengung und war darüber in Gedanken wohl eine Stunde weit gegangen. Er wollte umkehren, aber es war ihm, als würde er durch eine heimliche Gewalt fortgezogen, und er ließ sich leicht ziehen, da ihn Alis Glück weiter vom Hofe abtrieb.

Er war wohl, träumend über die wunderbaren Dinge, welche sich ereignet hatten, vier Meilen weit von dem Hofe entfernt, als er ganze Reihen schroffer Felsen gewahr ward, die er gar nicht

kannte, zum Beweise, daß er zu Hause wirklich nicht zu Hause war.

Als er an den Felsen heran kam, fand er einen Pfeil an der Erde liegend, den er für den seinigen erkennen mußte, wie oft und genau er ihn auch besahe und wie unglaublich es auch war, daß derselbe so weit gestogen sein sollte. „Das sind Wunder über Wunder!“ sagte er zu sich selbst. Indem er, seinen Pfeil in der Hand haltend, längs des Felsens in tiefen Gedanken dahin schlich, kam er in ein Fessenthal, ging hinein und erblickte eine eiserne Pforte, die sich nach einwärts öffnete, als er daran stieß.

Er ging in eine Höhle hinab, und bald umfloß ihn ein Licht, welches zwar Alles erhellte, aber doch ganz anders als das Tageslicht. Als er etwa einige hundert Schritte mählig und sanft herabgeschritten war, erblickte er einen überaus geräumigen Platz und in der Mitte desselben einen Palast, wie er noch niemals gesehen hatte, obwohl er ein Jahr lang auf Reisen gewesen war. Zugleich trat eine Dame aus dem Palaste in Begleitung einer Schaar reichgeschmückter Jungfrauen. Ihre Schönheit war göttlich und Ahmed hatte sie kaum gesehen, so war Durunnihar aus seinem Herzen und also auch aus seinem Gedächtniß vertilgt. Indem er ihr entgegen gehen und dann vor dem Glanz ihres Sonnenantlitzes niederfallen und anbeten wollte, rief sie ihm mit lauter Stimme zu: „Willkommen Prinz Ahmed! Wie lange hat mein Herz sich Eurer ersehnt!“

Erstaunt über sein Bekanntsein und über die kühne Deutlichkeit zärtlicher Ausdrücke, wollte er sich nun niederwerfen und fragen, welches Glück ihm das Vergnügen gewähre, von ihr gekannt zu sein; aber sie bat ihn in ihren Saal zu treten, wo sie mit mehr Ruße plaudern könnten!

„Welch ein Saal! welch ein Glanz, wie Morgenlicht und Mondschein untereinander! Welch eine edle Bauart! Welch ein rein erhabener Styl! Wie kräftig und mild! Wie prächtig und anziehend! Es ist das Abbild des Himmels mit seinen Sternen!“

Also rief unser Prinz aus, der wohl wußte, wie man sein ästhetisches Gefühl zu Tage legen muß, wenn man es mit feinen Sinnen dahin gebracht hat, die sanfte Rundung einer braun, schweiger Mettwurst von der geschmackvollen Plumpheit eines Hamburger Rinderbratens mit Kritik unterscheiden zu können.

Die Dame schien wohl von der recht vornehmen, aber nicht von der ästhetischen Sorte und sagte lächelnd: „Ihr beliebt artig zu spaßen, mein Prinz. Dieß hier ist mein schlechtestes Landhaus, auf welchem ich mich aber am liebsten aufhalte, weil es so einfach ist.“

Sie ersuchte ihn sich zu ihr aufs Sofa zu setzen und sagte: „Prinz, Ihr sollt wissen, daß ich eine Tochter eines Genius bin, der eine große Macht besitzt, und Paribanu heiße. So werdet Ihr Euch denn auch nicht wundern, daß ich sowohl Euch als Eure Familie längst kenne, eben sowohl als die Prinzessin Nurunnihar, und die Geschichte Eurer Liebe zu ihr. Ihr, für Eure Person scheint mir eines höhern Glücks würdig, als Ihr in dem Besitz dieser Dame würdet gefunden haben. Ich war es, die Eurem ältesten Bruder den Teppich, Ali das Rohr und Euch den Apfel in die Hände brachte. Heute war ich bei Eurem Pfeilschießen unsichtbar gegenwärtig, fing Euren Pfeil, welcher nicht einmal über Hussains Pfeil würde hinausgekommen sein, mitten im Fluge auf und führte ihn bis dahin, wo Ihr ihn gefunden habt.“

Ihr errathet leicht, daß ich es auf Euch abgesehen hatte, und da die höhern Geister von den Kleinlichkeiten der Erdkinder nichts wissen, so sag ich es Euch frei, daß es nur auf Euch ankommt, der glücklichste Sterbliche zu werden.

Ahmed verstand, was sie meinte. Er fiel vor ihr nieder und wollte ihr den Saum des Kleides küssen, sie aber reichte ihm dagegen lächelnd die Hand. Noch desselben Abends wurden Beide ein Paar, denn die Geister haben nicht Zeit, sich mit den Umständlichkeiten der Alltagsmenschen abzugeben.

Beim Abendessen waren sie allein am Tische, wo sich Köstlichkeiten an Speisen und Weinen fanden, von welchen Ahmed noch nie gehört hatte. Sie genoßen reichlich und mit Entzücken, indeßen schöne Jungfrauen in Chören mit Saitenspiel und Gesang das herrliche Mahl würzten. Dann kamen tanzende Genien und Feen in großen Schaaren und ergößten die Neuvermählten, so lange es Paribanu, ihrer Herrin, gefiel.

Die Pracht und Herrlichkeit, welche Ahmed am andern Tage sahe, als ihn Paribanu in Zimmern und Gärten herumführte, ist nicht zu beschreiben. Diamanten wie Hühnereier, Trinkgefäße von Rubinen und Smaragden, die mehrere Kannen befaßten, Pfirsichbäume, die über zehntausend Früchte trugen, Weinreben stark und hoch wie große Eichbäume, deren Zweige mit reichen Laub und Früchten beladen, zur Erde herabhingen und große Lauben bildeten und ähnliche Dinge gehörten zu den geringsten Kleinigkeiten.

Sechs Monate waren dem glücklichen Paar unter tausend Abwechselungen der Lust und Liebe und Freude dahingegangen, und Ahmed hatte in seinem Glück Vater und Hof und Prinzessin und Brüder vergessen. Nun aber fiel es ihm doch ein wenig

D d

Zweites Bändchen.

aufs Herz, wie bekümmert der Vater setnetwegen sein möchte. In der That dachte dieser, der Prinz könnte aus Desperation in alle Welt gegangen sein, oder sich gar ein Leides gethan haben, wie man denn solcher traurigen Exempel auch damals schon viel hatte.

Es wurden Eilboten in alle Gegenden des Reichs gesendet mit Befehlen an die Statthalter, den Prinzen anzuhalten, mit dem nachdenklichen Zusaze, „falls er ankäme.“ Als er nun aber nirgends ankam, so wurde der Vater untröstlich und bat den Bezier mit Thränen Mittel auszufinnen, den Aufenthalt des verlornen Sohnes zu entdecken.

Der Bezier sann und sann, aber vergebens. Aber was er nicht ersann, erklügelte ein Unterbezier — das nämlich, daß eine große Wahrsagerin und Zauberin ganz im Verborgenen in der Stadt lebe, ein altes böses Stück Weib, aber in ihrer Kunst klug wie der Fürst der Finsterniß selbst. „Laß sie so böse sein als sie will, sagte der Großvezier, wenn sie uns jetzt nur Rath schafft.“

Die Zauberin mußte kommen, und erhielt große Verheißungen für den Fall, daß sie den Aufenthalt des Prinzen herausbringe. Einen ganzen Tag arbeitete die Zauberin mit aller ihrer Wissenschaft, brachte aber nur so viel heraus, daß der Prinz noch lebe, aber nicht wo? „Es muß, sagte sie, dabei etwas Besonderes obwalten, sonst hätte ich es gewiß ausgefunden.“

Da der Prinz erst wieder an seinen Vater anfang zu denken, so erzählte er auch oft und gern von ihm, aber in seinen Erzählungen herrschte eine gewisse Schwermuth und Sehnsucht, die aus dem Wunsche entstand, den Vater einmal wieder zu sehen — ein Wunsch, welchen laut werden zu lassen er nicht wagte.

Paribann hatte ihrem Gemahl sein Verlangen bald abgemerkt. „Prinz, sagte sie, Ihr habt den natürlichen Wunsch Euren Vater zu sehen. Zieheth immer hin, aber bedenk, wie ungeduldig mein Herz Euch wieder zurückerwarten wird. Ich werde Euch zwanzig von meinen Leuten zu Pferde mitgeben, die Euch keine Schande machen sollen. Zieht hin und bleibet einige Tage, sagt Eurem Vater, daß Ihr glücklich seid, aber sagt ihm nicht, wo Ihr Euch aufhaltet, und nicht von Eurer Vermählung und meinem Stande. Ich habe gute Gründe zu dieser Bitte.“

Es erhob sich ein großes Freudengeschrei, als der Prinz mit seinem Gefolge einzog, bei welchem das schlechteste Pferd das Leibpferd des Sultans an Feuer und Schönheit und an Reichthum des Schmucks weit übertraf.

Der Vater weinte Freudenthränen und wollte nun wissen, wie es ihm ergangen sei? Mit tausend Worten und Höflichkeiten berichtete der Prinz dem Vater, daß er unaussprechlich glücklich sei, aber das Uebrige set ganz und gar ein Geheimniß, welches nicht enthüllt werden dürfe.

Drei Tage lang dauerten die Festlichkeiten am Hofe und am vierten eilt Ahmed wieder in aller Frühe fort und überraschte seine Gemahlin, die ihn noch lange nicht zurückerwartet hatte. — Der Prinz stattete seit dieser Zeit alle Monat einen dreitägigen Besuch bei dem Vater ab, und jedesmal, wenn er ankam, war sein Gefolge reicher und glänzender gekleidet als die vorigenmale.

Einigen überweisen Bezieren, die unglücklicherweise zu den Günstlingen des Königs gehörten, wollte das sehr verdächtig vorkommen. „Wovon kann der Prinz solchen Aufwand bestreiten? fragten sie, da er keine Güter und kein Einkommen hat. Worum kommt er so glänzend? und warum ist er gegen die Hofdies-

ner und gegen das Volk so freigebig, wenn es nicht darum ist, die Augen der Leute zu bestechen und ihre Herzen zu gewinnen, um einst den Vater vom Throne zu stürzen. Und was hätte er auch sonst nöthig seinen Aufenthalt zu verbergen? Zuverlässig ist er in der Nähe, um sogleich den nächsten günstigen Augenblick zu ergreifen. Seine Pferde und Leute sind ja so frisch, wenn er ankommt, als ob er einen Spazierritt gemacht hätte. — Und wer weiß denn, ob ihm nicht noch die Entscheidung des Königs über den Besitz der Prinzessin Murunnihar so großend im Herzen sitzt, als sei ihm großes Unrecht geschehen!“

Unser indischer König wollte seinen tief und weitschenden Bezieren anfangs das Ohr nicht leihen. Er liebte seinen Sohn und fühlte, daß er von diesem geliebt wurde; aber die Bezieren wußten wohl, daß man durch öftere Wiederholungen einen Verdacht am Ende zur Gewißheit erheben kann. — Der König fing an zu glauben, daß seine Krone wackelnd werde, und wurde nun mißtrauisch.

Die Zauberin wurde berufen und empfing ihre Aufträge. Sie spähet den Wegen des Prinzen nach, und da dieser in einer Gegend der Felsen verschwand, wo kein Mensch, weder zu Fuß noch zu Pferd einen Weg haben konnte, so schloß sie, daß er wohl einen Verkehr mit der Welt der Genien haben möchte. Dieß ward ihr um so gewisser, als sie längs der Felsen hinschlich, und weder eine Höhle noch sonst einen Eingang entdeckte, indem die eiserne Pforte nur denjenigen sichtbar war, welchen Paribann wohlwollte.

Die Zauberin erhielt für diese erste Nachricht einen kostbaren Diamant und die Erlaubniß ganz nach eigenem Bedanken ferner zu verfahren.

Als die Zeit kam, wo der Prinz den Vater wieder zu besuchen pflegte, ging die Zauberin zum Felsen und legte sich an diejenige Stelle desselben, wo der Prinz verschwunden war.

Der Prinz kam am frühen Morgen zum Felsen heraus und fand das arglistige Weib winselnd und ächzend dort liegen und sich kläglich an dem Boden krümmen und winden. Er war mitleidig und fragte, was ihr fehle? Sie aber sahe ihn kläglich mit halbgebrochenen Augen an und sagte mit matter Stimme: „Fieber! Fieber! — Kann nicht weiter! — — Kein Mensch hier!“

Der Prinz ließ sie von seinen Leuten durch den Felsen zu dem Palast seiner Gemahlin bringen, und sie derselben empfehlen. Er selbst ritt, ohne abzustiegen, weiter.

„Saget dem Prinzen, sprach Paribanu zu den Leuten, die ihrem Herrn nun nachritten, nachdem sie das Weib überbracht hatten, saget ihm, daß wir uns schlechten Dank verdienen werden.“

Sie ließ die Kranke in ein prächtiges Zimmer führen und zur Ruhe bringen. Dann ging eine von den Dienerinnen hin und kam mit einer Schale voll Wasser zurück. „Trinkt das, gute Frau, sagte sie; es ist Lebenswasser aus dem Löwenbrunnen, welches vor Ablauf einer Stunde Euer Fieber unfehlbar hebt.“

Mit vielen Grimassen und scheinbaren Widerwillen trank das Weib und legte sich dann, sorgfältig zugedeckt, hin, gleichsam die Ausdünstung abzuwarten.

Die Zauberin wäre gern wieder aus dem Bette gewesen, aber des Scheins wegen mußte sie die Stunde abwarten, bis zu deren Ablauf man sie allein gelassen hatte. Sie saß schon völlig wieder angekleidet, als die Dienerinnen zurückkamen und rief ihnen entgegen: „O, wie vielen Dank bin ich Eurer Gebieterin schuldig! Wie erquickt bin ich! Das ist ein wahrhaftiger Wundertrank!“

Man führte sie in dem Palaste herum, um allen Augen verblendenden Glanz und alle Pracht desselben zu sehen, und zuletzt brachte man sie in einen Saal, wo Paribanu auf einem goldenen Thron saß, umgeben von Schaaren von Feen, deren Schönheit überirdisch war. Sie wollte vor Paribanu niederfallen und danken, die aber kam ihr zuvor und sagte: „Ich freue mich, liebe Frau, daß Ihr so bald wieder hergestellt seid. Laßt Euch noch, wenn es Euch ergötzt, in den übrigen Zimmer meines Palastes und auch in meinen Gärten umherführen, erquickt Euch dann, und setzt Eure Reise glücklich fort!“

Sie ließ sich umherführen und das Erstaunen über alle die Wunder, die sie sah, verschloßen ihr den Mund; und als sie von den Führerinnen hörte: dieß sei unter sieben tausend Palästen, die ihre Gebieterin in dem unermesslichen Umfang ihres Reiches besäße, gerade der geringste, wurde es ihr schwindelnd.

Unter mancherlei Gesprächen kam sie bis zur eisernen Pforte, wo man sie heraus ließ. Kaum hatte sich die Pforte hinter ihr wieder geschlossen, als sie sich umkehrend dieselbe genau ins Auge faßen und Platz und Stelle merken wollte. Aber es war keine Pforte vorhanden.

Die Zauberin eilte, dem König Bericht zu erstatten, und als es geschehen war, verstärkte sie den Verdacht des Königs, indem sie sagte: der Prinz werde ja wohl aus Ehrfurcht und Kindesliebe nicht nach dem Throne des Vaters trachten, aber wer bürge denn für die ehrgeizigen Absichten seiner Gemahlin? Seine Majestät möchten immer geruhen ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten. Derselben Meinung waren die Günstlinge, die auch anwesend waren, und weil sie entschlossene Maaßregeln liebten, riethen sie, den Prinzen mit seinem Gefolge beim nächsten

Besuch in sichern Gewahrsam zu nehmen, bis man selbst sicher sei. Dieß sei das untrüglichsie und sicherste Mittel.

„Weise Herren, sagte das Weib, Euer Gedanke ist höchst vortreflich, aber ich fürchte doch, es möchte zu viel Aufsehen machen also zu verfahren, und die Begleiter des Prinzen, die ohne Zweifel Genien sind, möchten für menschliche Festhaltungsmittel zu lustig und geschickt sein, und sich bald frei machen.“ — Besser dürfte es sein, Seine Majestät der König forderte Etwas von dem Prinzen, was selbst die Gemahlin desselben zu leisten nicht im Stande wäre. Dann bliebe er vielleicht aus Schaam in seinem unterirdischen Reiche und käme nie wieder.“

Dieser Rath gefiel Allen darum, weil keiner einen besseren wußte. Aber was sollten sie denn fordern?

Darauf hatte das Weib auch schon gedacht. „Ewre Majestät, sagte sie, fordere doch ein Zelt, welches ein einziger Mensch mit der Hand umfassen kann, und worunter dennoch die ganze Armee Ewrer Majestät Platz haben möge.“

Das war ein übergöttlicher Gedanke, und als am andern Morgen Ahmed seinen Vater besuchte, sagte dieser mit vielen Worten, daß ihm der Zufall das Glück des Prinzen verrathen habe. Er sei der Gemahl einer wunderschönen und sehr mächtigen Fee, die auch ihm, dem Vater ihres Gemahls, Etwas zu Gunsten thun werde, und ihm unglaubliche Ausgaben ersparen könne. — Hierauf kam dann die Bitte um ein Zelt hervor, wie es die Zauberin angegeben hatte.

Der Prinz erstaunte über die Entdeckung seines Geheimnisses und noch mehr über das seltsame Ansinnen seines Vaters. Nie hatte er selbst noch die Macht seiner Gemahlin auf die Probe gesetzt, und wußte nicht, wie weit diese reiche, aber daß sie ein

solches Zelt hervorzubringen im Stande sein werde, bezweifelte er sehr. Indessen versicherte er den Vater, den Wunsch seiner Gemahlin vorzutragen, und setzte hinzu: „Wenn ich aufhören sollte Ew. Majestät zu besuchen, so ist es ein Zeichen, daß ein solches Zelt unter die Unmöglichkeiten gehört.“

Seine Majestät machten noch viele Worte, aber Ahmed reiste sogleich ab und kam bei guter Zeit nach Hause, aber mit verdrießlichem Gesicht.

Paribanu errathet bald, was vorgegangen sein möchte und befragte den Prinzen, aber erst nach vielem Bitten erfuhr sie, daß dem König seine Vermählung bekannt sei, und den höchst seltsamen Wunsch desselben.

Paribanu erinnerte ihn an die Worte, die sie ihm hatte sagen lassen, als er ihrer Pflege das kranke Weib empfehlen ließ. Sie erklärte ihm, wie Alles zusammenhing, und was man befürchte, denn die Genien, welche den Prinzen in Gestalt von Reitern begleiteten, hatten genau bemerkt, was am Hofe des Königs vorging.

„Prinz, sagte sie, Ihr scheint geglaubt zu haben, die Gewährung des Wunsches Eures Vaters übersteige meine Kräfte, aber es gibt noch schwierigere Dinge, die ich ohne Mühe hervorbringen kann. Eröffnet mir nur künftig ohne Zurückhaltung, was Euer Herr Vater wünscht. Mir liegt daran ihm zu beweisen, wie hoch ich Euch ehre.“

Sie ließ ihre Schatzmeisterin rufen. „Murgihan, sagte sie, bringe mir das größte Gezelt aus meinen Schatzkammern;“ und sie brachte es. Es war so klein, daß man es in der Hand gemakkelijk verbergen konnte und Ahmed mußte es sich ansehen. Er schüttelte aber leise den Kopf und sahe bedenklich aus. Paribanu lächelte über ihn, und sagte: „Murgihan, gehe und spanne das Zelt auf der gro-

ßen Ebene auf, damit der Prinz sehe, ob es seinem Herrn Vater auch recht sei?"

Als das Zelt aufgespannt war, fand es Ahmed so groß, daß das Heer seines Vaters zweimal darunter Platz gehabt hätte. Vor Erstaunen blieb er stumm, und küßte nur dankbar die Hände seiner Gemahlin.

„Prinz, sagte diese, ich merke wohl, daß Euch das Zelt groß genug scheint, wißt aber auch, daß es sich nach der Zahl der Gelagerten ausdehnt oder verengt, so daß es auch für einen einzigen Mann nur eben die rechte Größe hat. Erquickt Euch, mein geliebter Gemahl, und bringt es sodann noch heute Eurem Herrn Vater. Er soll nicht denken, daß Ihr erst Mühe gehabt hättet, ein solches Zelt von mir zu erlangen, und eben so wenig, daß ich erst Mühe gehabt hätte dasselbe hervorzubringen.

Mit seinen leichten Kennern war der Prinz noch bei guter Zeit bald wieder beim Vater und behändigte ihm das Zelt. Der Vater erschrak, denn er hatte die Rückkunft des Prinzen nimmer wieder erwartet. Aber es wurde ihm ganz unheimlich zu Muth, als am andern Morgen das Zelt aufgeschlagen wurde, und sich ohne alles Zuthun immer mehr und mehr erweiterte, bis es Platz hatte für sechsmalshunderttausend Mann, und dann sich wieder verengte bis zu dem Raum für Einen Mann.

Der König hielt wieder geheimen Rath mit der Zauberin und den Günstlingen, und die Zauberin rieth, das Wasser des Lebens aus dem Löwenbrunnen von dem Prinzen zu fordern. Sie wußte wohl, daß Lebensgefahr dabei war dasselbe zu holen, denn sie hatte es von den Dienerinnen Paribanus gehört.

Ahmed erstaunte, als er hörte, was sein Vater forderte, und

meinte, der Vater habe wohl mit dem Gesundheitsapfel können zufrieden sein, um sein Leben zu erhalten.

Als der Prinz zurückgekehrt war, brachte er tausend dank-sagende Worte vom Vater zurück, aber er eröffnete zugleich den neuen, noch seltsamern Wunsch, den er sehr mißbilligte.

„Laßt es gut sein, antwortete Paribanu. Man sucht Euch zu verderben; das soll aber nicht gelangen. Laßt Euch zwei Pferde bereit halten, laßt einen Hammel schlachten und in vier Theile theilen, und legt diese Theile auf eins der beiden Pferde, auf das andere aber setzet Euch selbst. Sodann nehmt diesen Knauel Zwirn. Morgen mit frühem Tage reitet fort, und so bald Ihr aus der eisernen Pforte seid, werfet den Knauel vor Euch hin. Er wird anfangen zu laufen und nur erst aufhören, wenn Ihr an den offenen Pforten einer alten Burg seid. Innerhalb derselben liegen vier Löwen; zwei wachen und zwei schlafen; aber die wachenden werden die schlafenden brüllend erwecken, sobald sie Euch gewahr werden. Ihr aber reitet dreist zu und werfet ihnen die Hammelsviertel hin, so werden sie Euch gehen lassen. Eilet dann auf den Burghof, in dessen Mitte Ihr den Brunnen mit dem Lebenswasser antreffen werdet. Schöpfet eilends mit einem Gefäße, das Ihr mitnehmen müßet, aus dem Brunnen, und kehret schnell zurück, damit die Löwen noch beim Fressen sind, und Ihr desto sicherer durch sie hin könnt. — Uebrigens sollt Ihr wissen, daß dieses Wasser von Kobolden und Erdgeistern in unterirdischen Tiefen durch Feuer bereitet wird. Es gibt den Feigen Muth, macht die Muthigen rasend, die Stummen beredt, lehrt tanzen und taumeln, schafft festen Schlaf, benebelt die Weisen, daß sie die Dinge nicht unterscheiden können, verursacht, daß die Schwachen tausendfältiges tolles Ding

begehen, richtet viel Handel an, und wird einmal in künftigen Zeiten in Schlachten Wunderdinge verrichten. Die Menschen werden es nämlich nach zehntausend Jahren erfinden und es ebenfalls Lebenswasser, oder Aquavit oder wohl auch Brantwein nennen."

Der Prinz kam Allen getreulich nach. Die Löwen brüllten zuerst und fraßen alsdann, ohne sein zu achten. Das Wasser wurde geschöpft und die Rückkehr war sicher. Aber zwei der Löwen folgten ihm nach. Der Prinz zog seinen Säbel, sahe aber bald, wie freundlich dieselben waren und vertrauete ihnen. Einer derselben ging seitwärts in einem Bogen um ihn herum, um einige Schritte vor ihm voranzukommen und ihm voran zu gehen; der andere ging hinter ihm drein. Beide schienen ihn schützen zu wollen, sie begleiteten ihn aber nur bis an die Pforten des Königspalastes und kehrten friedlich im schnellen Trabe zurück.

Als der Prinz das Lebenswasser gebracht hatte, dankte ihm der König abermals mit vielen schmeichelnden Worten, die Bezirer aber ärgerten sich, daß derselbe der Gefahr entgangen sei.

Wieder ein neues Stück hatte die Hexe eronnen, dessen Wirkung gewiß unfehlbar sein sollte. Der König forderte, als ein großer Liebhaber von Seltenheiten, einen kleinen Mann, anderthalb Fuß hoch, mit einem schwarzen Barte von dreißig Fuß Länge, der auf der Schulter eine eiserne Keule von fünfhundert Pfund trüge und mit derselben so leicht als mit einem Spazierstöckchen handhieren, aber zugleich sprechen könnte. An einem solchen Kerlchen hätte er dann eine Seltenheit, wie man sie an keinem Fürstenhose fände, an welchen man schon damals, um sich

vor der lieben Langeweile zu retten neben Hofnarren auch Zwerge hielt, welche um so höher geschätzt wurden, je gartiger und widerständiger sie gebildet waren.

Was der Prinz auch einwenden mochte, der Vater bestand auf einen so verzerrten Zwerg.

Als er das kindisch eigensinnige Verlangen seiner Gemahlin vortrug und tausend Bedenklichkeiten äußerte, lachte dieselbe und sagte: „Diese Aufgabe ist leichter, als Euer Herr Vater wohl gedacht hat, denn den kleinen Mann, welchen derselbe verlangt hat, findet er bis aufs Haar in meinem Bruder Schaibar, der eine ehrliche Haut ist, nur ist er blutdürstig und fürchterlich rachsüchtig, wenn man ihn beleidigt hat. Ich will ihn kommen lassen, aber erschreckt nicht vor seiner fürchterlichen Gestalt.“

„Ist er Euer Bruder, versetzte fein der Prinz, so kann ich ihn ja nicht mit Furcht und Abscheu, sondern nur mit Liebe und Ehrfurcht ansehen.“

Schaibar wurde durch ein auf Kohlen gestreuetes Räucherwerk herbeigerufen und trat mit gebietrischem Schritte ein. Sein dicker Bart starrte dreißig Fuß lang vorweg und sein eben so dicker Knebelbart ging weit bis über die Ohren hinauf und bedeckte ihm das Gesicht. Die kleinen Schweinsaugen lagen tief im Kopfe, der mit einer spizen Kappe bedeckt war; dabei hatte er vorn und hinten einen Buckel.

„Was ist das für ein Mensch?“ fragte er die Fee mit funkelnden Augen, indem er auf den Prinzen zeigte, welchen ein kaltes Grausen überlief. Als ihn aber seine Schwester Bericht gethan und um Verzeihung gebeten hatte, ihn nicht zur Hochzeit eingeladen zu haben, indem er damals mit einem Kriegszuge

Hätte zu schaffen gehabt, wurde er sehr freundlich, und bot dem Prinzen seine Dienste an.

Als er hörte, worauf es ankam, wollte er sogleich den Marsch antreten; allein die Schwester bat ihn das bis Morgen zu verschieben, indem sie ihm noch manche Nachricht ertheilen mußte über Alles, was mit dem Prinzen und dessen Vater bisher vorgegangen sei.

Bei früher Tageszeit kamen Ahmed und Schaibar in die Hauptstadt, wo Alles mit Entsetzen vor dem Ungeheuer flohe. Auch die Wachen im Königspalast entflohen mit Zittern und Beben, und so kamen Beide ohne Hinderniß in den großen Saal, wo der König, umgeben von seinen Ministern, auf einem Thron saß.

Ohne erst zu erwarten, daß er dem Könige vorgestellt wurde, ging Schaibar auf den Thron zu und fuhr den König mit furchtbarer Stimme an: „Du hast mein begehrt. Hier bin ich. Was willst du?“

Der König hielt beide Hände vor die Augen und hätte sich auch gern die Ohren damit zugehalten, um den Donner der furchtbaren Stimme nicht zu hören. Vor Entsetzen konnte er nicht antworten. „Was willst du?“ fragte Schaibar noch zweimal schrecklicher, und als er abermals keine Antwort empfing, rief er: „Sprich!“ und schlug ihn zugleich mit der geschwungenen Keule todt, ehe es der Prinz verhindern konnte. Einmal ins Todtschlagen gekommen, schlug er links und rechts die Beziere und Günstlinge todt, auf jeden Schlag Einen, um sie für den Unrath zu bezahlen, welchen sie dem König statt guten Rath gegeben hätten. Nur der Großbezier blieb verschont, weil er Alles, was vorgegangen war, immer widerwärtigen hatte. Aber die Zauberin mußte herbeigehtolt werden. Zitternd fiel sie vor dem Schrecklichen nieder. „Ja, sagte Schaibar,

du zitterst, du hast das Fieber wieder; ich will dich vertreiben; und damit schlug er ihr den Kopf ein.

Mit dem Allen war Schaiibar noch nicht zufrieden, sondern er drohete der ganzen Stadt den Kopf einzuschlagen, wofern sie nicht freiwillig seinen Schwager Ahmed zum König ausriefen. Das geschah mit tausend Freuden und lautem Jubelruf, der Keule wegen, und die Großen des Reichs huldigten dem Prinzen mit großem Entzücken, und nachdem Schaiibar seine Schwester geholt hatte, wurde auch dieser gehuldigt, denn obwohl sie eine mächtige Königin unter der Erde und geistiger Natur war, verschmähete sie doch den Thron eines Erbkönigs nicht.

Der König bezeugte sich gnädig gegen den Bruder Ali, der an allen Händeln keinen Antheil genommen hatte, und schenkte ihm auf lebenslang eine große Provinz. Hußein sollte sich ebenfalls eine Provinz aussuchen, aber er blieb lieber als Derwisch in seiner Einsamkeit, wo er nicht leicht zu befürchten hatte, daß ihm der Kopf könnte eingeschlagen werden.

30. Der gelbe Zwerg.

Eine Königin hatte von vielen Töchtern nur eine einzige übrig behalten, die aber soviel werth war als hundert andere; das heißt, ihre Schönheit war so entsetzlich grausam schön, daß hundert der schönsten Prinzessinnen auf Erden zusammen genommen so schön

nicht waren, als sie allein, und darum wurde sie mit Recht Wunder schön genannt.

Die Mutter machte ihr Töchterchen schon frühzeitig zu ihrem Abgott, und that dem schönen Kinde allen Willen, denn wenn es geweint hätte, so hätte es ja häßlich ausgesehen und hätte sich die Augenlein roth weinen können. Da wurde denn das liebe Goldkind, welches der Mutter bald über den Kopf wuchs, eigensinnig, trozig, schnippisch, gebieterisch, auffahrerisch und so wetterwendisch und launisch, daß es oft selbst nicht wußte, was es wollte. Dennoch sagten die Mutter und die Hofdamen, das Alles stehe ihm ganz unversgleichlich, aber in der Stadt, wo die Leute keinen Geschmack haben mochten, sagten sie überlaut, das sei Alles ganz unerträglich.

Mit der Zeit dachte die Mutter zuweilen selbst, wie die Leute in der Stadt, nur sagte sie es nicht laut, denn sonst hätte es das wunderschöne Kind sehr übel genommen, wäre böse geworden, und die Mutter hätte alsdann keine gute Stunde gehabt. Sie tröstete sich jedoch damit, daß sich Vieles wohl legen würde, wenn ihr Wunderschönchen erst so groß gewachsen wäre, daß sie einen Prinzen nehmen könnte. So groß wurde sie denn aber bald, und die Mutter ließ sie nun von hundert Malern abkonterfeien, welche die geschicktesten in der Welt waren, und jeder derselben mußte hundert Bildnisse machen, welche die Königin an auswärtige Höfe, als echte Waare, versendete.

Raum waren die Bildnisse an den Königshöfen angekommen und nur ein einziges mal angesehen worden, so ging das Unheil los, denn viele Könige und Prinzen wurden närrisch, andere wurden ganz toll; einige wurden krank bis zum Tode, andere starben wirklich dahin wie Fliegen, und was nicht starb, das blieb am Leben und rannte in Schlafrock und Pantoffeln, durch dick und dünn, durch

Dorn und Hecken an Wunderschönchens Hof hin, fiel vor ihr nieder, betete sie an und sprach: „nimm mich! nimm mich, oder ich sterbe!“

Die Könige und Prinzen waren zu Tausenden angekommen, und gaben der Prinzessin zu Ehren Feste, die viele Millionen kosteten; sie ließen so viel aufstreichen und geigen und pfeifen, blasen und trompeten, daß zuletzt nicht mehr so viel Instrumente geliefert werden konnten, als verlangt wurden; sie ließen auch zum Lobe der Wunderschönheit so viele Gedichte machen, daß man von den Klängen allein zwei Winter hindurch die Feurung am Hofe und in der Stadt bestreiten konnte.

Die Prinzessin ließ das Alles geschehen, aber sie wurde so wenig davon bewegt, daß sie nur ihren Hohn darüber hatte. Wenn die Liebhaber murren wollten, wies sie ihnen höflich die Wege und sagte: „Ihr könnt Euch ja fortschleichen;“ und wenn dieselben vor Herzeleid weinten, so lachte sie die Heulpeter hell aus.

Die Mutter that ihr die sanftesten Vorstellungen und wies sie darauf hin, wie jung, wie schön, wie vornehm, wie mächtig, wie reich ihre Freier wären, aber damit richtete sie nichts aus. Sie wußte nicht mehr, was sie thun sollte, um den Stolz und den Eigensinn des Töchterleins zu brechen, und wollte daher eine Fee zu Rathe ziehen, welche in der Weisheit sehr gewaltig und berühmte war und die Fee der Einöde hieß. Aber sie behielt ihre Weisheit gern für sich selbst, und ließ sich daher rund um von Löwen bewachen. Wer nun nicht wußte, wie man mit den Löwen auskam, der konnte nimmermehr zur Höhle der Fee gelangen. Zum Glück aber wußte es die Königin.

Sie backte Kuchen von feinstem Weizen; und Hirsenmehl, that gestoßenen Kandiszucker dazu, und Fett von Schildkröteneiern.

Die Kuchen legte sie in einen Korb, mit welchem sie sich unbemerkt und ganz allein auf den Weg machte. Weil sie aber des Gehens ungewohnt war und des Tragens auch, so setzte sie sich unter einen Baum nieder um ein wenig auszuruhen, schlief aber darüber sanft ein, und als sie wieder erwachte, war zwar der Korb noch da, aber die Kuchen waren allzumal fort.

Das Unglück wäre nun wohl so groß nicht gewesen, denn sie konnte ja nach Hause gehen und einen andern Kuchen backen, aber sie hörte schon von allen Seiten das Brüllen der herannahenden Löwen, die den Kuchen schon gerochen hatten.

Da überfiel sie ein solches Entsetzen, daß sie nicht aus der Stelle konnte und in der Todesangst sich nur fest an den Orangensbaum anklammerte, unter welchem sie geschlafen hatte.

Sie hörte über sich im Laube des Baumes rauschen, und als sie hinauf sahe, saß ein kleines Zwerglein, kaum einer Elle hoch, zwischen den Zweigen des Baums, das brach sich Orangen ab und speisete sie; der Zwerg aber sahe ganz gelb aus.

Als nun die Königin zu ihm hinauf sahe, sahe er schmunzelnd zu ihr hinunter und sagte: „Ach, Ihr selbst, Frau Königin? Nun, nun! die Löwen seh ich schon kommen, und sie machen einen guten Schritt, und Ihr habt keinen Kuchen mehr; so werden sie Euch denn selbst fressen, denn die Bestien haben immer guten Appetit. — Indessen ist Hülfe noch möglich, nur müßt Ihr mir Wunderschönchen zur Frau geben, denn so ein Persöhnchen such ich nun schon seit hundert Jahren zu Lande und zur See.“

Sie erschrock, als sie den Zwerg jetzt näher betrachtete, vor dessen Häßlichkeit, und noch mehr vor dem immer lauter werdenden Brüllen der Löwen. In der Angst schwieg sie ganz.

„Wie? sagte der gelbe Zwerg, Ihr besinnt Euch noch? — Seht dort auf den Hügel hin!“

Die Löwen erschienen eben auf der Höhe des nahen Hügel. Doppellöwen waren es, die zwei Köpfe, zwei Schwänze und acht Beine hatten, vierfache Reihen Zähne und vier fürchterliche Augen, die Haare aber waren feuergelb.

„Ihr sollt Wunderschönchen haben!“ stammelte die bebende Königin; aber der Zwerg antwortete schnippisch! „So? — Nun? — Nein, nun ist mir der Appetit nach ihr vergangen.“

Die Königin mußte nun den Zwerg auf das allerdemüthigste bitten, daß er die Prinzessin nur annähme. Als sie das gethan und Er dazu genickt hatte, öffnete sich eine Thür im Orangenbaum, und die Königin sprang hinein, und der Baum schloß sich wieder. Es war aber in der That auch hohe Zeit, denn die Löwen waren ganz nahe, und sprangen der Königin nach, bekamen aber für dasmal nichts, weder Kuchen noch Menschenfleisch.

Die Königin war nun in dem Orangenbaum, in welchem es wunderbar aussah. Sie kam auf ein Feld, wo nichts stand als Dornensträucher und Distelstauden. Ein Sumpfsgraben mit Modergeruch zog sich fast ganz um das Feld herum, und aus einer kleinen schmutzigen Hütte trat der krummbeinige Zwerg in Holzschuhen hervor. Das Kerlchen hatte eine schmutzige gelbe Jacke an, einen Kahlkopf, Lappenohren, Schweinsäugelein und quittengelbes Gesicht, und war übrigens guter Laune.

„Willkommen hier, liebe Schwiegermutter, sagte er. Es freut mich, daß Ihr selbst den kleinen Palast sehet, wo ich mit meinem Schönchen wohnen will. Er ist nicht allzugroß, aber er hat Platz für uns Beide, zumal da ich selbst mich mit wenigem Raum begnüge. Die Gegend ist plätschlich, und mein Schönchen soll sich

einen Esel halten, wenn sie etwa spazieren reiten will, denn Dirseln sind ja genug da. Die fetten Frösche im Graben gewähren ihr ein eben so nahrhaftes als gesundes und leichtes Essen und das Wasser in demselben hat einen angenehmen Geschmack und ist erquickend. Ihr seht, wie gut sie es haben wird, zumal da ich sie nie verlassen, und mit meiner immer heiteren Laune recht aufgeräumt machen will.

„O Wunderschönchen! O Schicksal! O Jammer! O Elend! O Quaal!“ rief die Königin, fiel in Ohnmacht und fand sich, als sie wieder zu sich kam, so munter und wohlbehalten in ihrem Bette, daß sie die ganze Geschichte für einen lebhaften Traum erklärte. Als sie aber ihr Nachtzeug besahe, welches zwar höchst fein, aber quitten gelb und von ganz eigenem ihr gänzlich unbekannten Zuschnitt war, da wurde ihr ganz unheimlich zu Muth. Sie wurde unruhig, ängstlich, stumm und in sich verschlossen, und fiel zuletzt so tief in das melancholische Fach, so in eine Art Schwermüthigkeit, meine ich, daß sie auch nicht mehr essen und trinken mochte vor lauter tiefsinnigen Gedanken. Die Hofleute fragten sich untereinander: „Was mag denn der fehlen?“ aber beantworten konnte es Keiner. Wir aber wissen, daß Alles eigentlich von der fatalen, grausamlichen Schönheit der Prinzessin herkam, die zuletzt auch alle Prinzen in Tiefsinn und Schwertsinn brachte, obwohl sie von Kindesbeinen an daran gar nicht gewöhnt waren.

Die Prinzessin war, wenn man ihre Fehler abrechnete, eine Person von sehr vortrefflichem und gefühligem Herzen — sie hatte Gemüth, und mithin ward sie von dem Zustande der Mutter sehr affizirt — angegriffen gleichsam.

Sie wollte durchaus wissen, was der Mutter fehle, wie derselben zu helfen stehe, und auch, ob sie selbst durchaus heirathen solle,

und beschloß die Fee der Einöde um Rath zu fragen. Sie hatte ebenfalls solche Löwenbesänftigende Kuchen gebacken, wie ihre Mutter, legte sie in den Korb und ging damit fort.

Als sie unter den Orangenbaum kam, lachten und lockten sie einige wunderliebliche Orangen an. Sie setzte ihr Körbchen nieder, brach einige ab, und erquickte sich damit. Als sie nun aber weiter wollte, waren Korb und Kuchen fort. Sie ängstigte sich darüber und weinte. „Was weinst Du, schönes Kind? fragte sie das gelbe Zwergmännchen, welches vor ihr stand, ohne daß sie wußte, wie? — Sie antwortete: „Sollt ich denn nicht weinen, da mein Korb mit dem Kuchen fort ist, den ich so nothwendig brauche um bösen Geschöpfen das Maul zu stopfen?“

Es gab ein Wort das andere, und so erfuhr denn der Zwerg bald, was er ohnedieß schon wußte. Unter andern klagte sie ihm ihre Noth, daß sie heirathen sollte, und hätte noch keinen Prinzen gefunden, der ihrer würdig wäre. Sie wisse nun nicht, was sie thun solle? „Was ist denn da zu besinnen? versetzte er, da Euch die Mutter schon versprochen hat.“

„Versprochen? Mich? Die Mutter? Ohne mich zu fragen? erwiederte sie heftig; nein, das wagt sie nicht; das darf sie nicht was gen. Wer wäre denn der, den sie gewählt hat für mich?“

„Prinzessin, sagte Zwergmännchen, indem er sich mit überholzseeligen Gehehrden vor ihr knieend niederließ: ich bin der Glückliche, auf welchen ihre Wahl gefallen ist, und hoffe Euch nicht zu mißfallen.“

„Du vollends!“ sagte die Prinzessin.

„Ja! antwortete der Zwerg. Indeßen muß es grade nicht sein. Jedoch nehmt Euch in Acht, daß sich die Löwen nicht auf's innigste mit Euch vermählen, die dort eben herankommen.“

In großen Sägen und brüllend kamen die Löwen daher, und in der Angst rief die Prinzessin: „Ich nehme dich, allerliebster Zwerg; ich nehme dich, aber rette mein Leben.“

„Dich vollends! antwortete höhnisch der Zwerg; — laß dich doch lieber fressen.“

Knieend und mit gefalteten Händen bat sie ihn, sie zu retten und als Frau anzunehmen. Sie verhiess alle Zwerge der Welt zu heirathen, wenn sie ihr Leben nur erhalte. — „So nehme ich dich denn,“ sagte der Zwerg, indem sie, der ganz nahen Löwen wegen, bewußtlos niedersank.

Sie fand sich auf ihrem Zimmer im Bette, als sie die Augen aufschlug, mit der feinsten Wäsche angethan und mit einem Ring an dem Finger, der aus einem einzigen gelben Haare gemacht war, und so dicht anschloß, daß sie ihn mit aller Mühe nicht abziehen konnte.

Jetzt wurde nun die Prinzessin ganz in sich gekehrt und alles Bitten und Fragen der Mutter brachte nichts aus ihr heraus. Ach, sie hätte jetzt lieber irgend einen der verschmäheten Prinzen genommen, als den gelben Zwerg, obgleich sie keinen von denselben lieb hatte, aber sie wußte nicht, wie sie es mit guter Art anfangen sollte.

Ihr Glück half ihr. Es kamen die Landstände und drangen darauf, daß sie sich zum Wohle des Landes vermählen sollte. Um des Zwerges loszukommen that sie, als ob sie die Nothwendigkeit der Forderung einsähe und wählte den schönen, mächtigen und reichen König der Gold und Silberminen, der nahe daran gewesen war, vor heftiger Liebe den Verstand zu verlieren, aber diese Wahl rettete seinen Verstand, seinen Scharfsinn, seinen Wiß, seine Gemüthlichkeit und sein Leben. Was die andern Prinzen betrifft, so gingen sie nach dieser Wahl fast allesammt kaput. Sechs und dreißig

steckten sich Steine in die Taschen und sprangen ins Wasser; sieben und zwanzig stießen sich mit ihren Degen durch den Leib, daß sie starben; fünf und vierzig suchten bei fremden Fürsten Kriegsdienste und stellten sich mitten in den Kugelregen vor die Batterien hin, die zweitausend sechshundert Jahr nachher erfunden wurden, zu welchem sie aber das Pulver nicht erfunden hatten; acht und neunzig krochen nach Hause kläglich und mühselig zurück und starben am Aechzen, Stöhnen, Herzweh und andern dergleichen miserabeln Krankheiten. Mit Einem Worte, Alle kamen ganz elendiglich um, und es wurde damals eine große Verzweiflung unter den Leuten in allen Landen, denn sie wußten nun nicht, wie sie regiert werden sollten, weil ihre Prinzen nun Heide gegangen waren.

Der glückliche Bräutigam, der bei dem Tode der andern Prinzen erst zum rechten Leben kam, ließ seine Gold- und Silberflotten kommen, deren Schiffe das ganze Meer so sehr bedeckten, daß keine See-qualbe zwischendurch fliegen konnte. Die Prinzessin fing an den Gewählten immer mehr lieb zu haben, und der Hochzeitstag wurde angesetzt, an welchem es glänzend hergehen sollte.

Es wäre auch glänzend und herrlich hergegangen, wären nicht zwei dumme Truthähne gekommen, die an einer alten Schachtel zogen, hinter welcher ein altes Weib mit ihrer Krücke hinkte, die eine rothe Sammtkappe auf, und eine altmodische Kontusche an hatte.

Die Alte hob ihren Krückenstab gegen die Königin und gegen die Prinzessin auf und sagte drohend: „Hoh! Frau Königin! Hoh! Jungfer Prinzessin! Wollt Ihr denn meinem guten Freunde, dem gelben Zwerge, Euer Versprechen nicht halten? — Fürchtet Ihr nicht, daß es Euch übel bekommen möchte? — Bei meiner Kappe, den Zwerg sollt Ihr nehmen, Jungfer Prinzessin, denn Ihr habt es ihm versprochen und Eure Mutter hat Euch ihm auch zugesagt.“

Mutter und Tochter waren sehr betroffen, als sie sich so entdeckt sahen, aber der König der Gold- und Silberminen, ein kühner und heldenmäßiger Herr, wollte dem Handel ein Ende machen, erhob sich gewaltig gegen das alte Weib und drohete der armen Hinzukebin mit seinem scharfen Säbel das Garaus zu spielen, wosern sie nicht Reißaus nähme.

Aber da erhob sich ein anderes, eben so heldenmüthiges Herz. Der Schachteldeckel zersprang mit lautem Knallen und prallte bis an die Decke hinauf, und der gelbe Zwerg, auf einer großen, kohlschwarzen Rake reitend, trat zwischen der Alten, welche die Fee der Einsöde war, und zwischen dem wüthenden König, der auf alle Reden des Zwergs gar nicht hörte, sondern von Morden, Hauen, Stechen, Luftzwingen und Zerhacken wüthige Redensarten führte.

Der Zwerg schäumte vor Wuth, der Rakenrappe bekam die Sporen, fing fürchterlich an zu heulen und machte so gewaltige Sprünge, daß ihm Jedermann auswich, nur nicht der König, der dem Zwerg mit kaltblütigem Grimm auf den Pelz rückte. Dieser zog ein breites Schlachtschwert hervor und forderte mit hohen Tönen den König zum Zweikampfe auf dem Schloßhofe heraus.

Raum standen die Helden auf dem Kampfplatze, so, daß sie einander im Auge das Weiße sehen konnten, so wurde die Sonne dunkel und blutroth und eine furchtbare Nacht verfinsterte Alles. Zischende Blitze unterbrachen die Nacht, die Donner rollten, die Winde heulten, die Mhus schrien, und die Welt wollte erbebend untergehen. Die beiden Hähne, welche den Zwerg gezogen hatten, waren große Niesen geworden und spien Feuerströme auf den jungen Helden, welcher aber so viel Fassung und Muth behielt, daß die Prinzessin, welche nebst ihren Hofdamen von dem Balkon herab,

mit vor die Augen gehaltenen Händen zusah, davon gerührt wurde und den Prinzen immer lieber gewann.

Warum nun die beiden Helden mit ihren Schwerdtern nicht auf einander ein und zuhieben, davon steht nichts in den alten Chroniken geschrieben; Folgendes aber steht darin geschrieben.

Die Fee erschien in Gestalt einer Furie auf dem Balkon; feurige, zischende Schlangen waren ihr Haupthaar, ihr Reithier war ein geflügelter Greif mit grausamlichen Krallen und Schnabel, und in der Hand führte sie eine Lanze, mit welcher sie, mir nichts, dir nichts, Wunderschönchen durch und durch stieß, daß sie hinsiel und blutete.

Als der König das sah, wollte er der Geliebten zu Hülfe eilen, aber der Zwerg mit seinem Raxenpferde war schneller, riß Wunderschönchen aus den Armen der Hoffräulein, und flog mit ihr über das Dach hinweg und davon, und der König stand so unbeweglich da, als wäre er versteint, aber er kam bald wieder in Bewegung, denn eine unsichtbare Macht führte ihn ebenfalls durch die Luft fort. Somit waren sie nun Beide fort, der Geliebte und die Geliebte.

Die Fee war es, welche den König fortgeführt hatte, denn sie war beim ersten Erblicken desselben durch Liebe zu ihm in lichterlose Flammen gesetzt und gedachte ihn zu heirathen. Da sie ihn nun zur Gegenliebe glaubte vorbereiten zu müssen, indem sie selbst in ihrer natürlichen Gestalt ein häßlich altes Schätzchen war, so trug sie ihn in ein finsternes, tiefes und großes Erdloch, wo Schlangen und Unken drinn waren und große Ketten an den Wänden befestigt, mit welchen der König umschlungen wurde.

Als derselbe erst ein wenig zu sich gekommen war und nun sah, wo er sich befand, erschien ihm die Fee in der reizendsten Gestalt und bedauerte ihn über sein Schicksal. Er sah wohl, daß er mit der

Fee der Einsöde zu thun hatte, denn er kannte sie an den Greifenklaun, die sie niemals verbergen konnte, welche Gestalt sie auch annahm. Er that aber nicht, als ob er sie erkenne, und täuschte sie durch glatte Worte. „Er merke wohl, sagte er, daß ihn die Fee der Einsöde aus Liebe entführt und hieher gebracht habe, und es werde ihm nicht schwer werden sie wieder zu lieben, zumal da sie als Fee so mächtig sei; aber das ist nicht recht, sagte er hinzu, daß sie meinem Feinde, dem Zwerg, beigestanden hat und mich hier eingekerkert hält. Sollt ich mich auch aus Liebe zu ihr verzehren müssen, so werd ich ihr dennoch nicht die mindeste Spur davon verrathen, so lange sie mich hier gefangen hält.

Die Fee ließ sich hintergehen, entdeckte ihm, wer sie sei, und führte ihn auf einem Wolkenwagen weit in den Lüften fort. Auf dieser Lustreise kamen sie über ein Schloß, dessen Mauern hellpolirte Stahlwände waren, welche solche mächtige Brennspiegel bildeten, daß, was auf zehntausend Schritte sich näherte, so gleich zu Asche verbrannt wurde. Wie ward dem Prinzen ums Herz, als er in dem Garten dieses Schloßes sein allerliebstes Wunderblümchen fand, welches in einem Gebüsch an einem Bache saß und weinte. Gern hätte er sich zu ihr hinabgestürzt, nur war es ihm ein wenig zu hoch. Die Prinzessin hatte ihn aber auch gesehen und weil die Fee sich so gar ausnehmend schön gemacht hatte, dachte sie, er sei ihr ungetreu geworden, und liebte ihn nun noch heftiger, zumal da sie schon seit gestern achtzehen Jahr alt war.

Der König ließ sich nicht abmerken, daß er die Prinzessin erblickt hatte. Er kam mit der Fee auf einer Blumenwiese an, voll schattiger Bäume und kühlender Quellen, und im Hinter-

grunde derselben stand ein herrlicher Palast, vor welchem sich der Wolkenwagen niederließ. Thöre schöner Mädchen kamen ihnen singend und spielend entgegen, und führten den König in ein herrliches Zimmer.

Der König hatte den Plan die Fee dahin zu bringen, daß sie mit ihrem Freunde, dem gelben Zwerg, bräuche, in der Hoffnung, es würde alsdann Wunderschönchen erlöst werden. Darum log er ihr Liebe und erhob ihre Schönheit. Sie glaubte ihm um so williger, weil sie sich für liebenswürdig und schön hielt, aber gegen den Zwerg konnte er sie nicht aufbringen, „denn, sagte sie, er ist mein ältester Freund und so mächtig als ich.“

Nach einiger Zeit erhielt der König die Erlaubniß am Gestade des Meeres sich zu ergehen. Entkommen konnte er ihr nicht, denn ein großer reißender Strom umzog die Wieseninsel dem größten Theile nach. Der übrige Theil stieß ans Meer, welches sie daselbst so wild und stürmend gemacht hatte, daß kein Fahrzeug sich heranwagen konnte.

Eines Tags sitzt der König in seinen trübseligen Gedanken am Meeresufer und klagt den Wellen sein Leid und preist ihnen Wunderschönchens Schönheit. „Ach, ruft er, ihr stürmischen, brausenden, sausenden Wellen, könntet ihr mich von der alten, häßlichen Nunkunkel, von der garstigen Meerkrake erlösen, ich wollte euch umarmen und die schönsten Gedichte auf Euch versertigen lassen — aber ihr sollt mich, selbst wider euren Willen, erlösen, denn ehe ich mich mit dem häßlichen Nunkelfell vermähle, vermähl ich mich lieber mit euch, und stürze mich in euer naßes Grab.“

Also klagte und tobte der arme König, und nicht vergeblich. Die Wellen hatte sein ungeheurer Schmerz gerührt. Es rauschte im

Schilfe, welches zwischen zwei Felsenklippen stand, und es tritt ein Meerfräulein von großer Schönheit über dem Wasser hervor. Ihr Oberleib war mit ihrem goldgelben langen Haupthaar bedeckt, der Unterleib aber war ein langer Fischschwanz.

„Mich sendet das Meer zu dir, sagte das Fräulein, dich zu erretten und dich zu deinem treuen Wunderschönchen zu bringen, welches den garstigen Zwerg nicht mag.“

Die Meerjungfer brach ein großes trocknes Schilfrohr ab, blies es dreimal an und sagte: „Schilfrohr, liebes Schilfrohr, liege hier auf dem Sande am Strande, und gehe nicht fort, bis die See dich abholt.“

Auf einmal bekam das Schilfrohr Gestalt und Kleidung des Goldminenkönigs, und lag blaß und abgezehrt am Ufer, als sei er vom Meere ausgeworfen. Das Meerfräulein nahm nun den König auf seinen Fischschwanz und brachte ihn in kurzer Zeit wohlbehalten an das Schloß des Zwerges, denn an der Meerseite hatte der Zwerg die furchtbaren Stahlspiegel nicht angebracht. „Wunderschönchen, sagte seine Netterin, sitzt wieder an dem Bache, wo du sie zuletzt sahest und sehnt sich nach dir. Ehe du zu ihr gelangen kannst, werden dich noch manche Feinde aufhalten wollen, aber nimm diesen Demantsäbel; er ist gut gegen Alles; leg ihn nur nicht aus der Hand und lebe wohl.“ Sie gab ihm den Degen, und segelte zurück, denn sie war neugierig zu wissen, was die See beginnen würde.

Es war ihr der Liebhaber zu lang geblieben, darum ging sie ihn zu suchen und heimzuführen, damit er nicht etwa in feuchter Abendluft einen Schnupfen davon tragen möchte. Sie fand ihn bald, aber todt — todt ausgestreckt auf dem Strande. Sie erhob ein gräßliches Geschrei, vor welchem das Meer selbst entsezt zurück,

fuhr. In Verzweiflung und Wuth des Schmerzes warf sie sich über den kalten Leichnam her, und wusch ihn mit ihren Thränen. Dann fuhr sie noch wüthender auf und erwürgte fünfzig Stück von den kostbaren Jungfrauen, die sie begleitet hatten, so leicht als wären es junge Rebhühner gewesen. Sie waren das Todtenopfer für den Geliebten. Dann rief sie zwölf Feen, mit welchen sie ein Grabmal bauete, wozin sie den Leichnam legten.

Unser Prinz aber mit seinem Demantschwerdt war, während ihn die Fee beisezte, frisch und munter wie ein Eichelhäzchen, und muthig wie ein Löwe, und suchte sein Schöndchen. Es rückten Greife, Drachen und ungeheure Fledermäuse gegen ihn an; es kamen ihrer sechs in greulicher Gestalt auf Krokodilen daher gejagt und schoßen lauter Spieße aus den Rachen auf ihn; es traten Niesen mit Schuppenpanzern und Stahlkeulen auf, aber mit seinem Degen hatte er leichte Arbeit; er schwang ihn nur, so lief der größte Theil der Ungethüme davon, einige aber, die Stand halten wollten, wurden mitten entzwei gehauen.

Als er glaubte, alle Abentheuer wären bestanden, kamen zwei Duzend junge Mädchen, allesammt schöner als die Morgensterne, und wollten ihn mit Blumenketten aufhalten, die sie ihm über den Weg zogen. „Halt, schöner König, sagten sie; die Wache für diese Gegend ist uns übertragen, und wo wir unsere Schuldigkeit versäumten, wär es unser Unglück und deines. Auch wirst du ja gegen uns schwache Mädchen kein Held sein wollen.“

Der König wußte fürwahr nicht, was er thun sollte, denn die armen Dinger schienen ihm so unschuldig und so hübsch, aber heimlich rief es ihm in die Ohren: „Haue zu, sonst ist es dein Unglück.“ Da hieb er tapfer die Blumenketten, die oftmals stärker als Eisenketten seßeln, entzwei, die Mädchen flohen und in zwei Augenblicken

war er bei seiner geliebten Prinzessin. Er umarmte sie und sie umarmte ihn wieder, aber die Gedankenlosigkeit, in welche ihn dieses Umarmen versetzt hatte, ließ ihn den Diamantsäbel aus der Hand fallen. Schnell hüpfte der Zwerg hinter einem großen Kohlkopfe, wo er sich versteckt gehalten hatte, hervor, und bemächtigte sich des Säbels, dessen Tugend er kannte. In ihrem Entzücken merkten sie es nicht einmal; hätte aber auch nichts mehr geholfen, wenn sie es gemerkt hätten.

Mit einigen hergemurmelten Worten rief der Zwerg zwei große Riesen herbei, die den König seßelten. Der Zwerg drohete dem König mit dem Tode, wofern er nicht der Prinzessin sogleich entsage und diese auf der Stelle ihm ihre Hand gäbe; aber, gesegnete Wahlzeit, das thaten sie nicht. Sie wollten lieber todt mit einander leben, als lebend, getrennt von einander das ganze Leben lang todt sein.

Da wurde der Zwerg wild, nahm den Diamantsäbel und stach dem König ins treue Herz, daß derselbe todt hinfiel. Jetzt drohete der Zwerg der Prinzessin sie auch zu herzstechen, wenn sie ihn nicht nähme. Sie aber sagte, indem sie dem Zwerge den Säbel schnell aus der Hand riß: „Du häßlicher, garstiger Zwerg, das sollst Du nicht, denn ich will mich schon selbst erstechen und mit meinem Prinzen vereinen. Da hat der Zwerg: „O Du Allerschönste, das thue doch nicht an Dir und an mir.“ Nein, sagte sie, an mir will ich es auch nicht thun, aber an Dir. Also hieß sie den Zwerg über die Blase, daß er todt hinfiel. Nun waren zweie kaput. Jetzt hätte sie sich selbst gern auch ein Leides gethan und das zarte Herz durchbohrt. Sie wußte aber nicht, ob das recht sein möchte? Sie ging daher an den Hof ihrer Mutter, an welchem noch einige Prinzen, die mit zu den närrischen gehörten, tiefsinnig umhergingen und sie

suchten. Einer davon kam bei ihrem Anblick wieder zu päßabeln Verstand. Den nahm sie, und blieb glücklich am Leben.

Das war das Ende von dieser Mord-, Jammer-, Thränen- und Wundergeschichte.

33. Dornröschen.

Eine Königin hätte sogern, ach sogar allzugern ein Kind gehabt, und bekam doch keins, so sehr sie sich auch eins wünschte. Da wurde sie ganz traurig und weinte und sagte: „Was hilft uns nun unser schönes Königreich, da wir es keinem eigenen Kinde hin- terlassen können?“

Als sie so einmal an einem klaren Bach unter schönen Bäumen hinging und sah große und kleine Fische im hellen Wasser spielen und sich jagen, und sahe die Vöglein ihre Jungen füttern, die über das Nest herauskuckten und pipten, da sagte sie recht traurig: „Ach, die Vöglein haben ihre Kinderchen und die Fische auch, aber ich — ich habe kein Kind!“

„Sollst eins haben! Sollst eins haben!“ rief ein Vöglein vom Baume herab.

„Eine Tochter! Eine Tochter! rief ein Krebs, der den Kopf aus dem Wasser heraussteckte.

„Uebers Jahr! Uebers Jahr!“ rief eine Stimme, die sich nicht sehen ließ. Da wurde die Königin recht froh, und alle Leute im Schloße hatten es gut bei ihr; o! wie gut!

Und als das Jahr um war, bekam die Königin eine Tochter, die nannten sie Röslein. Da war nun große Freude im ganzen Lande, und der König gab ein Fest, zu welchem er alle Feen, die im Lande waren, einladen ließ, deren zwölf waren. Die begabten das Kind mit schönen Gaben, nur die zwölfte begabte es nicht gleich, weil sie sich erst auf etwas recht Gutes besinnen wollte.

Als die Feen bei Tische saßen und aßen, jede auf einem goldenen Teller, da schnurrte es und burrte es zum Fenster hinein, als ob eine ganze Armee Maikäfer kämen, und es trat eine Fee herein, die sahe recht häßlich aus, weil sie so zornig ausah.

„Ach, das gibt ein Unglück, sagte der König; die haben wir vergeßen. Die ist rachsüchtig, weil sie so empfindlich ist.

Da wollten sie ihr einen Platz am Tische geben, hatten aber keinen Goldteller mehr. Da setzten sie ihr drei silberne Teller hin, und die Königin holte ihr einen Strauß von Diamanten, und legte denselben vor ihre Teller hin. Die Fee aber sahe recht hämisch aus und sagte: „Ihr habt mich verachtet, weil Ihr mich nicht eingeladen habt; ich verachte Euch und Eure Speisen und Diamanten auch — ich brauche sie nicht; aber ich sage Euch, ehe Eure Tochter funfzehn Jahr alt sein wird, soll sie sich an einer Spindel stechen und todt hinfallen.“ Damit zog sie schnurrend wieder fort.

Es waren Alle gewaltig erschrocken, aber die zwölfte Fee sagte: „Beruhigt Euch. Es ist gut, daß ich mich mit meiner Gabe nicht übereilt habe.“

Sie trat an die Wiege des Kindes und sagte: „Du wirst dich stechen und todt hinfallen, aber du wirst nicht todt bleiben, sondern erweckt werden zu seiner Zeit.“

Der König ließ Alles, was nur einer Spindel ähnlich sahe, im ganzen Schloße aufsuchen und fortschaffen, und das Kind wuchs

lustig auf und wurde sehr schön. Das war gut! Aber es wurde auch sehr liebenswürdig, weil es gütig, freundlich und sanft war; das war noch viel besser. Man sah das liebe Kind nur gern an; man that Alles, was man ihm an den Augen abmerkte, und alle Leute sagten, unser kleines Prinzeßchen ist ein Engel.

Schon war die Prinzessin eine Weile ins funfzehnte Jahr gegangen und ihre Aeltern waren im Garten, als sie im Schloße umherging, welches sie oft that und mit allen Leuten gar freundlich sprach. Da kam sie an eine Thurmthüre, die sie offen fand, da sie vorher dieselbe immer mit großen Riegeln verschlossen gefunden hatte. Sie muß doch wissen, wie es in dem Thurme aussieht und geht hinein, steigt eine Treppe hinauf und wieder eine und dann noch einige, kommt dann zu einer kleinen Thür, die sie mit dem daran steckenden Schlüssel öffnet. Da trat sie in eine kleine Stube, in welcher ein kleines reinliches Mütterlein saß und spann. Das hatte sie noch nie gesehen, darum gab sie recht acht und sagte: „Ob ichs denn auch wohl könnte?“ — „Ja, liebes Prinzeßchen, sagte freundlich das Mütterlein, das könnt Ihr nicht wissen, bis Ihr es nicht versucht habet.“ Die Prinzessin wollt es versuchen, nahm die Spindel, stach sich damit in den Finger und versank sogleich in einen Todesschlaf.

In demselben Augenblick versank Alles im Schloße in festen Schlaf; der König und die Königin, die aus dem Garten zurück waren, schliefen ein; die Bedienten und die Kammermädchen schliefen mitten im Herumlaufen und Plaudern ein; der Koch, welcher dem Küchenjungen eben nach den Haaren griff und ihn raufen wollte; die Küchenmagd, die das abgebrühete Hun rupfen wollte, die Pferde in den Ställen, die Hunde auf dem Hofe, die Fliegen an den Wänden, die Mäuse in den Echern, der schnurrende Bratenwender und

der Dreifuß auf dem Herde, ja selbst das Küchenfeuer und die Tauschen in der Bratpfanne — kurz Alles schlief ein. Das war einmal ein Schlaf!

Aber um das Schloß fing sich schnell eine Dornenhecke an heranzuziehen und die Dornhecke wuchs höher und immer höher, bis endlich über das Schloß hinaus, weil Unkraut immer am schnellsten groß wird.

Viel Prinzen wußten, daß ein gar schönes und liebliches Röslein im Schloße war, und kamen und wollten es befreien, wollten die Dornhecken mit dem Schwerdte zerhauen oder sich durchdrängen, aber das half nichts. Blutig gefest kehrten sie wieder zurück und manche sollen sogar in den Dornhecken kläglich umgekommen sein. Seit der Zeit nun hieß die Prinzessin Röslein nur Dornröslein.

So stand das Schloß und das Dorngehäge wohl hundert Jahr und noch länger, und wußte Niemand mehr, was in dem Schloße vorgegangen war, als ein einziger alter Mann im Lande, dem es sein Großvater erzählt hat, und der in der Nähe des Schloßes wohnte. Dieser erzählte einem Königssohne, der einmal vorbeizog und ein wißbegieriger und heldenmüthiger junger Herr war, was sich begeben hatte, und wie es den Prinzen gegangen sei.

„Das muß ich doch selbst sehen, sagte der junge Held, und will mich daran versuchen.“

Er ging nach dem Schloße zu, aber eine Dornenhecke fand er nicht, sondern nur lauter Blumen, die in schönen Kreisen das Schloß umgaben, und vor welchen er sich gar nicht fürchtete. Hätten sie ihm einen Widerstand geleistet, so hätte er sie mit seinem Säbel durchgehauen und sich einen Weg gebahnt zu Dornröslein hin. Aber Blumen sind ja nicht blos schön, sondern auch sanft. Darum wichen sie aus, als er herankam, und ließen ihm offenen Weg.

Er schritt hindurch, und als er hindurch war, wurden die Blumen hinter ihm sogleich wieder zu Dornhecken, darum vielleicht, daß kein anderer Prinz ihm etwa des lieblichen Rösleins wegen nachschliche, denn er war der Rechte, der es erlösen sollte.

Als er ins Schloß kam, schlief Alles noch so, wie es eingeschlafen war, König und Königin, Diener und Dienerinnen, Pferde und Hunde, Katzen mit der athmenden Maus im Maule, Koch und Küchenfeuer, gebratene und nicht gebratene Tauben, — schliefen und schniechten mit dem Athem laut und stark, und wo er hinging, da lag im Schlaf, sanft und süß und stille und nichts hörbar als der Athem.

„Ja! sagte der Prinz, wenn ich nur wüßte, wie ich die wieder aufwecken könnte, denn in einem natürlichen Schlafe liegen sie doch gewiß nicht. — Und wo ist denn das schöne Röslein; das möchte ich doch gar zu gern sehen, zumal wenn sie so herzensgut ist, als der alte Mann gesagt hat, weil das eben das Schönste an der Schönheit ist, wie ich glaube.“

So hatte er mancherlei Fragen, worauf er aber keine Antwort erhielt, besahe sich Alles, hielt seine Selbstgespräche, daß alle Welt so ruhig und fromm da läge, und Keins dem Andern Leides thue, und kam auch zu kleinen Kindern, die hatten ihre Püppchen im Arm und hatten sie an ihr Herz gedrückt und lächelten im Schlafe, und fand kleine Hundchen, die an der Mutter saßen und mit ihr schliefen. — Ja dergleichen fand der Prinz viel, aber Dornröslein fand er nicht, und wanderte in dem geräumigen, weiten Schloße weiter und immer weiter.

Er kam zuletzt in den alten Thurm, der noch immer offen stand, er stieg die Treppen hinauf, er kam in das Stübchen, wo Dornröschen umgesunken war und schlief. Er kniete neben dem holden

Kind nieder und sahe es recht an. „Ach, sagte er, bist du so hold, so gut, so freundlich, als du schlafend aussiehst, so solltest du meinem Herzen recht werth sein, wärest du auch so wunderschön nicht.

Es war, als flüsterte es ihm ein: „Küße! küße leise und zart ihre holdseligen Lippen!“

Da beugte er sich nieder und berührte ihre Lippen leise und sanft, und Dornröschen rieb sich die Augen und sahe ihn lächelnd an; die Kinder erwachten und lieblosseten den Puppen; die Hündchen fingen an um ihre Mütter zu spielen; die Kaze machte einen Krummbuckel, mit ausgereckten Salpen sich drehend; das Feuer knisterte und schlug Flammen; die Tauben prasselten im Ziegel; der Koch sahe den Küchenjungen freundlich an, zog die Hand, die ihn raufen wollte, zurück, reichte sie ihm und sagte: „guten Morgen, Matthies; nun wollen wir recht kochen, denn wir waren ein Bißchen eingenickt.

Alles war erwacht; Alles war Liebe und Friede und Freundschaft, und der Prinz und Dornröslein wurden von den glücklichen Aeltern gesegnet, und heiratheten sich.

54. Der glückliche Holzhacker.

Ein König hatte seine hübsche Tochter und sein Land demjenigen versprochen, der ihm die drei goldenen Haare bringen würde, die auf dem Kopfe eines großen Hopanzmännchen saßen, der dreißig Ellen lang war und weit davon in einem Walde wohnte, in einem großen Schloße tief unter der Erde.

Popanzmännchen war eigentlich etwas dummlich im Kopfe, aber das wußte Niemand als seine Frau, die ihn, wie an einem seidenen Fädchen lenken konnte, die Andern aber hielten ihn für einen sehr weisen Mann, der wahr sagen und guten Rath ertheilen konnte, wenn er wollte. Die Kraft dazu steckte aber in den drei Goldhaaren, und darum wollte sie eben der König haben.

Nun kamen zwar viele Prinzen, Grafen und Herren, die um der hübschen Tochter willen dem Popanz zu Leibe gehen wollten, und wollten ihn todt schlagen und die drei Haare dann ausraufen und dem Könige bringen, wenn er sie nicht gutwillig wollte hergeben. Sie meinten, es würde sich der große Kerl vor ihnen fürchten und nicht viele Umstände machen, aber weil er etwas dumm war, so hatte er gar keinen Respekt vor ihnen und wenn sie mit Davonlaufen davon kamen, hatten sie von großem Glück zu sagen. Manchem derselben hatte er mit einem Griff das Köpfchen eingedrückt und ihn mit großem Wohlbehagen gespeist, denn je zuweilen hatte er einen Bißten Menschenfleisch gern, weil es ihm guten Appetit zu den andern Speisen machte, zu Kohl und Rüben, die er Fuderweise, oder zu Schafen und Fetthämmeln, die er hundertweise verzehrte, und die seine gewöhnliche friedliche Kost ausmachten.

Weil er nun aber so dumm als grob war, wollte sich kein vornehmer Herr mehr mit ihm abgeben, und also bekam der König die drei Goldhaare nicht.

Nun war auf dem Schloßhofs ein junger Holzhacker, der Holz spaltete und ganz hübsch war. Die Prinzessin hatte ihn oft durchs Fenster gesehen und er gefiel ihr. O! dachte sie, wenn der doch dem Vater die goldnen Haare verschaffte, das wäre sehr gut, denn sonst kommt wohl am Ende gar noch ein alter abgedankter Soldat mit einem Stelzbein, der Herz hat wie ein sechs Groschen

Brodt groß und hat sich im Kriege versucht und bringt dann die Haare; und der Vater hält ihm gewiß Wort.

Sie ließ den jungen Holzhacker zu sich kommen und sagte: „Hör einmal, ich kann dich wohl leiden, und wenn ich dir gut genug bin, so sollst du mich haben, aber die goldenen Haare mußt du dem Vater schaffen.“

Er schlug die Augen verschämt nieder und sagte: „Ach Gott, das ist ein groß Glück. Ich gehe zum Popanz und in die Hölle, wenn es sein muß; und komm ich nicht wieder, so glaubt nur, daß ich gewiß todt bin.“

Als der Jüngling fortgezogen war, sagte die Königstochter dem Vater, was sie mit dem Holzhacker verabredet hätte. Der Vater antwortete: „Bringt er die Goldhaare, so soll er mir recht sein.“ Aber der König hatte viele Zweifel und dachte, daß ein gemeiner Holzhacker nimmermehr zu Stande bringen würde, was alle Prinzen nicht hatten ausrichten können, aber die Prinzessin hatte in ihrem Herzen ein gar großes Vertrauen zu ihrem lieben Holzhacker.

Der junge Holzhacker kam auf seiner Reise zum großen Popanzmännchen zuerst an eine große Stadt. Da fragt ihn der Thorwärter, wer er denn sei? und was er verstehe? und was er könne? — „Ich kann Alles,“ war die Antwort. — „So mache unsere Prinzessin gesund, sagte der Thorwärter, die kein Arzt heilen kann.“ — Ja! antwortete er, wenn ich wiederkomme.

In einer andern Stadt wurde er auch gefragt, was er wiße und könne. „Alles!“ war seine Antwort. „So sag uns denn, hieß es, warum unser schöner Marktbrunnen vertrocknet ist. Wir haben kein Wasser und werden bald aus der Stadt müssen.“ — Wenn ich wiederkomme, sagte der Holzhacker und ging weiter.

Er kam an einen Feigenbaum, der verwelken wollte. Ein Mann, der neben dem Baum stand, fragte ihn ebenfalls, was er wiſſe und könne, und als er geantwortet hatte: „Alles,“ sprach der Mann: so ſag mir, warum mein Feigenbaum welkt und keine Früchte will tragen?“ — „Wenn ich wiederkomme,“ ſagte er, ging weiter und kam zu einem Fiſcher, der mußte ihn über das Waſer fahren, und der fragte auch, was er wiſſe? und als er wieder antwortete: „Alles;“ ſprach der Fiſcher: „ſo ſage mir denn, wenn werd ich einmal abgelöst werden, und ein Anderer die Leute überſchiffen?“ — „Wenn ich wiederkomme,“ hieß es.

Als nun der Holzhacker in das unterirdiſche Schloß des Popanzmännchen gekommen war, ſo ſah es in demſelben gar nicht glänzend und prächtig aus, ſondern ruſtig und ſchwarz. Das kam von den vielen Feuern, an welchen die Braten gebraten wurden, die Popanzmännchen aß. Dießmal ſteckten nur ſechs halbjährige Kälber am Spieße, und die Frau des Popanzchens ſtand dabei und gab acht, daß ſie nicht verbrannten.

Der Holzhacker grüßte ſie fein und ſagte: „Guten Tag, Frau Popanzmännchensfrau, ich bitte Euch fein, ſchafft mir die drei Goldhaare von dem Kopfe Eures Mannes. So möchte ich auch gern wiſſen, warum eine Prinzgeſin nicht wieder geſund werden kann? warum ein tiefer Marktbrunnen ohne Waſer iſt? warum ein Feigenbaum keine Früchte bringt und warum ein Fiſcher nicht abgelöst wird?“

Die Frau erſchrack und ſagte: „du armer Schöpschriſtel, welches Unglück führt dich hieher. Mein Mann wird bald nach Hauſe kommen und frißt dich gewiß ungebraten, denn er hat ſeit langer Zeit kein Menſchenfleiſch gehabt, und hat eine ſeine Bitterung davon. Die Goldhaare gibt er nimmermehr her — doch, weil du ein

so hübsches junges Blut bist, so verstecke dich hier unters Bette, ich will sehen, ob ich dich noch retten kann."

Als der Holzhacker ein Weilchen unter dem Bette gelegen hatte, kam das Popanzmännchen zu Hause und sagte: „Guten Abend, Frau. Es frent mich, daß du da so gut bratest, aber die sechs Kälberchen thun es heute nicht. Ich bin viel umher gelaufen und habe guten Appetit. Ih nun, wenn ich die Paar kalten Hammel noch dazu verzehre, so werd ich mich schon einmal behelfen müssen."

Indem er so sprach, zog er sich aus und setzte sich dann auf seinen Stuhl und verschnieftete ein Bißchen. Auf einmal fing er an die Nase zu rümpfen und schniffelte mit derselben hin und her und rief plötzlich aus: „Ei Menschenfleisch! Menschenfleisch! ich wittere Menschenfleisch! das ist herlich! da will ich doch gleich ein wenig umherfuchen."

„Stör mir nichts um, sagte die Frau, ich habe eben erst mit Mühe und Noth ein wenig aufgeräumt, so willst du es gleich wieder in Unordnung bringen. Immer hast du nur Menschenfleisch in der Nase, aber wo solls denn nur herkommen?"

„Na! na!" sprach Popanzmännchen; so helfere nur nicht gleich; ich will ja still sein und bin auch müde. So gib denn nur die Kälber her; aber wahr ist's doch, daß du mir keinen guten Bißchen mehr gönnst."

Er aß und trank nun gehörig und ging dann mit seiner Frau zu Bette. Bald war er eingeschlafen, blies erst ein wenig mit dem Athem, schnarchelte dann ein Bißchen und fing dann an so recht aus Herzensgrunde zu schnarchen, daß die Fenster klangen. Da packte die Frau das eine Goldhaar, riß es ihm aus und warf es dem Holzhacker unter das Bett. — „Au! schrie der Mann, was Henker rauffst du mich denn?" — „Th! sagte sie, ich hatte einen

recht schweren Traum, da muß ichs in der Angst gethan haben.“ „Was hast du denn geträumt?“ fragte er. Sie antwortete: „Mir träumte von einer Prinzessin, der konnte kein Mensch helfen.“ — „Ih ja freilich, sagte er; aber sie sollten nur die weiße Unke weghun, die unter ihrem Bette versteckt ist.“ Damit legte er sich auf die andere Seite und schnarchte bald wieder überlaut. Da riß sie ihm das zweite Goldhaar aus und warfs unter das Bett. — „Bist du toll, Weib, du rauffst mich ja erbärmlich?“ — — „Ach, liebster Mann, ich war in einer Stadt, da wimmerten die Leute, daß ihr großer Brunnen kein Wasser mehr gebe, und ich sollte ihnen helfen. Als ich nun in den tiefen Brunnen hinabsah, war mirs, als müßt ich hinabfallen, und da werd ich mich wohl an deinen Haaren gehalten haben.“ — „Ach! sagte er schon wieder halb schlafend, wenn sie den weißen Stein nicht herausholen, der unten im Brunnen liegt, bekommen sie kein Wasser. A—ber — rau—se mich nicht m——e—hr.“

Schon schlief er wieder ganz fest, da riß sie das dritte Haar aus und warfs dem Holzhacker zu. „Bestie, ich schlage dich noch todt, fuhr Popanzmännchen wild auf.“ Da küßte sie ihn und sagte: „Schlaf nur wieder ein, du Herzensmann; ich habe diese Nacht nur so dumme Träume. Da klagte einer, sein Feigenbaum wolle nichts tragen.“ — — — „Halts Maul, sagte er, daß ich schlafen kann. Soll die Maus wegfangen, die an den Wurzeln nagt, dann wird er schon tragen. Aber nun rathe ich dir, komm mir nicht wieder, sonst setzt eine Kopfsnuß.“

Es dauerte länger als die beiden vorigenmale, ehe er wieder einschlief, endlich aber fing er dennoch an köstlich zu schnarchen. Die Frau wagte es und zupfte ihn heftig an der Nase. Da gab er ihr eine Ohrfeige, daß ihr Kopf dröhnte. Sie aber fing an zu weis

nen und zu jammern, daß sie nicht einmal träumen dürfe, und wäre doch nicht ihre Schuld. — „Nun, gib dich nur zufrieden, sagte er; es ist auch was dummes mit deinem Träumen; — was wars denn nur wieder? „Ich fuhr über ein Wasser, und der Fährmann klagte mir, daß Niemand käme ihn abzulösen, und als der Nachen ans Land kam, stieß er so heftig an, daß ich fürchtete ins Wasser zu fallen, da hielt ich mich an den Pfahl, an welchen die Kette des Nachens gelegt wird; das ist deine Nase gewesen.“

„Ei, über den Dummhanns von Fischer; kann er denn nicht den Nächsten, welcher überfahren will, anhalten und ihm das Ruder geben? Dann ist er ja abgelöst. Aber nun weck mich nicht wieder, sondern laß mich noch die Paar Stündchen bis gegen den Morgen hin schlummern, sonst wird es nicht gut.“

Der Holzhacker kroch, als Popanzmännchen wieder tüchtig schnarchte, unter dem Bette hervor, gab der Frau stillschweigend die Hand, drückte sie ihr, machte viele Verneigungen und begab sich fort.

Als er zum Fischer kam, wollte derselbe Bescheid haben. Er aber ließ sich küglich erst herüberfahren, dann sagte er ihm, wie es anzufangen sei. Als er zu dem Mann kam, der den unfruchtbaren Feigenbaum hatte, sagte er ihm: „Tödtet nur die weiße Maus, die an den Wurzeln des Baums nagt, so wird er wieder frisch und tragbar.“ Der Mann fragte, was er ihm zur Belohnung geben sollte, da forderte er ein Regiment Infanterie, welches flugs da war und hinter ihm drein marschirte. Als er darauf in die Stadt kam, wo der leere Brunnen war, und, nachdem man den weißen Stein weggenommen hatte, sogleich voll des klarsten Wassers wurde, wollte man ihn auch belohnen. Er forderte ein Regiment Cavallerie, welches auch im Augenblicke hinter ihm drein marschirte.

Als er nun weiter in die Stadt kam, wo die Prinzessin krank lag und gleich wieder gesund worden war, sobald man die Linke weggenommen hatte und der König ihn fragte, womit er belohnt sein wollte, forderte er vier Wagen mit Gold. Die bekam er gleich, und so viel Pferde dazu, als nöthig waren das Gold fortzuziehen.

Endlich kam er wieder in seine Heimath. Seine Soldaten und seine Goldwagen ließ er vor der Stadt, er selbst aber nahm die drei Goldhaare und brachte sie dem König, und forderte nun die Prinzessin.

Da sagte der König: „Mit den Goldhaaren hat es seine Wichtigkeit, und meine Tochter sollst du haben, aber eine Morgengabe solltest du ihr billig bringen.“ Da ließ er seine Soldaten und seine Goldwagen kommen. Die waren Beide dem Könige sehr willkommen und er gab ihm sein Kind desto lieber, und alle Welt war vergnügt.

35. Der Eisenofen.

Eine alte böse Zauberhexe hatte einen liebenswürdigen und reichen Jüngling verwünscht, aber warum? das weiß ich nicht, ich denke aber darum, weil die Bösen das Böse nicht mehr lassen können, wenns ihnen auch nichts hilft, sondern wenn es Andern nur schadet.

Sie hatte den Jüngling verwünscht, daß er in einem großen Walde in einem Eisenofen sitzen sollte, und er mußte lange Jahre

darin sitzen, liegen und stehen, denn darin herumzugehen, das ging nicht wohl an.

Eine schöne Jungfrau kam einmal zu dem Eisenofen, die war schon im Walde neun Tage umhergeirrt, und wußte nicht, wie sie sich wieder sollte nach Hause finden. Sie war einmal Erdbeeren suchen in den Wald gegangen, da war sie immer tiefer hineingekommen, da hatte sie den Rückweg gesucht und nicht können finden, und zuletzt war ein Bär gekommen, der hatte sich hoch aufgerichtet und hatte sie brummend mit aufgesperrten Rachen umarmen wollen. Da war sie eilends davon gelaufen und hatte sich elend den Hunger gestillt. Das arme Kind! bald war es aus Angst gelaufen und aus Müdigkeit der Angst eingeschlafen; bald hatte es sich hingesezt und konnte kaum aufstehen, stand aber doch wieder auf; bald weinte es und sagte, es ist doch nirgends so hübsch, als wenn man bei seinen lieben Aeltern und Geschwistern ist, und bald wollt es verzweifeln und wünschte, der garstige rauche Bär wäre nur wieder da und fräße es auf, da wäre es doch aller Noth und Quaal los. So kam es mit Angst und Thränen und müde und abgezehrt zum Eisenofen und sahe nicht ein Bißchen mehr hübsch aus.

Als sich die Jungfrau beim Eisenofen befand, fragte es sie: „Wo kommst du her, liebes Mädchen? und wo willst du denn hin, liebes Mädchen? und wer bist du denn, liebes Mädchen?“

Sie dankte dem lieben Gott, daß sie nur wieder eine Menschensprache hörte und bekümmerte sich wenig darum, wer sie denn eigentlich fragte, und antwortete und klagte all ihr Leid und ihren Jammer, und daß sie den Weg nach Hause nun nicht zurück finden könne, zu Vater und Mutter und zu Geschwistern hin.

„Wenn du mich heirathen willst, sagte der Ofen, sollst du schon wieder hinkommen.“ Aus Angst und Verlangen nach Hause sagte sie: „Ja, ich will dich heirathen.“

Der Eisenofen sagte ihr, wie sie wieder nach Hause kommen könnte, wohin sie auch in einigen Stunden kam, aber sie mußte auch versprechen wieder zu kommen und mit einem Meißel ein Loch ins Eisen des Ofens zu bohren.

Als sie wieder zu Hause war, fiel ihr der alte Vater vor Freude um den Hals und sie erzählte nun Alles, was sie ausgestanden, aber auch was sie versprochen hätte, nämlich einen alten verrosteten Eisenofen zu heirathen, der eben so schlimm sei, als ein Kachelofen.

Der alte Vater erschrock, meinte aber doch, was man versprochen habe, müsse man halten. Sie aber meinte das gar nicht und sagte, es grausete ihr so sehr vor dem alten Ofen. Da gab der alte gute Vater nach und meinte, sie möge es denn machen, wie sie dächte.

Sie meinte aber, der Ofen hätte doch keine Augen, obwohl er Ohren zu haben schiene, und beredete die Müllerstochter zu dem Ofen hinzugehen und mit einem Meißel daran zu bohren und zu schaben. Das that die auch wohl einen Tag und Nacht lang, aber am Ofen konnte man nicht sehen, daß Jemand mit einem Meißel daran gearbeitet habe.

Als es Morgen geworden war, rief in dem Ofen, „ich dächte, der Tag müßte wohl anbrechen.“ — „Ja freilich, sagte das Müllermädchen, die Mühle meines Vaters fängt wieder an zu klappern.“

„Also bist du ein Müllerskind, sprach der Eisenofen; geh gleich und sage, es solle die Jungfrau kommen, die dich gesandt hat.“

Sie sagte das, aber die Jungfrau wollte dennoch nicht gehen, sondern beredete eine sehr schöne Sauhirtentochter, die sie mit lieblichen Kleidern angethan hatte, zum Eisenofen zu gehen. Diese ging, bohrte und arbeitete an dem Ofen, und konnte kein Bißchen Eisen abschaben. Als nun der Tag anbrach, rief es im Ofen: „Wie lange mag's noch sein, ehe die Sonne aufgeht?“ — „Ei, die ist schon aufgegangen, mein Vater tutet schon auf seinem Horn, daß sie die Schweine herauslassen.“

„Also bist du eines Schweinshirtenkind, sagte es im Ofen; geh gleich hin und sage, die Rechte soll herkommen, und käme sie nicht, so sollte sie schon an mich denken!“

So mußte sie denn nun selbst zum Ofen hin, wo sie mit ihrem Meßer in zwei Stunden ein kleines Loch gearbeitet hatte. Sie schauete durchs Loch und erblickte einen schönen, schönen Jüngling, der ihr im Herzen wohlgefiel.

Da arbeitete sie erst recht mit dem Meßer und das Loch wurde bald so groß, daß der Jüngling heraustrat. Der fiel ihr alsbald um den Hals und sagte: „Du bist meine Braut, denn du hast mir aus dem Ofen geholfen.“

Sie bat ihn, daß sie dürfte zu ihrem Vater gehen und ihm sagen, wie es mit dem Eisenofen abgelaufen, und wie glücklich sie selbst sei, damit der arme Vater sich tröste.“

Da lobte sie der Jüngling, daß sie den Vater trösten wollte, und sagte ihr: „Geh immer hin, aber sprich nicht über ein Stündchen mit ihm, sonst möchtest du mich nicht wieder treffen.“

Die Jungfrau ging zum Vater und sprach über drei Stunden mit ihm, und als sie in den Wald kam, war kein Ofen da, denn er war schon über zwei Stunden verschwunden über Glasberge und

Schneideschwerdter hin. Da sammerte sie sehr und verwünschte ihre unglückliche Plauderhaftigkeit.

Neun Tage hatte sie gesucht und nicht gefunden und war so hungrig und matt, daß sie nicht mehr fort konnte. Sie setzte sich auf einen Baumsturz und schlief, und als sie aufwachte, war es Mitternacht. Da sahe sie Licht schimmern, das konnte nicht weit sein. Sie ging auf das Licht zu und kam an ein klein, alt verfallen Häuschen und sahe durchs Fenster hinein. Da sahe sie nichts als lauter Frösche, groß und klein, die hatten kleine Häuben mit Bändern auf den Köpfen und grüne und gelbe Röckchen an und hüpfen lustig und munter untereinander durch, und was das Beste war, da stand ein fein gedeckter Tisch mit Braten und Kuchen und mit silbernen Bechern voll Wein. Ja, da faßte sie sich ein Herz und klopfte an. Als bald rief einer der größten Frösche:

„Jungfer grün und klein,
Jungfer Huzel Hüpfbein,
huzle hin und huzle her,
schau hin, wer etwa draußen war?
schaue hin und laß es rein.“

Da machte ein kleiner Frosch auf, und als die Jungfrau eintrat, wurde sie von Allen schön willkommen geheißen und mußte sich setzen, essen und trinken und erzählen, wie es ihr ergangen sei. Sie sagte, nun wolle sie wandern über Berg und Thal, über Land und Meer, bis sie den Liebsten gefunden.

Der große Frosch hub seinen Spruch wieder an und sagte:

Jungfer grün und Jungfer klein,
Jungfer Huzel Hüpfbein,
huzle hin und huzle her,
bring meine große Schachtel her.

Als die Jungfrau des Nachts in einem schönen weichen Bette ausgeruht und Frühstück geessen hatte, nahm der große Frosch drei Nadeln aus der Schachtel, und gab ihr die, damit sie damit über den Glasberg kommen könnte; und gab ihr ein Pflugrad, um über drei schneidende Schwerter zu kommen, und dann noch drei Mäße, die sollte sie wohl in acht nehmen.

Als sie an den Glasberg kam, steckte sie die Nadeln ein und setzte die Füße davor, und kam so immer weiter vorwärts und endlich über den Berg hinüber. Darauf versteckte sie die Nadeln und merkte sich den Ort. Als sie zu den drei schneidenden Schwerdtern kam, stellte sie sich aufs Pflugrad und kam hindurch, das Rad aber versteckte sie auch. Und als sie nun noch über ein großes Wasser gekommen war, gelangte sie in ein großes, schönes Schloß, in welchem ihr Liebster wohnte, und bot sich für geringen Lohn als Küchenmagd an, und wurde angenommen.

Das Schloß gehörte aber einer Prinzessin, die den Jüngling gern heirathen wollte und ihn darum in ihr Schloß genommen hatte; er aber mochte sie nicht haben, das wußte sie. Als nun die neue Küchenmagd des Abends aufgewaschen hatte, knackte sie eine Muß auf. Da kam ein Kleid heraus, so schön als keins auf Erden war. Da gabs ein Verwundern im Schloße und die Prinzessin kam und wollte das Kleid haben. Die Magd sagte: „Wenn ich eine Nacht vor Eures Bräutigams Kammer darf schlafen, so sollt Ihr das Kleid haben.“ Das wurde ihr erlaubt.

Da lag sie vor der Kammer und weinte und klagte; „Ich hab dich aus dem Eisenofen erlöst; ich hab dich gesucht; ich bin über den Glasberg gegangen und durch schneidende Schwerter, und bin über ein großes Wasser gefahren.“ So jammerte sie, aber der Jüngling

hörte es nicht, denn die Prinzessin hatte ihm heimlich einen Schlafrunk gegeben.

Am andern Abend gab die zweite Muß noch ein viel schöneres Kleid, und Alles ging wie am ersten Abend. Sie jammerte überlaut, aber der Jüngling schlief fest. Aber die Diener waren von dem Jammer des armen Mädchens bewegt und sagten am andern Morgen ihrem Herrn, weil sie ihm gut waren, heimlich, was sich die beiden Nächte zugetragen hätte und warum er so fest geschlafen habe.

Als nun am dritten Abend aus der dritten Muß das allerschönste Kleid kam, und die Magd wieder vor des Jünglings Kammer liegen durfte, der Jüngling aber den Schlafrunk heimlich weggeschüttet hatte, erkannten sich die Beiden und flohen des Nachts davon, schifften über das große Wasser und auf dem Pflugrad durch die schneidenden Schwerdter, und mit den Nadeln über den Glasberg. Als sie aber ans Froschhaus kamen, war es ein großes Schloß geworden und die Frösche waren wieder Menschen und allesamt waren erlöst.

Der Jüngling aber und die Jungfrau vermählten sich.

36. Der Jäger.

Ein junger Bursch hatte das Schloßerhandwerk gelernt und war eine feine Weile in der Welt umhergezogen, als ihm sein Handwerk nicht mehr gefallen wollte, weil es eben nicht viel Verdienst brachte, indem zur selben Zeit die Leute so ehrlich waren, daß sie weder Schloßer noch Schlüssel brauchten. Auch war er auf der Wanderschaft des Umherstreifens so gewohnt geworden, daß es ihm gar nicht gefiel, wenn er bei seinem Handwerke viel sitzen und stehen mußte. Da

wählte er sich die Jägerkunst und ging in einen großen Wald sich einen Jäger zu suchen, der ihn lehren könnte.

Als er so in dem Walde war, begegnet ihm ein Jäger im grünen Rock, den fragt er, ob er ihn die edle Jägererei lehren wollte? Der sagte: „Ja! gehe nur mit mir.“

Er ging mit und blieb einige Jahre bei ihm. Darnach wollte er doch wieder in die weite Welt hinaus, denn im Walde wurde es ihm so einsam.

Der Jäger gab ihm statt des Lohnes eine Windbüchse, wenn man damit schoß, so traf man Alles, wornach man zielte. Der junge Bursch nahm die Büchse und schritt damit weiter und kam wieder in einen großen Wald, in welchem er sich verirrt und lief wohl drei Tage darin herum und wußte nicht, wo er war.

Am dritten Tage setzte er sich auf einen hohen Baum, damit er nicht mit den wilden Thieren zu thun hätte. Als es Mitternacht geworden war, sahe er ein Licht in der Ferne. Er merkte sich die Gegend genau, stieg herab von dem Baume und ging nach dem Lichte zu, welches immer viel größer und größer wurde, und als er nahe heran kam, saßen drei große Riesen um ein großes Feuer, an welchem sie einen großen Ochsen brateten und große Stücke Fleisch, die schon vorher am Feuer gebraten waren, in den großen Mund hineinstecken wollten.

Der junge Bursch war zwar drei Tage im Walde gewesen, hatte aber eine so lustige Natur, daß er sich noch einen Spaß machen wollte, nahm seine Büchse und schoß dem einen Riesen das Stück Fleisch dicht vor dem Munde weg, eben als er es in den Mund stecken wollte,

„Das war gut getroffen!“ sagte der Riese und nahm sich ein anderes Stück Fleisch. Als er aber dem Zweiten und dann auch dem Dritten das Fleisch vor dem Munde wegschoß, da erstaunten sie und sagten: „Der muß unter den Scharfschützen gewesen sein; das wäre ein Mann für uns, wenn wir nur wüßten wo er steckte?“

„Hier bin ich! sagte er, und bin ein gelernter Jäger und wor: nach ich ziele, das treff ich.“ — „So bleib bei uns, sagten sie, wir wollen zusammenziehen.“ Er sprach: „Ja, das wollen wir.“

Nachdem sie sich satt geessen und getrunken hatten, schliefen sie am Feuer ein. Am andern Morgen sagten sie, sie wüßten ein Schloß vor dem Walde, hinter einem großen Waßer, und bei dem Schloß sei ein Thurm und in dem Thurme wohne die wunderherrlichste Prinzessin. Aber es läge dort ein schwarzer, zottiger Hund, der mache einen solchen Mordlärm, daß Jedermann erwache, im Schloße und im Thurme, sobald ein Mensch sich nähere. Sonst schliefen sie meistens immer.

„Wenns weiter nichts ist, sagte er, so will ich schon helfen; das Hundchen das schiesse ich todt, wenn ich nur wüßte, wie ich über das Waßer käme?“

Da nahm ihn ein Riese auf den Arm und trug ihn hinüber, und die beiden andern Riesen folgten ihm nach und ehe noch der Hund bellen konnte, war er schon todt geschossen.

Jetzt wollten die Riesen in den Thurm, der Jäger aber sprach: „Bleibt draußen, und laßt mich nur erst zusehen.“

Er ging hinein und Alles lag im tiefsten Schlaf. Im ersten Zimmer hing ein silberner Degen, auf welchem ein goldener Stern

war und stand des Königs Name darauf. Der Jäger dachte in seinen Gedanken: ein Degen von Silber? das mag mir eben der rechte sein. Allein auf dem Tische daneben lag ein versiegelter Brief. Er that, als sei der Brief an ihn und brach ihn auf. Da stand in dem Briefe geschrieben, wer den Säbel hätte, könnte Alles ums Leben bringen.

Der Jäger machte mit dem Säbel ein großes Loch in die Thüre, das ging sehr schnell; rief dann den Riesen und sagte, sie müßten durch das Loch kriechen, denn die Thür ginge nicht auf. Da nun der erste bis an die Achseln durch das Loch war, hieb er ihm mit dem silbernen Degen den Kopf ab, und zog den Körper herein. Also ging es dem zweiten und dritten auch. So war die Prinzessin erlöst.

Er kam nun in ein Zimmer, darin schlief die Königstochter. Er nahm einen ihrer köstlichen Pantoffeln und schnitt einen Zipfel von ihrem prächtigen Halstuch ab, steckte Beides in seinen Mantel und machte sich fort. Den Silberdegen nahm er aber auch mit.

Als nun der König die Riesen todt fand, fragte er die Prinzessin, wer das gewesen sei, der das gekonnt hätte, und sagte ihr, daß sie den nehmen müsse; sie aber antwortete: „Lieber Vater, ich weiß es nicht, ich habe geschlafen.“

Da nun die Prinzessin aufstand, fehlte der eine Pantoffel und der Zipfel am Halstuche war fort, und als der König nun den ganzen Hof zusammenkommen ließ und forschte, wer die Riesen getödtet hätte, wußte Niemand es.

Es war aber ein alter Hauptmann am Hofe des Königs, ein langer, starker Kerl mit großen Streiftiefeln über den Klapperbeinen, mit einem Auge, der sahe grauwaltrig und häßlich aus. Als der

nun merkte, daß kein Mensch wußte, wie die Riesen umgekommen waren, trat er auf und sagte, er hätte die Riesen umbracht, mit seinen eigenen zwei Händen, sie hätten ihm aber auch heiß zu schaffen gemacht.

„Der? sagte das Hofvolk verwundert, der vor einem Strohhalme davon läuft, wenn man ihm damit zu Leibe geht? das muß nicht mit rechten Dingen zugegangen sein.“ Sie sagten es aber nicht laut; aber der König sagte laut: „Hast du die Riesen umgebracht, so bist du für meinen Schwiegersohn gar nicht zu gering, und sollst meine Tochter haben.“

Die Tochter aber sprach: „Ach lieber, lieber Vater, ehe ich den heirathe, so schlägt mich lieber nur gleich todt, oder laßt mich in die weite Welt gehn, so weit mich die Beine tragen.“

Da wurde der König aus der Maaßen wild, und sie mußte gleich ihre schönen Kleider abthun und schlechte anlegen, und er befahl ihr, daß sie einen Handel mit Töpfen und anderem irdernen Geschirre anfangen und die Waaren dazu von einem Töpfer borgen, sich damit an eine Straßenecke hinfetzen und dieselben verkaufen sollte. Das that sie auch und dachte, der schlechteste Topf ist doch besser als der erbärmliche Tropf, den ich heirathen soll, und war ordentlich vergnügt.

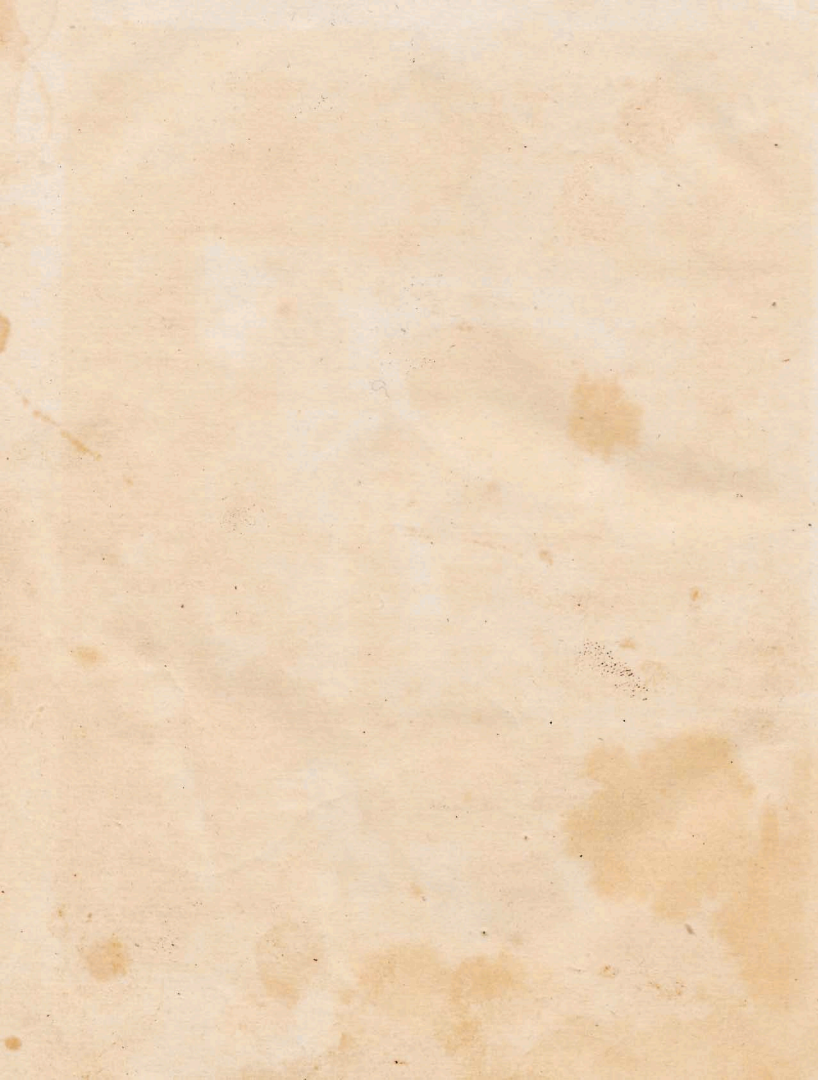
Als ihr aber zwei Husaren, auf Anstiften des Königs, durch die Töpfe ritten und ihre Pferde zwischen denselben herumtummelten, da ward sie traurig und weinte, aber den häßlichen Hauptmann mochte sie doch nicht haben. Sie ging zum Töpfer hin, erzählte ihm ihren Unfall, bat um neuen Borg, bekam ihn aber nicht.



H. H. Rumborg. inv. del.

W. H. H. H. H.

Der Jaeger



Nun ging sie zum Vater und bat, er sollte sie in die Welt ziehen lassen — das könne er ihr ja gewähren, er sei ja sonst immer so gut gewesen, aber nun sei er um des garstigen Kerls willen so garstig geworden.

„Herzenstochter, sagte der Vater, wenn ich nur nicht im ersten Eifer dummer Weise mein Wort gegeben hätte! Von mir lassen kann ich dich ja nicht. Kommt Zeit, kommt Rath. — Ich laß dir aber ein Häuschen im Walde bauen, klein aber nett; darin sollst du sitzen und kochen für Jeden, der essen will und kein Geld dafür nehmen. — Ich will schon sorgen.“

Sie setzte sich ins Häuschen, auf dessen Schilde stand: „Heute umsonst und morgen fürs Geld.“ und kochte für Jeden, der es verlangte, und das dauerte eine ziemliche Zeit.

Der Jäger war eine Zeitlang in der Welt umhergezogen, hatte sich Mancherlei versucht und kehrte nun wieder zurück. Da hörte er von der seltsamen Wirthin, die umsonst speiste, und nahm seinen Weg hin, fand das Häuschen und ließ sich zu essen geben. Den Silberdegen hatte er um den Hals hängen.

Als er geessen hatte, aber nicht eher, sahe er das Mädchen an und sahe, daß es bildschön war, und ihm war es, als hätte er es schon einmal gesehen. Sie aber fragte ihn: wo er her sei? woher er komme? wohin er wolle? und wie er zu dem Silberdegen gelangt sei, auf welchem ihres Vaters Name stehe?

Da wurde nun Alles bald deutlich und freuten sich die Beiden recht herzlich, gingen zu dem König und offenbarten ihm Alles.

Der König sagte: „Es ist mir recht lieb so, und hab ich Dergleichen schon längst vermuthet, nur daß ich so thöricht dich dem Storchbein zuerkannte. Aber nun soll sich Alles schon finden.“

Der König ließ ein großes, großes Mahl ausrichten und der Jäger saß mit dabei, aber gekleidet wie ein Prinz und der Hauptmann auch. Da wurde denn ein wenig geessen und getrunken, und als sie nicht mehr konnten noch mochten, fingen sie allerlei Fragspiele an, und der König fragte: „Was hat derjenige verdient, der sich rühmt, er habe Löwen und Riesen erwürgt, da er doch vor einer Maus davon läuft, und bringt das durch Andere um den Dank?“ Der Hauptmann sagte: den muß man in Stücken zerreißen, denn das ist ein schlechter Kerl.“

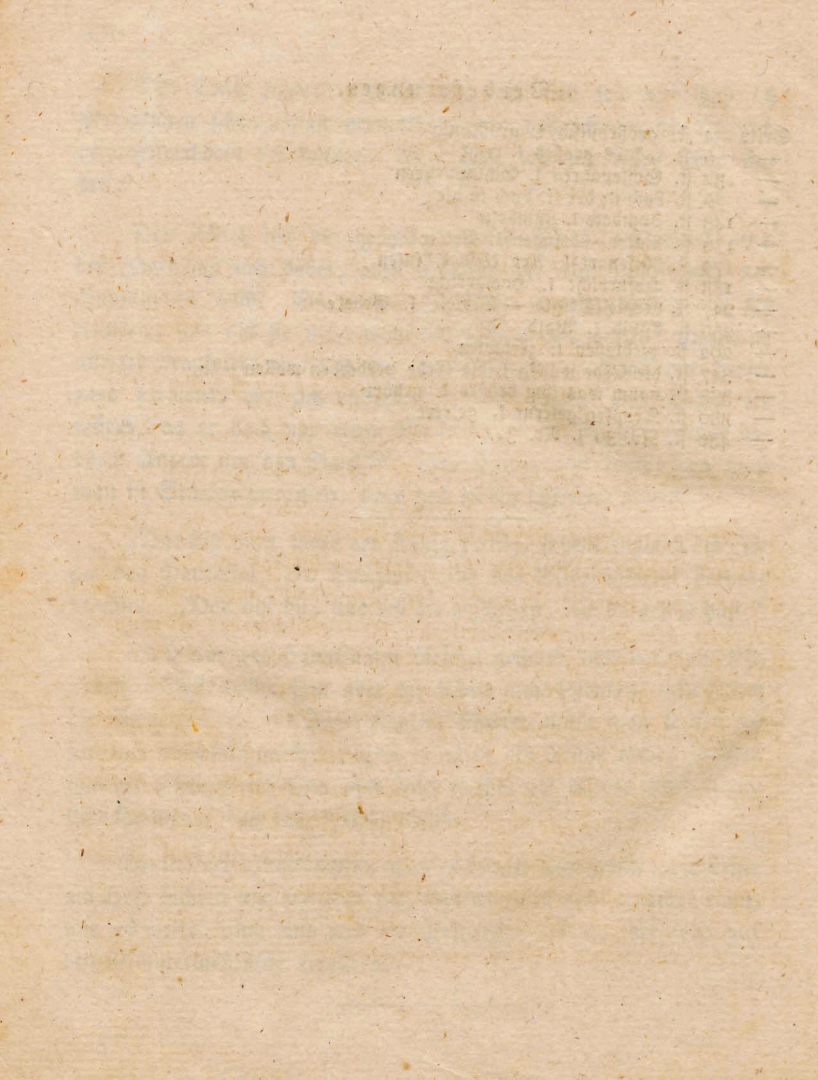
„Das bist du,“ sagte der König zornig, indem zugleich der Jäger den Pantoffel, den Luchzipfel und das Silberschwerdt hervorbrachte. „Das bist du, und soll dir geschehen, wie du gesagt hast.“

Da wurde der Hauptmann bleich, gestand und bat um sein Leben. Das wollte ihm aber der König nicht schenken, weil jedoch die Prinzessin und der Jäger sagten, Narren müsse man laufen lassen und nicht todt machen, denn es lohne der Mühe nicht, verhiess ihm der König das Leben, doch sollte er ihm nie wieder vors Angesicht kommen, sonst müßte er baumeln.

Da lief der Hauptmann, was er konnte und wußte; die Leute am Hofe lachten und freueten sich, und wer nun nicht errathen kann, wie es weiter ging und wer die Prinzessin bekam, der solls auf den Nimmermehrstag erfahren.

Verbeßerungen.

Seite	4	ft. großthuiſch l. großthuiß
—	6	ft. rechtes großes l. recht
—	32	ft. Schlepohren l. Schlappohren
—	76	ft. Loch in der l. Loch in die
—	148	ft. Zymbale l. Zymbeln
—	176	ft. Vater — bringen l. Vetter
—	179	ft. Linſenart l. Art kleiner Linſen
—	183	ft. Hofgericht l. Hochgericht
—	247	ft. vervielfältigte — Gebiete l. Gebete
—	250	ft. Wbid l. Wald
—	292	ft. zerblaßen l. zerblaſen
—	347	ft. die Erde wollen l. die Erde verderben wollen
—	378	ft. nahm was ihm behört l. gehört
—	380	ft. Tropfen gelernt l. geleert
—	430	ft. Nr. 30 l. Nr. 32.



Anzeigen.

Die
früheſte Geſchichte der Welt.
Ein Geſchenk für Kinder
von

Caroline Baronin de la Motte Fouque.

3 Theile. Mit ſchönen Kupfern. Preis 3 Thlr.

8. Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher d. J. 1818.

Die edle, von Deutschland hochverehrte Frau Verfaſſerin giebt ſich unſerer Kinderwelt hin, und erzählt ihr in anmuthiger Sprache die früheſte Geſchichte der Menſchheit, mit ihren wunderſamen und anziehenden Gebilden; die Geſchichte des Urſprungs und der Erweiterung des Menſchengeschlechts; die jüdiſche und die bibliſche Geſchichte, als auch inſbeſondere die des alten Perſiens, Griechenlands und Roms, bis zu den Zeiten Auguſts. Was von ſolcher Hand zur Belehrung geſchrieben wurde, muß mit dem Nützlichen das Anziehende und Unterhaltende in gleichem Maas vereinigten, und ſo werden wir durch dieſes Buch viele junge Freunde und Freundinnen der Weltgeſchichte gewinnen, welche ſich auf dieſem Weg ſo freundlich in daſſelbe eingeführt ſehen. —

Vater Roderich

— unter —

seinen Kindern.

Von

C. F. Sintenis.

Vierte Auflage. 8. Preis 1 Thlr. 8. Gr.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüngern, 1818.

Schon vor mehr als 20 Jahren wurde der wackere Vater Roderich mit großer Begierde gelesen, und, wegen seiner trefflichen Grundsätze, als Haus- und Erziehungsbuch von Eltern, die gute Kinder zu haben wünschten, mit Nutzen gebraucht. Und wie sehr werden die darin aufgestellten Grundsätze noch mehr alle Aufmerksamkeit verdienen, da der würdige Sintenis in der kurzen Vorrede an seine Freunde in Deutschland schreibt: „Ich habe seit der Zeit, da ich ihn schrieb, sechs eigene Kinder, und die damals noch nicht alle geboren waren, wirklich so erzogen, wie hier geschrieben steht. Damals glaubte ich nur, daß Kinder so erzogen werden müßten; jetzt weiß ichs. Wohl mir! meine sechs Kinder sind nun meine Ehre, mein Reichthum, meine Freude, mein Glück, meine Welt, mein Alles. Ich habe also in den Hauptsachen nicht geirrt. Wie ichs vor zwanzig Jahren dachte, so hats die Erfahrung mir bestätigt. Dieses Bekenntniß glaubte ich meinem Buche jetzt wie ein Stempelsiegel auf die Stirn drücken zu müssen. Wer's nun so gut unter seinen Kindern haben will, wie Vater Roderich, der erziehe sie auch wie Vater Roderich.“ — Möchten doch recht viele Eltern durch Anwendung der Maximen des Vater Roderichs in ihren Kindern so glücklich werden, als der Verfasser es, seinem herzlichsten Verständnisse nach, geworden ist.

L e h r b u c h

über die vornehmsten Aufgaben aus der Ebenen- und Körper-Geometrie.

Mit 300 geometrischen Abbildungen.

Von Dr. A. H. C. Gelpke.

8. Leipzig, bey Gerhard Fleischer d. Jüng. 1818.

Preis 1 Rthlr. 12 Gr.

Dieser durch seine Schriften und erfundenen astronomischen Maschinen schon rühmlichst bekannte Verfasser hat hierdurch dem Publikum ein Werk überliefert, welches in seiner Bearbeitung und Nützlichkeit wohl einzig in seiner Art ist, da in demselben überall der deutlichste und faßlichste Vortrag herrscht, und von dem Leichtern zu dem Schwerern allmählig übergegangen ist; so, daß der Schüler kaum die Schwierigkeit dieser Wissenschaft merkt, und mit einem Reichthum von nützlichen und angenehmen Kenntnissen für die Welt versehen wird. Bis jetzt haben wir in dieser Art noch kein Werk, in welchem der Nutzen der Geometrie für alle Stände, der Welt so deutlich und faßlich, mit den gehörigen Gründen versehen, dargestellt worden wäre; wir konnten aber auch ein solches Werk nicht eher erwarten, bis ein Mann durch seine vieljährige Erfahrung geleitet, das Nützliche derselben mit Faßlichkeit des Vortrags herauszuheben verstand; wie solches denn bei dem Bearbeiter dieses gemeinnützigen Buchs aufs Befriedigendste der Fall ist.

W e l t g e s c h i c h t e

für

gebildete Frauenzimmer,

mit vorzüglicher Rücksicht auf Völkersitten
und auf berühmte Frauen aller Zeiten,

von

Johann Genersich

Professor.

1r bis 5r und letzter Thl.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. Jüng. 1817.

Preis 6 Thlr.

Die Kunde der Weltgeschichte ist ja schon seit längerer Zeit eine eben so angenehme als nützliche Beschäftigung unsrer verständigen, ernstern Frauen und Töchter geworden, die auf Bildung Anspruch machen. In diesem unsrer Werke zieht die alte Welt in allen ihren anziehenden Bildern und Gestalten, und die neuere in allen ihren geschichtlichen Begebenheiten, bis auf die neuesten Zeiten vorüber. Es ist alles so leicht und fließend vorgetragen, und das Nützliche mit dem Schönen so gut zusammengestellt, daß sich hoffen läßt, die Leserinnen werden darüber manchen Roman vergessen. Auch wißbegierigen Jünglingen, die es verstehen, daß die Welt, das ist die Menschengeschichte, Bildung und Menschenkenntniß gewährt, ist das Buch höchlich zu empfehlen.

